

Alexandre Dumas

Die
drei Musketiere



2.

Band

Zweiter Teil

1

Der ängstlichste von den vier Freunden war offenbar d'Artagnan, obgleich er als Gardist viel leichter auszurüsten war als die Musketiere. Alle Erkundigungen, die er über Madame Bonacieux einzog, blieben erfolglos. Monsieur de Treville hatte mit der Königin gesprochen; die Königin wußte nicht, wo die junge Frau war, und versprach, sie suchen zu lassen. Aber diese Zusage diente d'Artagnan wenig zur Beruhigung.

Athos verließ sein Zimmer nicht, er war entschlossen, keinen Schritt seiner Ausrüstung wegen zu unternehmen.

»Es bleiben uns vierzehn Tage«, sagte er zu seinen Freunden. »Gut, habe ich oder vielmehr hat sich nach deren Verlauf nichts gefunden, so werde ich, da ich ein zu guter Katholik bin, um mir mit einem Pistolenschuß die Hirnschale zu zerschmettern, einen ehrlichen Streit mit vier Leibwachen Seiner Eminenz oder mit acht Engländern suchen und mich schlagen, bis mich einer tötet, was schließlich nicht ausbleiben kann. Man wird dann sagen, ich sei im Dienste des Königs gefallen, und ich werde meinen Dienst getan haben, ohne daß ich mich auszurüsten brauche.«

Porthos ging fortwährend, die Hände auf dem Rücken und den Kopf schüttelnd, auf und ab und sagte: »Ich habe meine Gedanken«, und Aramis sah sorgenvoll und angegriffen aus und sagte gar nichts.

Man sieht, daß die Verzweiflung Oberhand gewann. Die Lakaien teilten die trübe Stimmung ihrer Herren: Mousqueton kaufte Brotvorräte ein, Bazin verließ die Kirche nicht mehr,

Planchet beobachtete den Flug der Mücken, und Grimaud, den das allgemeine Unglück nicht dazu bringen konnte, daß er das ihm von seinem Herrn auferlegte Stillschweigen gebrochen hätte, stieß so herzerreißende Seufzer aus, daß sich die Steine hätten erbarmen mögen.

Die drei Freunde, denn Athos hatte, wie gesagt, geschworen, keinen Schritt für seine Ausrüstung zu tun, gingen im frühen Morgen aus und kehrten sehr spät heim. Sie irrten in den Straßen umher und betrachteten jeden Pflasterstein, um zu sehen, ob nicht etwa ein Vorübergehender seine Börse hätte fallen lassen. Wenn sie sich begegneten, richteten sie verzweiflungsvolle Blicke aufeinander, die zu fragen schienen: Hast du etwas gefunden?

Da jedoch Porthos zuerst einen Gedanken gehabt und diesen sodann mit der größten Beharrlichkeit verfolgt hatte, so war er auch der erste, der ans Werk ging. D'Artagnan sah ihn eines Tages nach der Kirche Saint-Leu pilgern und folgte ihm unwillkürlich. Er trat in den heiligen Ort ein, nachdem er zuvor seinen Schnurrbart in die Höhe gestrichen und den Knebelbart langgezogen hatte, was bei ihm stets einen Eroberungszug andeutete. Er lehnte sich an die eine Seite eines Pfeilers, d'Artagnan, stets unbemerkt, an die andere.

Es wurde gerade eine Predigt gehalten, weshalb die Kirche sehr voll war. Porthos benutzte diesen Umstand, um die Frauen ins Auge zu fassen. Infolge Mousquetons Bemühungen ließ sein Äußeres nicht auf die Trübsal seines Innern schließen.

D'Artagnan bemerkte auf einer Bank, zunächst dem Pfeiler, an dem Porthos und er lehnten, eine ziemlich reife Schönheit, etwas vertrocknet, aber steif und hochmütig unter ihrer schwarzen Haube. Die Augen unseres Porthos senkten sich verstohlen auf die Dame und schweiften sodann wieder im Schiff der Kirche umher.

Die Dame, die von Zeit zu Zeit errötete, schleuderte mit Blitzesschnelle einen Blick auf den flatterhaften Porthos, und

sogleich fing Porthos wieder an, seine Augen mit aller Macht umherirren zu lassen. Offenbar stachelte dieses Benehmen die Dame mit der Haube ganz ungemein auf; denn sie biß sich in die Lippen, kratzte sich an der Nase und rückte verzweiflungsvoll auf ihrem Stuhl hin und her.

Als dies Porthos merkte, strich er seinen Schnurrbart abermals in die Höhe, zog seinen Knebelbart zum zweitenmal lang und fing an, einer schönen Dame, die nicht nur schön, sondern auch ohne Zweifel eine vornehme Dame war, denn ein Negerknabe brachte ihr das Kissen, auf dem sie kniete, und eine Kammerfrau hinter ihr hielt die mit einem Wappen gestickte Tasche, worin ihr Gebetbuch verwahrt wurde, den Hof zu machen.

Die Dame mit der schwarzen Haube verfolgte Porthos' Blick auf allen seinen Irrfahrten und erkannte, daß er auf die Dame mit dem Samtkissen, dem Negerknaben und der Kammerfrau geheftet blieb.

Währenddessen blinzelte Porthos mit den Augen, legte die Finger auf seine Lippen und lächelte wiederholt in so unwiderstehlicher Weise, daß es der verschmähten Schönen durch Mark und Bein ging.

Sie stieß daher in Form eines mea culpa und sich an die Brust schlagend ein so kräftiges Hm! aus, daß alle und sogar die Dame mit dem roten Kissen sich umwandten. Porthos hielt stand. Er hatte wohl verstanden, aber er spielte den Tauben.

Die sehr schöne Dame mit dem roten Kissen brachte eine mächtige Wirkung auf die Dame mit der schwarzen Haube hervor, die in ihr eine ernsthafte Nebenbuhlerin erblickte, und auch auf Porthos, der sie viel jünger und auch viel hübscher fand, als die Dame mit der schwarzen Haube, endlich auch auf d'Artagnan, der in ihr die Dame von Meung erkannte, die der Mann mit der Narbe als Mylady begrüßt hatte.

Ohne die Dame mit dem roten Kissen aus den Augen zu verlieren, fuhr d'Artagnan fort, auf Porthos zu achten, dessen Benehmen ihn im höchsten Grade belustigte. Er erriet, daß die

Dame mit der schwarzen Haube die Prokuratorsfrau war.

Die Predigt war zu Ende. Die Dame ging auf den Weihkessel zu. Porthos kam ihr zuvor und steckte statt eines Fingers die ganze Hand hinein. Die Dame lächelte, im Glauben, Porthos tue dies um ihretwillen, aber sie wurde schnell und grausam enttäuscht. Als sie nur noch drei Schritte von ihm entfernt war, drehte er den Kopf und heftete seine Augen unveränderlich auf die Dame mit dem roten Kissen, die sich erhoben hatte und mit ihrem Negerknaben und der Kammerfrau näher kam. Als sie nahe bei Porthos war, zog dieser seine tiefende Hand aus dem Weihkessel. Die schöne Andächtige berührte mit ihrer zarten Porthos' plumpe Hand, machte lächelnd das Zeichen des Kreuzes und verließ die Kirche.

Das war zuviel für die Verschmähte, sie zweifelte nicht mehr daran, daß diese Dame und Porthos in einem Liebesverhältnis standen. Wäre sie eine vornehme Dame gewesen, so würde sie in Ohnmacht gefallen sein, da sie aber nur eine Prokuratorsfrau war, so begnügte sie sich, mit verhaltener Wut zu Porthos zu sagen: »Ei, Monsieur Porthos, Ihr bietet mir kein Weihwasser?«

Porthos machte beim Klang dieser Stimme eine Bewegung, etwa wie ein Mensch, der nach einem Schlaf von hundert Jahren erwacht.

»Ma... Madame!« rief er, »seid Ihr es wirklich? Wie befindet sich Euer Gemahl, der liebe Monsieur Coquenard? Ist er noch immer so ein großer Filz wie früher? Wo hatte ich denn die Augen, daß ich Euch während der zwei Stunden der Predigt nicht einmal bemerkte?«

»Ich war nur zwei Schritte von Euch entfernt, Monsieur, aber Ihr bemerktet mich nicht, weil Ihr nur Augen für die schöne Dame hattet, der Ihr soeben Weihwasser botet.«

Porthos stellte sich, als geriete er in Verlegenheit.

»Ah!« sagte er, »Ihr habt wahrgenommen ...«

»Man müßte blind sein, um es nicht zu sehen.«

»Ja«, sagte Porthos lächelnd, »es ist eine Herzogin, eine Freundin von mir, mit der ich wegen der Eifersucht ihres Gatten nur unter den größten Schwierigkeiten zusammenkommen kann, und die mich benachrichtigt hatte, sie würde heute, nur um mich zu sehen, in dieser baufälligen Kirche, in dieser abgelegenen, öden Gegend erscheinen.«

»Monsieur Porthos, würdet Ihr wohl die Güte haben, mir den Arm auf fünf Minuten zu bieten? Ich möchte gern mit Euch sprechen.«

»Wie, Madame!« sagte Porthos, sich selbst zublinzelnd, wie ein Spieler, der über den Toren lacht, den er zu fangen im Begriffe ist.

In diesem Augenblick ging d'Artagnan, Mylady verfolgend, vorüber. Er warf Porthos einen Seitenblick zu und las den Triumph in seinem Auge. »Ei, ei«, sagte er zu sich selbst, »da ist einer, der wohl in der vorgeschriebenen Frist ausgerüstet sein wird.«

Dem Druck des Armes seiner Prokuratorsfrau wie eine Barke dem Steuerruder nachgebend, gelangte Porthos in einen wenig besuchten, an beiden Enden durch Drehkreuze geschlossenen Gang.

»Ah, Monsieur Porthos«, rief die Prokuratorsfrau, nachdem sie sich versichert hatte, daß sie von niemand gesehen oder gehört werden konnten, »Ihr seid, wie es scheint, ein großer Eroberer.«

»Ich, Madame?« fragte Porthos, sich spreizend. »Und wieso?«

»Nun, die Zeichen von vorhin und das Weihwasser soeben! Es ist mindestens eine Prinzessin, diese Dame mit ihrem Negerknaben und ihrer Kammerfrau.«

»Ihr täuscht Euch. Mein Gott, es ist nur eine Herzogin.«

»Und der Läufer, der an der Tür wartete, und die Karosse mit dem Kutscher in großer Livree.«

Porthos hatte weder Läufer noch Karosse gesehen, aber mit dem Blick der Eifersucht hatte Madame Coquenard alles wahrgenommen. Porthos bedauerte, daß er die Dame mit dem roten Kissen nicht auf den ersten Schlag zu einer Prinzessin gemacht hatte.

»Ah, Ihr seid der Liebling der Schönen, Monsieur Porthos«, versetzte die Prokuratorsfrau seufzend. – »Ihr mögt wohl denken«, erwiderte Porthos, »daß es mir bei einem Äußerem, wie es mir die Natur vergönnt hat, nicht an Glück fehlen kann.« – »Mein Gott, wie schnell Männer doch vergessen!« rief die Prokuratorsfrau, die Augen zum Himmel erhebend. – »Mir scheint es, weniger schnell als die Frauen, denn schließlich kann ich wohl sagen, daß ich Euer Opfer war, als ich mich verwundet und sterbend, von den Ärzten verlassen sah. Ich, der Sprößling einer erhabenen Familie, der ich mich Eurer Freundschaft anvertraut hatte, wäre in einer schlechten Herberge in Chantilly anfangs beinahe an meinen Wunden und dann vor Hunger gestorben, und zwar, ohne daß Ihr mich nur einer Antwort auf die dringenden Briefe würdigtet, die ich an Euch schrieb.« – »Aber, Monsieur Porthos ...« murmelte die Prokuratorsfrau, die einsah, daß sie im Unrecht war. – »Ich, der ich für Euch die Comtesse de Penaflor opferte!« – »Ich weiß es wohl.« – »Die Baronesse de ...« – »Monsieur Porthos, peinigt mich nicht.« – »Die Comtesse de ...« -»Monsieur Porthos, seid edelmütig!« – »Ihr habt recht, Madame, ich werde nicht vollenden.« – »Die Schuld liegt an meinem Mann, der nichts von Darlehen hören will.« – »Madame Coquenard«, sagte Porthos, »erinnert Euch des ersten Briefes, den Ihr mir geschrieben habt, und der tief in mein Herz geprägt ist.«

Die Prokuratorsfrau vergoß eine Träne und sagte: »Monsieur Porthos, ich schwöre Euch, daß Ihr mich schwer bestraft habt und daß, wenn Ihr Euch in Zukunft in einer ähnlichen Verlegenheit befindet, nur an mich wenden dürft.«

»Pfui, Madame«, rief Porthos empört, »sprechen wir nicht

von Geld, wenn es Euch beliebt, denn das ist demütigend.«

»Also liebt Ihr mich nicht mehr?« fragte die Prokuratorsfrau langsam und traurig.

Porthos beobachtete ein würdevolles Stillschweigen.

»Also auf diese Weise antwortet Ihr mir? Ach! Ich begreife!« – »Denkt an die Beleidigung, die Ihr mir zugefügt habt. Sie ist hier haften geblieben«, sagte Porthos und preßte die Hand an sein Herz. – »Ich werde sie wiedergutmachen, hört wohl, mein lieber Porthos.« – »Überdies, was verlangte ich von Euch?« versetzte Porthos, gutmütig mit der Schulter zuckend, »eine Anleihe, nichts weiter; im ganzen bin ich kein unbilliger Mensch, ich weiß, daß Ihr nicht reich seid, Madame Coquenard, und daß Euer Mann die armen Prozeßkrämer besteuern muß, um ihnen ein paar Taler abzulocken. Oh! wenn Ihr eine Gräfin, eine Marquise oder eine Herzogin wäret, dann wäre es etwas ganz anderes, und ich wüßte keine Entschuldigung für Euch zu finden.«

Die Prokuratorsfrau erwiderte gereizt: »Wißt, Porthos, daß meine Geldkasse vielleicht besser gespickt ist, als die aller Eurer zugrunde gerichteten Zierpüppchen.« – »Das ist eine doppelte Beleidigung für mich«, sagte Porthos, seinen Arm von dem der Prokuratorsfrau losmachend, »denn wenn Ihr reich seid, Madame Coquenard, so ist Eure Weigerung völlig unentschuldigbar.« – »Wenn ich Euch sage reich«, erwiderte die Prokuratorsfrau, die sah, daß sie sich etwas zu weit hatte fortreißen lassen, »so darf man meine Worte nicht buchstäblich nehmen. Ich bin nicht reich, aber wohlhabend.« – »Gut, Madame«, sagte Porthos. »Reden wir nicht mehr hiervon, ich bitte Euch. Ihr habt mich verkannt, jede Sympathie ist zwischen uns erloschen.« – »Undankbarer Mensch!« – »Ihr habt wohl ein Recht, Euch zu beklagen.« – »Geht also mit Eurer Herzogin. Ich halte Euch nicht zurück.« – »Ach, Madame«, entgegnete Porthos, mit dem schwermütigsten Ton, den er anzunehmen vermochte, »wenn wir in einen Krieg ziehen, in einen Krieg, wo

mir meine Ahnungen sagen, daß ich meinen Tod finden werde ...« – »Oh! spricht nicht solche Dinge«, rief die Prokuratorsfrau und brach in ein Schluchzen aus. – »Irgend etwas sagt mir dies«, fuhr Porthos, immer schwermütiger werdend, fort. – »Gesteht vielmehr, daß Ihr eine neue Liebe hegt.« – »Nein, gewiß nicht, ich rede offenherzig mit Euch. Kein neuer Gegenstand rührt mich, und ich fühle, daß sogar hier im Grunde meines Herzens etwas für Euch spricht. Aber in vierzehn Tagen wird dieser unselige Feldzug eröffnet, und ich sehe mich durch meine Ausrüstung in Anspruch genommen. Darum muß ich eine Reise zu meiner Familie machen, die im entferntesten Teil der Bretagne wohnt, um die erforderlichen Summen zu erhalten.«

Porthos bemerkte einen letzten Kampf zwischen der Liebe und dem Geiz.

»Und da die Güter der Herzogin«, fuhr er fort, »die Ihr eben in der Kirche gesehen habt, bei den meinigen liegen, so machen wir die Reise miteinander. Eine Reise ist bekanntlich viel kurzweiliger, wenn man sie zu zweit macht.« – »Ihr habt also keine Freunde in Paris, Monsieur Porthos?« – »Ich glaubte, welche zu haben«, erwiderte Porthos mit seiner schwermütigen Miene, »aber ich habe eingesehen, daß ich mich täuschte.« – »Ihr habt Freunde, Monsieur Porthos, Ihr habt«, versetzte die Prokuratorsfrau mit einer Begeisterung, über die sie selbst erstaunte. »Ihr seid der Sohn meiner Tante, folglich mein Vetter. Ihr kommt aus Noyon in der Picardie; Ihr habt mehrere Prozesse in Paris und keinen Prokurator. Werdet Ihr dies alles wohl behalten?« – »Vollkommen, Madame.« – »Kommt zur Mittagszeit.« – »Sehr gut.« – »Und haltet Euch fest an meinen Mann, der es trotz seiner sechsundsiebzig Jahre faustdick hinter den Ohren hat.« – »Sechsundsiebzig Jahre! Pest! Was für ein schönes Alter!« – »Hohes Alter, wollt Ihr sagen, Monsieur Porthos. Der liebe alte Mann kann mich auch jeden Augenblick zur Witwe machen«, fuhr sie mit einem vielsagenden Blick fort. »Glücklicherweise ist nach dem unter uns abgeschlossenen

Heiratsvertrag der überlebende Teil Erbe des ganzen Vermögens.« – »Des ganzen?« sagte Porthos. – »Des ganzen.« – »Ihr seid eine vorsichtige Frau, wie ich sehe, meine liebe Madame Coquenard«, sagte Porthos, der Prokuratorsfrau zärtlich die Hand drückend. – »Wir sind also ausgesöhnt, lieber Monsieur Porthos«, sagte sie geziert. – »Fürs ganze Leben«, antwortete Porthos ebenso. – »Auf Wiedersehen also, mein Verräter.« – »Auf Wiedersehen, meine Vergeßliche.« – »Morgen, mein Engel?« – »Morgen, Flamme meines Lebens!«

2

D'Artagnan war Mylady gefolgt, ohne daß er von ihr bemerkt wurde. Er sah sie in den Wagen steigen und hörte sie dem Kutscher Befehle geben, nach Saint-Germain zu fahren.

D'Artagnan kehrte nach der Rue Ferou zurück. In der Rue de la Seine traf er Planchet. Er gab ihm Befehl, zwei Pferde in den Ställen des Monsieur de Treville zu satteln und ihn bei Athos damit abzuholen. Monsieur de Treville hatte d'Artagnan ein für allemal seine Ställe zur Verfügung gestellt.

Planche! begab sich in die Rue du Colombier, d'Artagnan in die Rue Pérou. Athos war zu Hause und leerte in trauriger Stimmung eine von den Flaschen des spanischen Weines, den er von seiner Reise in die Picardie mitgebracht hatte. Er gab Grimaud ein Zeichen, für d'Artagnan ein Glas zu bringen.

D'Artagnan erzählte dann Athos alles, was sich in der Kirche zwischen Porthos und der Prokuratorin zugetragen hatte, und wie wahrscheinlich schon zu dieser Stunde ihr Freund auf dem Wege sei, sich seine Ausrüstung zu beschaffen.

»Was mich anbelangt«, erwiderte Athos darauf, »so bin ich unbesorgt, mir werden die Frauen meine Ausrüstung nicht verschaffen.« – »Und doch würden einem so hübschen, galanten, hohen Herrn, wie Ihr seid, mein lieber Athos, weder

Prinzessinnen noch Königinnen ihr Herz verschließen.« – »Wie jung doch dieser d'Artagnan ist!« sagte Athos mit einem Achselzucken und gab Grimaud ein Zeichen, eine zweite Flasche zu bringen.

In diesem Augenblick steckte Planchet bescheiden den Kopf durch die halb geöffnete Türe und meldete seinem Herrn, daß die beiden Pferde bereit ständen.

»Welche Pferde?« fragte Athos, »Zwei, die Monsieur de Treville mir für meine Spazierritte leiht, und mit denen ich mich nach Saint-Germain begeben will.« – »Und was wollt Ihr in Saint-Germain?« fragte Athos wieder.

Da erzählte ihm d'Artagnan seine Begegnung in der Kirche und daß er die Frau wiedergesehen habe, die, wie der Mann im schwarzen Mantel und mit der Narbe an der Schläfe, ihm nie aus dem Kopf gegangen war.

»Das heißt, Ihr seid in sie verliebt, wie Ihr es in Madame Bonacieux ward«, sagte Athos und zuckte verächtlich mit den Achseln, als hätte er mit dieser menschlichen Schwäche Mitleid. – »Ich? Keineswegs!« rief d'Artagnan. »Ich möchte nur das Geheimnis lüften, in das sie sich hüllt. Ich weiß nicht warum, aber ich bilde mir ein, diese Frau, so unbekannt sie mir ist, übe einen Einfluß auf mein Leben aus.«

»Im Grunde habt Ihr recht«, sagte Athos, »ich kenne nicht eine Frau, die der Mühe wert wäre, daß man sie suche, wenn sie verloren ist. Madame Bonacieux ist verloren, umso schlimmer für sie, mag sie zusehen, wie sie wiedergefunden wird.«

»Nein, Athos, nein, Ihr täuscht Euch«, sagte d'Artagnan, »ich liebe meine arme Constance mehr als je, und wenn ich wüßte, wo sie ist, würde ich aufbrechen und – wäre es am Ende der Welt – sie den Händen ihrer Feinde entreißen.« – »Zerstreut Euch also mit Mylady, mein lieber d'Artagnan, ich wünsche es Euch von ganzem Herzen, wenn Euch dies unterhalten kann.«

»Hört, Athos«, sagte d'Artagnan, »anstatt Euch da so

einzusperren, reitet lieber mit mir nach Saint-Germain.« – »Mein Lieber«, antwortete Athos, »ich reite nur auf eigenen Pferden, wenn ich welche habe, wenn nicht, dann gehe ich zu Fuß.« – »Nun«, erwiderte d'Artagnan, indem er über die Unfreundlichkeit lächelte, die ihn bei jedem andern als bei Athos sicherlich verletzt hätte, »ich bin weniger stolz als Ihr und besteige jedes Pferd. Also auf Wiedersehen, mein lieber Athos.«

»Auf Wiedersehen«, sagte der Musketier, indem er Grimaud ein Zeichen gab, die Flasche zu entkorken, die er eben gebracht hatte.

D'Artagnan und Planchet sprangen in den Sattel und schlugen die Straße nach Saint-Germain ein.

Er schaute, durch eine ziemlich öde Straße reitend, rechts und links, ob er nicht irgendeine Spur von seiner schönen Engländerin finden könnte, als er im Erdgeschoß eines hübschen Hauses ein bekanntes Gesicht erblickte. Planchet erkannte den Träger dieses Gesichts, der auf einer mit Blumen geschmückten Terrasse spazierenging.

»Ei, Monsieur«, sagte er, sich an d'Artagnan wendend, »erinnert Ihr Euch dieses Gesichts nicht mehr, das dort Maulaffen feil hält?«

»Nein, und doch weiß ich gewiß, daß ich diesen Menschen nicht zum erstenmal sehe.«

»Bei Gott, ich glaube es wohl, das ist der arme Lubin, der Lakai des Comte de Wardes, den Ihr vor einem Monat in Calais auf dem Wege nach dem Landhaus des Gouverneurs so übel zugerichtet habt.«

»Ach! Ja, so ist's, ich erkenne ihn nun wieder. Glaubst du, daß er dich auch erkennt?«

»Wahrhaftig, Monsieur, er war so voll Angst, daß ich nicht glaube, daß ich ihm im Gedächtnis geblieben bin.«

»Nun, so geh' und rede mit dem Burschen, erkundige dich, ob sein Herr noch lebt.«

Planchet stieg ab, ging gerade auf Lubin zu, der ihn wirklich nicht erkannte, und die beiden Bedienten fingen an, in schönster Eintracht miteinander zu plaudern, während d'Artagnan die Pferde in ein Gäßchen trieb, rund um ein Haus ritt und zurückkehrte, um hinter einem Haselnußstrauch das Gespräch anzuhören.

Kaum hatte er sich einen Augenblick seinen Beobachtungen hingegeben, als er Wagengerassel vernahm und Myladys Prunkwagen ihm gegenüber anhielt. Er konnte sich nicht täuschen. Mylady saß darin. D'Artagnan legte sich auf den Hals seines Pferdes, um alles zu sehen, ohne gesehen zu werden. Mylady schaute mit ihrem reizenden blonden Kopf aus dem Kutschenschlag heraus und gab ihrer Zofe Befehle. Diese, ein hübsches, lebhaftes, flinkes Mädchen, sprang von dem Fußtritt herab und wandte sich nach der Terrasse, wo d'Artagnan Lubin bemerkt hatte.

D'Artagnan folgte der Zofe mit den Augen und sah sie nach der Terrasse gehen. Zufälligerweise aber hatte ein Befehl aus dem Inneren des Hauses Lubin hineingerufen, und Planchet war allein geblieben. Die Kammerfrau näherte sich Planchet, den sie für Lubin hielt, gab ihm ein Billett und sagte: »Für Euern Herrn.«

»Für meinen Herrn?« fragte Planchet sehr erstaunt.

»Ja – und es hat große Eile – , nehmt also geschwind!«

Hierauf ging sie nach dem Wagen zurück, der wieder, nachdem sie aufgesprungen war, zurückfuhr.

Planchet wandte das Billett um und um, lief dann von der Terrasse hinab, eilte in das Gäßchen und traf nach zwanzig Schritten seinen Herrn, der alles gesehen hatte und ihm entgegen kam. »Für Euch, Monsieur«, sagte Planchet, das Billett dem jungen Mann überreichend.

»Für mich? Bist du dessen ganz gewiß?«

»Bei Gott, ganz gewiß, die Zofe sagte: ›Für deinen Herrn‹. Ich

habe keinen andern Herrn außer Euch, also ... Ein hübscher Bissen von einem Mädchen, diese Zofe, wahrhaftig.«

D'Artagnan öffnete den Brief und las folgende Worte:

»Eine Person, die sich mehr für Euch interessiert, als sie sagen kann, wünscht zu wissen, an welchem Tage sie Euch im Walde treffen kann. Morgen erwartet ein schwarzrot gekleideter Bedienter im Gasthof zum ›Goldenen Felde‹ Eure Antwort.«

»Oh! Oh!« sagte d'Artagnan zu sich selbst, »das ist ein lebhaftes Tempo. Es scheint, Mylady und ich interessieren uns für denselben Patienten. Nun, Planchet, laßt hören, wie befindet sich der Comte de Wardes? Er ist also nicht tot?«

»Nein, Monsieur, es geht ihm so gut, als es einem mit vier Degenstichen im Leibe gehen kann, denn Ihr habt diesem Edelmann vier ganz tadellose beigebracht, und er ist noch sehr schwach, da er beinahe all sein Blut verloren hat. Lubin erkannte mich nicht und erzählte mir das ganze Abenteuer von Anfang bis zum Ende.«

»Sehr gut, Planchet, du bist der König der Lakaien. Jetzt steig aufs Pferd, und wir wollen dem Wagen nachreiten.«

Das dauerte nicht lange. Nach fünf Minuten erblickte man den Wagen, der auf der Straße still hielt, ein reichgekleideter Kavalier befand sich am Kutschenschlag.

Das Zwiegespräch zwischen Mylady und dem Kavalier war so lebhaft, daß d'Artagnan auf der andern Seite des Wagens halt machte, ohne daß jemand, außer der hübschen Zofe, seine Gegenwart bemerkte.

Die Unterredung fand in englischer Sprache statt, von der d'Artagnan nichts verstand, aber am Ausdruck glaubte der junge Mann zu erkennen, daß die schöne Engländerin sehr erzürnt war. Sie schloß mit einer Gebärde, die ihm keinen Zweifel über die Natur der Unterhaltung ließ, das heißt, mit einem heftigen Schlag mit dem Fächer, so daß dieser in tausend Stücke zersplitterte.

Der Reiter brach in ein Gelächter aus, das Mylady in Verzweiflung zu bringen schien. D'Artagnan meinte, das sei der geeignete Augenblick, sich bemerkbar zu machen; er näherte sich dem Kutschenschlag, zog ehrfurchtsvoll seinen Hut und sagte: »Madame, erlaubt mir, Euch meine Dienste anzubieten. Es scheint mir, dieser Kavalier hat Euch in Zorn gebracht, sprecht ein Wort und ich übernehme es, ihn für seinen Mangel an Höflichkeit zu bestrafen.«

»Mein Herr«, antwortete sie in gutem Französisch, »mit freudigem Herzen würde ich mich unter Euern Schutz stellen, wenn es nicht mein Bruder wäre.«

»Oh! Dann verzeiht mir«, sagte d'Artagnan, »Ihr begreift, daß ich das nicht wußte, Madame.«

»Was hat sich denn dieser Narr in unsere Angelegenheit zu mischen«, rief, sich zum Kutschenschlag herabbeugend, der Kavalier, den Mylady als ihren Bruder bezeichnet hatte.

»Selbst Narr«, erwiderte d'Artagnan, sich ebenfalls auf den Hals seines Pferdes herabbeugend und durch den Kutschenschlag redend.

Der Kavalier richtete einige englische Worte an seine Schwester.

»Ich spreche französisch mit Euch«, rief d'Artagnan; »ich bitte Euch also, macht mir das Vergnügen und antwortet mir in derselben Sprache. Ihr seid der Bruder dieser Dame, gut! Aber Ihr seid glücklicherweise nicht mein Bruder.«

Man hätte glauben sollen, Mylady würde mit weiblicher Ängstlichkeit gleich beim Ausbruch des Streites zu vermitteln suchen, aber sie warf sich im Gegenteil in ihren Wagen zurück und rief dem Kutscher kalt zu: »Fahr nach dem Hôtel!«

Die hübsche Zofe warf einen unruhigen Blick auf d'Artagnan, dessen gefälliges Aussehen einen bestechenden Eindruck auf sie gemacht zu haben schien.

Der Wagen fuhr weiter und ließ die beiden Männer einander

gegenüber. Der Engländer machte eine Bewegung, um dem Wagen zu folgen, aber d'Artagnan fiel ihm in die Zügel und hielt ihn zurück.

»Ei!« sagte er, »Ihr scheint mir noch mehr Narr zu sein als ich, denn es kommt mir vor, als wolltet Ihr vergessen, daß wir eben in Streit geraten waren.«

»Ah«, sagte der Engländer, »Ihr seid es? Ihr müßt also immer spielen?«

»Ja, und das erinnert mich daran, daß ich noch eine Revanche zu nehmen habe. Wir wollen sehen, mein lieber Herr, ob Ihr den Degen auch so geschickt schwingen könnt wie den Würfelbecher.«

»Ah! Ah!« entgegnete der Engländer, »Ihr müßt sehen, daß ich keinen Degen bei mir habe. Wollt Ihr gegen einen Unbewaffneten den Tapferen spielen?« – »Ich hoffe, Ihr werdet zu Hause einen besitzen. Jedenfalls habe ich zwei, und wenn Ihr wollt, so würfle ich um einen mit Euch.« – »Unnötig, ich bin hinreichend mit dergleichen versehen.« – »Gut, Monsieur, wählt Euren längsten Degen und zeigt ihn mir heute abend.« – »Wo, wenn ich bitten darf?« – »Hinter dem Luxembourg, das ist ein allerliebstes Plätzchen für Spaziergänge, wie ich sie Euch vorschlage.« – »Schön, man wird sich einfinden.« – »Zu welcher Stunde?« – »Um sechs Uhr.« – »Ihr habt auch wohl ein paar Freunde?« – »Ich habe drei, die sich eine Ehre daraus machen würden, dasselbe Spiel zu spielen, wie ich.« – »Drei? Vortrefflich! Wie sich das trifft!« rief d'Artagnan, »das ist gerade meine Zahl.« – »Und nun, wer seid Ihr?« – »Ich bin d'Artagnan, gascognischer Edelmann, diene bei der Leibwache, Kompanie des Monsieur des Essarts. Und Ihr?« – »Ich bin Lord Winter, Baron von Sheffield.« – »Gut, ich bin Euer Diener, mein Monsieur de Baron.«

Und er spornte sein Roß und galoppierte Paris zu. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, stieg er unmittelbar bei Athos ab. Er fand diesen auf dem Bett liegend, wo er, wie er

sagte, wartete, bis ihn seine Ausrüstung aufsuchen würde. D'Artagnan erzählte Athos, abgesehen von dem Brief an den Comte de Wardes, alles was vorgefallen war. Athos war entzückt, als er erfuhr, daß er sich mit einem Engländer schlagen sollte. Sogleich wurden auch Porthos und Aramis durch die Lakaien von der Lage der Dinge in Kenntnis gesetzt.

D'Artagnan entwarf in aller Stille einen kleinen Plan, von dessen Ausführung wir später hören werden, und der ihm ein anmutiges Abenteuer verhiess, wie man an dem Lächeln sehen konnte, das von Zeit zu Zeit über sein Antlitz flog.

*

Zur bestimmten Stunde begab man sich mit den vier Lakaien hinter dem Luxembourg in ein Gehege, wo Ziegen weideten; Athos gab dem Hirten ein Goldstück, damit er sich entfernte. Die Lakaien mußten Wache halten. Bald stellten sich auch die Gegner ein, und es fand nach englischem Brauch die Vorstellung statt, wobei es sich herausstellte, daß die Engländer insgesamt Leute von hohem Stande waren; die sonderbaren Namen ihrer Gegner überraschten sie deshalb nicht nur, sondern sie beunruhigten sie geradezu.

»Aber bei alledem«, sagte Lord Winter, als die drei Freunde sich vorgestellt hatten, »wissen wir noch nicht, wer ihr seid, und wir schlagen uns nicht mit Leuten, die solche Namen führen. So heißen ja Hirten.« – »Es sind auch, wie Ihr wohl vermutet, Mylord«, erwiderte Athos, »angenommene Namen.« – »Umso mehr wünschen wir, die wahren Namen kennenzulernen«, erwiderte der Engländer. – »Auch ohne unsere Namen zu kennen«, versetzte Athos, »habt Ihr so gut mit uns gespielt, daß Ihr uns beide Pferde abgewonnen habt.«

»Das ist wahr, aber wir setzten nur unsere Pistolen aufs Spiel, jetzt geht es um unser Blut. Man spielt mit jedermann, schlägt

sich aber nur mit seinesgleichen.« – »Das ist ganz in Ordnung«, meinte Athos und nannte den der vier Engländer, mit welchem er sich schlagen sollte, leise seinen Namen. Porthos und Aramis taten ihrerseits dasselbe.

»Genügt das?« fragte Athos seinen Gegner, »und findet Ihr meine Abkunft vornehm genug, um mir die Ehre zu erweisen, den Degen mit mir zu kreuzen?« – »Ja, Monsieur«, antwortete der Engländer, sich verbeugend. – »Gut! Soll ich Euch nun etwas sagen?« versetzte Athos kalt. – »Was?« fragte der Engländer. – »Ihr hättet besser daran getan, nicht von mir zu fordern, daß ich meinen Namen nenne.« – »Wieso?« – »Weil man mich für tot hält, und ich aus triftigen Gründen wünschen muß, daß mein Geheimnis bewahrt bleibe; ich werde Euch deshalb töten müssen, um eine Entdeckung zu verhüten.«

Der Engländer schaute Athos an und glaubte, dieser scherze, aber Athos scherzte durchaus nicht.

»Messieurs«, sagte Athos, sich an seine Gefährten und seinen Gegner wendend, »sind wir fertig?« – »Ja«, antworteten alle einstimmig. – »Dann legt aus!«

Und alsbald glänzten acht Degen in den Strahlen der untergehenden Sonne, und rasch begann der Kampf mit einer Erbitterung, die bei dem gegenseitigen Nationalhaß ganz natürlich war.

Athos tötete seinen Gegner zuerst. Er hatte ihm nur einen Stoß beigebracht, aber dieser war, wie er vorhergesehen, tödlich gewesen, der Degen drang durch das Herz. Hierauf streckte Porthos seinen Gegner zu Boden, er hatte ihm den Schenkel durchstoßen. Da ihm der Engländer seinen Degen übergab, so nahm er ihn in seine Arme und trug ihn in seinen Wagen. Aramis bedrängte seinen Kontrahenten so heftig, daß er ihn, nachdem er ihn fast fünfzig Schritte hinter seine Stellung gedrängt hatte, kampfunfähig machte. D'Artagnan verhielt sich nur abwehrend. Erst als er seinen Gegner sehr ermüdet sah, schlug er ihm mit einem heftigen Querstoß den Degen aus der

Faust. Sobald der Baron sich entwaffnet sah, machte er ein paar Schritte rückwärts, aber bei dieser Bewegung glitt sein Fuß aus, und er fiel auf die Erde. D'Artagnan war mit einem Sprung bei ihm und setzte ihm den Degen an die Kehle.

»Ich könnte Euch töten, Monsieur«, sagte er zu dem Engländer, »und Ihr seid in meinen Händen, aber ich schenke Euch Eurer Schwester zuliebe das Leben!«

Entzückt darüber, daß er es mit einem Edelmann von so edlem Charakter zu tun hatte, schloß der Engländer d'Artagnan in seine Arme, sagte den drei Musketieren tausend Schmeicheleien, und da Porthos' Gegner bereits in den Wagen gebracht war und der von Aramis sich aus dem Staube gemacht hatte, so dachte man nur an den Toten.

Als ihn Porthos und Aramis in der Hoffnung, seine Wunde würde doch nicht tödlich sein, entkleideten, fiel eine schwere Börse aus seinem Gürtel. D'Artagnan hob sie auf und reichte sie Lord Winter.

»Ei, zum Teufel, was soll ich denn damit machen?« fragte der Engländer. – »Gebt die Börse seiner Familie zurück!« – »Seine Familie kümmert sich nicht um solche Lappalien. Sie erbt eine Rente von fünfzehntausend Louisdor. Behaltet die Börse für die Lakaien.«

»Gut«, sagte Athos, »aber geben Sie die Börse nicht unseren Lakaien, sondern den englischen.« Er nahm sie und warf sie dem Kutscher zu. »Für dich und deine Kameraden.« Diese großmütige Geste machte auf alle, außer auf Mousqueton, Grimaud, Bazin und Planchet, den besten Eindruck.

»Und nun, mein junger Freund, denn Ihr erlaubt mir hoffentlich, daß ich Euch diesen Namen gebe«, sagte Lord Winter, »noch heute abend, wenn es Euch genehm ist, stelle ich Euch Lady Clarick, meiner Schwester, vor, denn sie soll Euch ebenfalls gewogen werden, und da sie bei Hofe nicht übel angeschrieben ist, so wird vielleicht in Zukunft ein Wort von ihr nicht unvorteilhaft für Euch sein.«

D'Artagnan errötete vor Vergnügen und verbeugte sich zum Zeichen der Einwilligung.

Diese Vorstellung bei Mylady beschäftigte die Phantasie unseres Gascogners außerordentlich. Er erinnerte sich, auf wie seltsame Weise diese Frau bis jetzt in sein Geschick verwickelt gewesen war. Nach seiner Überzeugung war sie ein Geschöpf des Kardinals, und dennoch sah er sich unwiderstehlich durch eines jener Gefühle, von denen man sich keine Rechenschaft gibt, zu ihr hingezogen.

D'Artagnan fing damit an, daß er in seinem Zimmer glänzende Toilette machte, dann kehrte er zu Athos zurück und erzählte diesem seiner Gewohnheit gemäß alles. Athos hörte ruhig seine Pläne an, schüttelte den Kopf und empfahl ihm mit einer gewissen Bitterkeit große Vorsicht.

»Wie«, sagte er zu ihm, »Ihr habt soeben eine Frau verloren, die Ihr gut, reizend und vollkommen fandet, und jetzt lauft Ihr schon wieder einer anderen nach?« D'Artagnan fühlte, daß dieser Vorwurf begründet war. »Ich liebe Madame Bonacieux mit dem Herzen, während ich Mylady mit dem Kopf liebe«, sagte er. »Indem ich mich bei ihr einführen lasse, suche ich hauptsächlich mir über eine Rolle klar zu werden, die sie bei Hofe spielt.«

»Die Rolle, die sie spielt! Bei Gott, die ist wohl nach allem, was Ihr mir gesagt habt, nicht schwer zu erraten. Sie ist eine Spionin des Kardinals, eine Frau, die Euch in eine Falle locken wird, in der Ihr ganz hübsch Euren Kopf werdet lassen müssen.«

»Teufel, mein lieber Athos, es scheint mir, Ihr seht zu schwarz.« – »Mein Lieber, ich mißtraue den Frauen. Kann es anders sein? Ich habe genug leiden müssen, besonders von den Blondes. Mylady ist blond, nicht wahr?« – »Ich habe nie so schönes blondes Haar gesehen.« – »Ach, mein armer d'Artagnan!« seufzte Athos.

»Hört, ich will mir ja nur Klarheit verschaffen. Wenn ich weiß, was ich wissen wollte, halte ich mich fern.« – »Verschafft

Euch also Klarheit«, erwiderte Athos phlegmatisch.

Zur bestimmten Zeit erschien Lord Winter und brachte unsern Gasconner in einem Prunkwagen zur Place Royale.

Mylady empfing d'Artagnan höchst verbindlich.

»Ihr seht hier«, sagte Lord Winter, »einen jungen Edelmann, der mein Leben in seinen Händen hatte und es doch schonte, obgleich wir doppelte Feinde waren, einmal weil ich ihn beleidigt hatte, und dann weil ich Engländer bin. Dankt ihm also, wenn Ihr einige Freundschaft für mich fühlt.«

Mylady zog die Augenbrauen etwas zusammen. Eine kaum bemerkbare Wolke lagerte sich über ihre Stirn, und ein so seltsames Lächeln erschien auf ihren Lippen, daß der junge Mann, der diese dreifache Äußerung bemerkte, von einem leichten Schauer erfaßt wurde.

»Seid willkommen, Monsieur«, sagte Mylady mit einer Stimme, deren Weichheit in seltsamem Widerspruch zu dem von d'Artagnan bemerkten Mienenspiel stand, »denn Ihr habt Euch heute ein ewiges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.«

Die hübsche Zofe, die d'Artagnan bereits gesehen hatte, trat ein, sie sagte einige Worte auf Englisch zu Lord Winter, der augenblicklich d'Artagnan um Erlaubnis bat, sich entfernen zu dürfen.

D'Artagnan tauschte einen Händedruck mit Lord Winter und wandte sich wieder Mylady zu, deren Gesicht mit überraschender Beweglichkeit seinen anmutigen Ausdruck wiedergewonnen hatte.

Das Gespräch nahm eine heitere Wendung. Mylady erzählte, daß Lord Winter in Wahrheit nur ihr Schwager und nicht ihr Bruder sei, sie selbst habe dessen jüngeren Bruder geheiratet, der sie als Witwe mit einem Kind zurückgelassen. Dieses Kind sei der einzige Erbe von Lord Winter, wenn er nicht heirate. Das alles kam d'Artagnan wie ein Schleier vor, der etwas verhüllte, aber was dieses Etwas war, vermochte er sich nicht zu denken.

Nach einer Unterredung von einer halben Stunde hatte d'Artagnan indessen die Überzeugung gewonnen, daß Mylady seine Landsmännin war, sie sprach das Französische mit einer Reinheit und Eleganz, daß kein Zweifel übrig blieb. D'Artagnan erging sich in nicht sehr geistreichen, galanten Redensarten und Ergebenheitsbeteuerungen, die Mylady wohlwollend anhörte. Endlich war die Stunde zum Aufbruch gekommen. D'Artagnan verabschiedete sich und verließ den Saal als der glücklichste der Sterblichen.

Auf der Treppe begegnete er der hübschen Zofe, die sanft an ihn anstriefte, bis unter die Augen errötete und ihn mit so weicher Stimme wegen dieser Berührung um Verzeihung bat, daß diese auch augenblicklich bewilligt wurde.

D'Artagnan kam am anderen Tag wieder und wurde noch freundlicher als am Abend vorher empfangen. Lord Winter war nicht anwesend, und Mylady machte die liebenswürdigste Wirtin. Sie schien ein großes Interesse an ihm zu nehmen, fragte ihn, wo er wohne, wer seine Freunde seien, und ob er nicht zuweilen daran gedacht habe, in den Dienst des Kardinals zu treten.

D'Artagnan war, wie man weiß, sehr klug für einen jungen Mann von zwanzig Jahren. Er sprach mit großen Lobeserhebungen von Seiner Eminenz und sagte Mylady, er würde nicht verfehlt haben, bei der Leibwache des Kardinals statt bei der des Königs einzutreten, wenn er zum Beispiel Monsieur de Cavois statt Monsieur de Treville gekannt hätte.

Mylady gab dem Gespräch eine andere Wendung und fragte d'Artagnan mit der harmlosesten Miene, ob er je in England gewesen sei.

D'Artagnan antwortete, er sei von Treville dahin geschickt worden, um wegen eines Ankaufs von Pferden zu unterhandeln, und habe auch vier Stück als Muster mitgebracht. Mylady biß sich im Verlauf des Gesprächs wiederholt auf die Lippen, denn sie erkannte, daß sie es mit einem jungen Mann zu tun hatte, der

sich keine Blößen gab.

Zu derselben Stunde wie am Tage vorher zog sich d'Artagnan zurück. Im Flur begegnete er abermals der hübschen Kitty, so hieß die Zofe. Sie schaute ihn mit einem unverkennbaren Ausdruck des Wohlwollens an. Aber d'Artagnan war so sehr mit der Gebieterin beschäftigt, daß er nur für das Auge hatte, was von ihr kam.

Am nächsten Tag kam d'Artagnan abermals und am darauffolgenden ebenso, und jedesmal wurde ihm ein freundlicher Empfang von Mylady zuteil. Jeden Abend begegnete er auch der hübschen Zofe auf der Treppe oder im Hausflur. Aber d'Artagnan ließ, wie gesagt, die auffallende Beharrlichkeit der armen Kitty unbeachtet.

*

Das Duell, bei dem Porthos eine so glänzende Rolle gespielt hatte, ließ diesen indessen das Mittagmahl nicht vergessen, wozu er von Madame Coquenard eingeladen worden war. Am andern Tag gegen ein Uhr ließ er sich von Mousqueton den letzten Bürstenstrich geben und wanderte der Rue aux Ours zu. Sein Herz klopfte, aber nicht wie jenes d'Artagnans, von einer jungen und ungeduldigen Liebe. Nein, ein gröberes Interesse leitete seine Schritte.

An der Tür regten sich jedoch in dem Musketier einige Zweifel. Der Eingang hatte durchaus nichts Einladendes. Er fand einen übelriechenden schwarzen Gang, eine schlechtbeleuchtete Treppe mit einem Fenster, durch dessen eiserne Stangen das graue Licht eines benachbarten Hofes nur mühsam eindrang. Im ersten Stock kam er vor eine niedere und mit ungeheuren Nägeln beschlagene Tür. Porthos klopfte mit dem Finger an. Ein großer, bleicher und von einem Wald struppiger Haare überdachter Schreiber öffnete.

Der Prokurator war ohne Zweifel von seinem Besuch in Kenntnis gesetzt worden, denn er zeigte nicht das geringste Erstaunen, als Porthos erschien, der sich ihm mit der ungezwungensten Miene näherte und ihn höflich begrüßte.

»Wir sind Vettern, wie es scheint, Monsieur Porthos?« sagte der Prokurator und stand, sich mit den Armen stützend, von seinem Rollstuhl auf.

Der Greis war in ein großes schwarzes Wams gehüllt, in dem sich ein schwächlicher Körper verlor, und sah gelb und vertrocknet aus.

»Ja, wir sind Vettern«, sagte Porthos, der nie auf eine begeisterte Aufnahme seitens des Gatten gerechnet hatte.

»Durch die Frauen, glaube ich«, sagte der Prokurator anzüglich. Porthos fühlte diesen Spott nicht und hielt ihn für Naivität, Madame Coquenard lächelte ein wenig und errötete stark.

Monsieur Coquenard hatte seit Porthos' Ankunft seine Augen unruhig auf einen großen, seinem eigenen Schreibtisch gegenüberstehenden Schrank geworfen. Porthos erkannte sofort, daß dieser Schrank, obgleich er seiner Form nach durchaus nicht der Kiste seiner Träume entsprach, das glückselige Möbel sein mußte, und er wünschte sich Glück dazu, daß die Wirklichkeit sechs Fuß höher war als seine Träume.

Bald schlug die Mittagsstunde und man ging in das Speisezimmer, eine große dunkle Stube der Küche gegenüber.

Monsieur Coquenard wurde auf seinem Rollstuhl von Madame Coquenard hereingeschoben, die Porthos zuvorkommend im Rollen unterstützte. Kaum war der Prokurator im Zimmer, als er Nase und Kinnbacken nach dem Beispiel seines Schreibers in Bewegung setzte.

»Oh! Oh!« sagte er, »das ist eine einladende Suppe.«

»Was zum Teufel riechen sie denn Außerordentliches in dieser Suppe?« sagte Porthos zu sich selbst beim Anblick einer

blassen, weißlichen, aber ganz blinden Fleischbrühe, auf der einige seltene Krusten, wie die Inseln eines Archipels, schwammen.

Madame Coquenard lächelte, und auf ein Zeichen von ihr beeilten sich alle, Platz zu nehmen.

Monsieur Coquenard wurde zuerst bedient, dann Porthos, hierauf füllte Madame Coquenard ihren Teller und teilte dann die Krusten ohne Fleischbrühe unter die ungeduldigen Schreiber aus.

Nach der Suppe brachte die Magd eine gekochte Henne, bei dessen Anblick die Gäste ihre Augen so weit aufrissen, daß man glaubte, sie wollten das Tier damit verschlingen.

»Man sieht, Ihr liebt Eure Familie, Madame Coquenard«, sagte der Prokurator mit einem beinahe tragischen Lächeln, »das ist offenbar eine Galanterie, die Ihr Eurem Vetter erweist.«

Die arme Henne war alt und mager und mit einer von den dicken, rauhen Häuten bedeckt, durch die die Knochen mit aller Anstrengung nicht zu dringen vermögen. Sicher hatte man sie lange suchen müssen, ehe man sie auf der Aufsitzstange fand, auf die sie sich zurückgezogen hatte, um an Altersschwäche einzugehen.

»Zum Teufel!« dachte Porthos, »das ist doch sehr traurig. Ich ehre das Alter, aber ich schätze es wenig, wenn es gekocht oder gebraten ist.«

Madame Coquenard teilte dieses Gericht mit der Mäßigung einer guten Hausfrau aus.

Nun kam die Reihe an den Wein; Monsieur Coquenard schenkte aus einem mageren Weinkrug jedem das Drittel eines Glases ein.

Porthos verspeiste schüchtern seinen Flügel. Er trank auch ein halbes Glas von diesem so spärlich zugemessenen Wein und erkannte ihn als einen Montreuil. Meister Coquenard sah ihn den Wein ungemischt trinken und stieß einen Seufzer aus.

»Eßt Ihr vielleicht von diesen Bohnen, mein Vetter Porthos?« sagte Madame Coquenard in einem Ton, der sagen wollte: »Laßt Euch raten und eßt nicht davon.«

»Ich danke meiner Base«, erwiderte er, »ich habe keinen Hunger mehr.«

Madame Coquenard erhob sich nach dem Weggang der Schreiber und holte aus einem Speiseschrank ein Stück Käse, eingemachte Quitten und einen Kuchen, den sie aus Mandeln und Honig selbst verfertigt hatte.

Monsieur Coquenard runzelte die Stirn, als er so viele Gerichte erblickte.

»Ein Festmahl, ganz entschieden!« rief er, ungeduldig sich auf seinem Stuhl hin- und herbewegend. »Ein wahres Festmahl! Epulae epularum, Lucullus speist bei Lucullus!«

Porthos schaute die Flasche an, die in seiner Nähe stand, und hoffte, sich an Wein, Brot und Käse gütlich tun zu können. Aber der Wein ging bald aus, die Flasche war leer. Monsieur und Madame Coquenard taten, als ob sie es nicht bemerkten.

»Das ist gut«, sagte Porthos zu sich selbst, »ich weiß nun, woran ich bin.«

Er leckte etwas an einem Löffel voll eingemachten Quitten und biß sich an dem zähen Teig von Madame Coquenards Kuchen fast die Zähne aus.

»Nun ist das Opfer gebracht«, dachte er.

Monsieur Coquenard fühlte nach den Leckereien eines solchen Mahles, das er Gaumenkitzel nannte, das Bedürfnis, Siesta zu halten.

Porthos hoffte, dies würde an Ort und Stelle und in demselben Raum vor sich gehen, aber der Prokurator wollte nichts davon hören. Man mußte ihn in sein Zimmer zurückbringen, und er schrie, bis er vor seinem Schrank war, auf dessen Rand er sodann aus Vorsicht seine Füße stellte.

Die Prokuratorin führte Porthos in ein angrenzendes Zimmer.

»Ihr könnt dreimal in der Woche zu Tisch kommen«, sagte Madame Coquenard. – »Ich danke«, erwiderte Porthos, »ich mißbrauche nicht gern solche Einladungen. Überdies muß ich an meine Ausrüstung denken.« – »Das ist wahr«, sagte die Prokuratorin seufzend, »diese unglückliche Ausrüstung macht Euch Sorgen, nicht wahr?« – »Ach ja«, sagte Porthos. – »Aber worin besteht denn die Ausrüstung Eures Korps, Monsieur Porthos?« – »Oh! In vielen Dingen«, sagte Porthos, »die Musketiere sind, wie Ihr wißt, Elitesoldaten, und sie brauchen vieles, was die Garden und die Schweizer entbehren können.« – »Nennt sie mir einzeln!« – »Das beläuft sich etwa auf ...« erwiderte Porthos, der sich lieber über den Gesamtbetrag, als über die einzelnen Punkte aussprechen wollte.

Die Prokuratorin wartete zitternd.

»Auf wieviel?« fragte sie, »ich hoffe, es wird nicht mehr als ...« Hier blieb sie stecken, es fehlte ihr das Wort.

»O nein, es beträgt nicht über zweitausendfünfhundert Livres. Ich glaube sogar, daß ich bei einiger Sparsamkeit mit zweitausend auskommen könnte.«

»Guter Gott! Zweitausend Livres!« rief sie, »das ist ja ein ganzes Vermögen, und mein Mann wird nie zu bewegen sein, eine solche Summe zu borgen!«

Porthos machte eine sehr bezeichnende Bewegung. Madame Coquenard verstand ihren Sinn.

»Ich fragte nach den einzelnen Gegenständen«, sagte sie, »weil ich viele Verwandte und Kunden habe, die Händler sind, und folglich überzeugt sein kann, daß ich die Sachen um hundert Prozent unter dem Preis bekomme, den Ihr dafür bezahlen müßt.« – »Ah, ah!« rief Porthos, »wenn Ihr damit andeuten wolltet ...« – »Ja, mein lieber Monsieur Porthos, Ihr braucht also vor allem ...« – »Ein Pferd.« – »Ja, ein Pferd. Gut! Das ist es gerade, was ich für Euch abmachen kann.« – »Ah!« sagte Porthos entzückt, »in bezug auf mein Pferd steht also die Sache gut. Dann brauche ich ein vollständiges Geschirr, das aus

Gegenständen besteht, die nur ein Musketier kaufen kann, die übrigens nicht mehr als dreihundert Livres kosten werden.« – »Drehundert Livres! So nehmen wir dreihundert Livres an!« sagte die Prokuratorin seufzend.

Porthos lächelte. Man erinnert sich, daß er bereits das Geschirr hatte, das ihm von Buckingham zukam, er gedachte daher, die dreihundert Livres hübsch in seine Tasche gleiten zu lassen.

»Dann«, fuhr er fort, »brauche ich ein Pferd für meinen Diener und einen Mantelsack. Was die Waffen anbelangt, so braucht Ihr Euch darüber keine Sorge zu machen, die habe ich schon.« – »Ein Pferd für Euren Diener?« wiederholte die Prokuratorin zögernd, »aber, mein Freund, das heißt doch ein bißchen sehr den großen Herrn spielen.« – »Nun, Madame«, sprach Porthos stolz, »bin ich vielleicht ein Vagabund?« – »Nein, ich wollte nur sagen, daß ein hübsches Maultier manchmal ebenso schön aussieht wie ein Pferd, und daß es mir scheint, wenn ich für Mousqueton ein hübsches Maultier anschaffe ...«

»Gut, also ein hübsches Maultier!« versetzte Porthos, »Ihr habt recht, ich habe sehr hohe spanische Herren gesehen, deren ganzes Gefolge auf Maultieren ritt. Dann aber, wohlverstanden, Madame Coquenard, ein Maultier mit Helmbusch und Schellen.« – »Ihr könnt ganz beruhigt sein!« antwortete die Prokuratorin. – »So ist nur noch der Mantelsack übrig.« – »Auch darum seid unbesorgt«, rief Madame Coquenard. »Mein Mann hat fünf oder sechs Mantelsäcke, und Ihr könnt Euch den besten auswählen. Einen hat er besonders gern auf die Reise mitgenommen, der ist so groß, daß man eine ganze Welt hineinpacken kann.«

»So ist er also leer, dieser Mantelsack?« fragte Porthos naiv. – »Gewiß ist er leer«, erwiderte die Prokuratorin ebenso naiv. – »Aber der Mantelsack, den ich brauche, meine Liebe, muß hübsch gefüllt sein«, rief Porthos aus. Madame Coquenard stieß

neue Seufzer aus. Molière hatte seinen »Geizigen« noch nicht geschrieben, Madame Coquenard gebührt also der Vorrang vor Harpagon.

In ähnlicher Weise wurden die übrigen Stücke der Ausrüstung aufgenommen, und das Ergebnis der Besprechung war, daß die Prokuratorin von ihrem Gatten achthundert Livres in barem Geld verlangen und das Pferd und das Maultier, die Porthos und Mousqueton zum Ruhme tragen sollten, liefern wollte.

Als diese Bedingungen festgestellt waren, nahm Porthos von Madame Coquenard Abschied und kehrte mit nagendem Hunger nach seiner Wohnung zurück.

3

Trotz der Stimme seines Gewissens, trotz Athos' weiser Ratschläge und der Erinnerung an Madame Bonacieux verliebte sich d'Artagnan von Stunde zu Stunde mehr in Mylady; auch verfehlte er nicht, ihr täglich auf eine Weise den Hof zu machen, die, wie der eitle Gascogner überzeugt war, früher oder später eine Erwiderung zur Folge haben mußte.

Als er eines Tages hochfahrend und leichten Sinnes wie ein Mensch, der einem Goldregen entgegensieht, in Myladys Hotel kam, traf er die Zofe unter der Einfahrt, aber diesmal begnügte sich die hübsche Kitty nicht mit einem flüchtigen Lächeln, sie nahm ihn sanft bei der Hand.

»Ich wünsche ein paar Worte mit Euch zu sprechen, Herr Chevalier«, stammelte die Kammerjungfer. – »Sprich, mein Kind, sprich«, sagte d'Artagnan, »ich höre.« – »Hier unmöglich; was ich Euch zu sagen habe, ist zu lang und besonders zu geheim.« – »Nun! Was ist aber dann zu machen?« – »Wenn der Herr Chevalier mir folgen wollte«, sagte Kitty schüchtern. – »Wohin du willst, mein schönes Kind.« – »So kommt!«

Und Kitty, die seine Hand nicht losgelassen hatte, zog ihn

nach sich auf eine düstere Wendeltreppe und öffnete eine Tür, nachdem sie etwa fünfzehn Stufen hinaufgestiegen waren.

»Tretet ein, Herr Chevalier, hier sind wir allein und können ruhig miteinander sprechen.«

»Was ist das für ein Zimmer, schönes Kind?«

»Das meinige, gnädiger Herr; es steht mit dem meiner Gebieterin durch diese Tür in Verbindung. Aber seid ohne Sorgen, sie kann nicht hören, was wir sprechen, da sie sich nie vor Mitternacht schlafen legt.«

D'Artagnan ließ seine Blicke umherschweifen.

»Ihr liebt also meine Gebieterin sehr, Herr Chevalier?« – »Ich weiß nicht, ob ich sie wahrhaft liebe, ich weiß nur, daß ich wahnsinnig in sie verliebt bin.«

Kitty stieß einen Seufzer aus.

»Ach! Mein Herr, das ist schade.« – »Was zum Teufel siehst du denn darin so Unangenehmes?« – »Ich meine, weil meine Gebieterin Euch gar nicht liebt.« – »Wie!« rief d'Artagnan, »sollte sie dich beauftragt haben, mir dies zu sagen?« – »O nein, gnädiger Herr, aber ich habe aus Mitleid für Euch den Entschluß gefaßt, es Euch wissen zu lassen.«

»Ich danke, meine gute Kitty, aber nur für die Absicht, denn du wirst wohl zugeben, daß eine solche Eröffnung nicht gerade angenehm ist.« – »Das heißt, Ihr glaubt nicht an das, was ich Euch gesagt habe, wie?« – »Ich gestehe, wenn du mir nicht irgendeinen Beweis für deine Behauptung zu geben vermagst ...«

Kitty zog aus ihrem Busen ein kleines Billett ohne Aufschrift hervor.

»Für mich?« rief d'Artagnan, sich rasch des Briefchens bemächtigend, und mit der Geschwindigkeit eines Gedankens zerriß er den Umschlag, trotz des Einspruchs, den Kitty erhob, als sie sah, was er tun wollte, oder vielmehr, was er tat.

»Ach! Mein Gott! Chevalier, was macht Ihr da?«

»Ei! Bei Gott, muß ich nicht von dem, was an mich gerichtet ist, Kenntnis nehmen?« Und er las: »Ihr habt auf mein erstes Billett nicht geantwortet. Seid Ihr leidend oder habt Ihr vergessen, mit welchen Augen Ihr mich auf dem Ball der Madame de Guise ansähet? Die Gelegenheit ist da, Comte, laßt sie nicht entschlüpfen!«

D'Artagnan erleichte, er war in seiner Eigenliebe verletzt, er glaubte sich in seiner Liebe verwundet.

»Dieses Billett ist nicht für mich!« rief er. – »Nein, es ist für einen andern, Ihr habt mir nicht Zeit gelassen, Euch dies zu sagen.« – »Für einen andern! Sein Name! Sein Name!« rief d'Artagnan wütend. – »Für den Comte de Wardes.«

Die Erinnerung an die Szene in Saint-Germain trat plötzlich wieder vor den Geist des anmaßenden Gascogners und bestätigte die Eröffnung Kittys.

»Armer, lieber Monsieur d'Artagnan«, sagte diese in einem Ton des Mitleids und drückte dem jungen Mann abermals die Hand. – »Du beklagst mich, gute Kleine.« – »O ja, von ganzem Herzen, denn ich weiß, was Liebe heißt.« – »Du weißt, was Liebe heißt?« fragte d'Artagnan und schaute sie zum erstenmal aufmerksamer an. – »Ach ja.« – »Nun wohl! Dann würdest du, statt mich zu beklagen, viel besser daran tun, mir zur Rache an deiner Gebieterin zu verhelfen.« – »Und was für eine Rache wollt Ihr nehmen?« – »Meinen Nebenbuhler aus seiner Stelle verdrängen.« – »Dazu werde ich Euch nie behilflich sein, Chevalier.« – »Und warum nicht?« – »Aus zwei Gründen.« – »Aus welchen?« – »Erstens, weil meine Gebieterin Euch nie lieben wird.« – »Weißt du dies?« – »Ihr habt sie in ihrem Innersten verletzt.« – »Wie kann ich sie verletzt haben, da ich doch, seit ich sie kenne, wie ein Sklave zu ihren Füßen liege? Sprich, ich bitte dich!« – »Ich werde dies nur dem Mann gestehen ... der in der Tiefe meines Herzens zu lesen vermag.«

D'Artagnan schaute Kitty zum zweitenmal an. Das junge Mädchen war von einer Frische und Schönheit, wofür manche

Herzogin ihre Krone gegeben hätte.

»Kitty, ich werde in der Tiefe deines Herzens lesen, darüber beruhige dich, mein liebes Kind; aber sprich.«

»O nein«, rief Kitty, »Ihr liebt mich nicht, Ihr liebt meine Gebieterin, das habt Ihr mir soeben gesagt.«

»Und das hält dich ab, mir den zweiten Grund zu nennen?«

»Der zweite Grund, Chevalier«, sagte Kitty, durch den Ausdruck der Augen des jungen Mannes ermutigt, »der zweite Grund heißt: In der Liebe denkt jeder an sich.«

Diesmal begriff unser Gascogner blitzschnell, welchen Nutzen man aus dieser Liebe ziehen konnte, die ihm Kitty so naiv gestanden hatte. Es schlug Mitternacht, und man hörte fast zugleich das Glöckchen in Myladys Zimmer ertönen.

»Großer Gott!« rief Kitty, »meine Herrin ruft, geht, geschwind.«

D'Artagnan stand auf, nahm seinen Hut, als ob er gehorchen wollte, öffnete aber rasch statt der Tapetentür die Tür eines großen Schrankes und kauerte sich mitten unter die Kleider und Mäntel Myladys.

»Was macht Ihr denn?« rief Kitty.

D'Artagnan, der den Schlüssel an sich genommen hatte, schloß sich in seinen Schrank ein, ohne zu antworten.

»Nun!« rief Mylady mit scharfer Stimme, »schläfst du, daß du nicht kommst, wenn ich läute?«

D'Artagnan hörte, daß die Verbindungstür heftig geöffnet wurde.

»Hier bin ich, Mylady, hier bin ich!« rief Kitty, ihrer Gebieterin entgegenlaufend.

Beide traten in das Schlafzimmer, und da die Tür offen blieb, konnte d'Artagnan noch einige Zeit hören, wie Mylady ihre Kammerjungfer auszankte. Endlich beruhigte sie sich, und es kam die Rede auf ihn, während Kitty ihre Gebieterin bediente.

»Ei!« sagte Mylady, »ich habe heute abend unsern Gascogner nicht gesehen.« – »Wie Madame«, sagte Kitty, »er ist nicht gekommen? Sollte er flatterhaft sein, ehe er glücklich gewesen ist?« – »O nein, Monsieur Treville oder Monsieur des Essarts werden ihn abgehalten haben. Ich verstehe mich darauf, Kitty, diesen halte ich fest.« – »Was werden Madame mit ihm machen?« – »Was ich mit ihm machen werde? Sei unbesorgt, Kitty, zwischen diesem Menschen und mir liegt etwas, wovon er nichts weiß. Er hat mich beinahe um meinen Kredit bei Seiner Eminenz gebracht. Oh! Ich werde mich rächen.« – »Ich glaubte, Madame lieben ihn?« – »Ich ihn lieben! Ich verabscheue ihn. Ein Einfaltspinsel, der Lord Winters Leben in den Händen hat, ihn nicht tötet und mir dadurch einen Verlust von dreimal hunderttausend Livres Rente zufügt.«

D'Artagnan schauerte bis in das Mark seiner Knochen.

»Auch hätte ich mich schon an ihm gerächt, wenn mir nicht der Kardinal, ich weiß nicht warum, befohlen hätte, ihn zu schonen.«

»O ja, aber Madame hat die kleine Frau nicht geschont, die er liebte.«

»Ach! Die Krämerin aus der Rue des Fossoyeurs! Hat er nicht bereits vergessen, daß sie lebt? Eine schöne Rache!«

Der kalte Schweiß lief d'Artagnan von der Stirn. Dieses Weib war ein Ungeheuer. Er horchte wieder, aber leider war die Toilette beendet.

»Gut«, sagte Mylady, »geh in dein Zimmer und suche morgen eine Antwort auf diesen Brief zu bekommen, den ich dir gegeben habe.« – »Für den Comte de Wardes?« – »Allerdings.« – »Das ist ein Mann, der mir gerade das Gegenteil von dem armen Monsieur d'Artagnan zu sein scheint.« – »Geht, Mademoiselle, ich liebe die Kommentare nicht.«

D'Artagnan hörte die Tür zumachen, dann vernahm er das Geräusch von zwei Riegeln, die Mylady vorschob, um sich in

ihrem Zimmer einzuschließen. Kitty drehte auf ihrer Seite, aber so leise wie möglich, den Schlüssel einmal um. Dann stieß d'Artagnan die Tür des Schrankes auf.

»O mein Gott!« sagte Kitty mit gedämpfter Stimme, »was habt Ihr denn, und wie bleich seht Ihr aus!«

»Das abscheuliche Geschöpf!« murmelte d'Artagnan.

»Still! Still! Kommt heraus, es ist nur eine dünne Wand zwischen meinem Zimmer und dem von Mylady, man hört in dem einen ganz genau, was in dem andern gesprochen wird.«

»Schon gut; aber ich gehe nicht eher heraus, ehe du mir gesagt hast, was aus Madame Bonacieux geworden ist.«

Das arme Mädchen schwur d'Artagnan auf das Kruzifix, daß sie es nicht wisse, da ihre Gebieterin ihre Geheimnisse nie ganz preisgebe. Nur glaubte sie dafür stehen zu können, daß sie nicht tot sei. »Aber nun verlaßt mich«, rief sie.

»Nein«, antwortete der Gascogner; »ich habe in deinem Herzen gelesen, und kann mich von einem liebevollen Herzen nicht so schnell trennen.«

»Wie!« rief Kitty errötend.

Und er zog sie an sich. Widerstand konnte sie nicht leisten, sonst wäre Lärm entstanden. So folgte sie dem Zug ihres Herzens und ihrer Sinne.

D'Artagnan kehrte am andern Tag zu Mylady zurück. Sie war sehr übler Laune. D'Artagnan begriff, daß das Ausbleiben des Briefes ihre gereizte Stimmung veranlaßt hatte. Kitty trat ein, wurde aber äußerst hart von Mylady behandelt. Ein Blick, den sie d'Artagnan zuwarf, wollte sagen: »Ihr seht, wie ich um Euretwillen leide.«

Doch am Ende des Abends besänftigte sich die schöne Löwin: sie hörte lächelnd d'Artagnans zärtliche Worte und reichte ihm sogar die Hand zum Kuß.

Als d'Artagnan sich entfernte, wußte er nicht mehr, was er denken sollte, da er aber ein Gascogner war, der nicht so leicht

den Kopf verliert, so ersann er in seinem Innern ein Plänchen.

Er fand Kitty an der Tür und ging wie am vorhergehenden Tag mir ihr hinauf, um Neuigkeiten von ihr zu erfahren. Kitty war viel gescholten worden, man hatte sie der Nachlässigkeit beschuldigt. Mylady konnte das Stillschweigen des Comte de Wardes gar nicht begreifen, und hatte ihr befohlen, am Morgen um neun Uhr in ihrem Schlafzimmer zu erscheinen.

D'Artagnan ließ sich von Kitty das Versprechen geben, am anderen Tage in seine Wohnung zu kommen, um ihm den Inhalt dieser Befehle mitzuteilen. Die Arme versprach alles, was d'Artagnan haben wollte. Sie liebte ihn wahnsinnig.

Um elf Uhr sah er Kitty kommen. Sie hielt ein neues Billett Myladys in der Hand. Diesmal überließ es das arme Kind d'Artagnan ohne Widerstand, sie gehörte mit Leib und Seele dem schönen Soldaten.

D'Artagnan öffnete dieses zweite Billett, das ebenfalls weder mit einer Unterschrift, noch mit einer Adresse versehen war, und las, wie folgt: »Ich schreibe Euch zum drittenmal, um Euch zu sagen, daß ich Euch liebe. Hütet Euch, daß ich Euch nicht zum viertenmal schreibe, um Euch zu sagen, daß ich Euch hasse.«

D'Artagnan wurde wiederholt blaß und rot, während er dieses las.

»Oh! Ihr liebt sie immer noch!« rief Kitty, die nicht einen Moment die Augen von dem Gesicht des jungen Mannes abgewandt hatte.

»Nein, Kitty, du täuschst dich, ich liebe sie nicht mehr, aber ich will mich für ihre Verachtung rächen.«

Kitty seufzte. D'Artagnan nahm eine Feder und schrieb:

»Madame, bis jetzt habe ich gezweifelt, ob Eure beiden ersten Billetts wirklich an mich gerichtet waren, so sehr währte ich mich einer solchen Ehre unwürdig.

Heute aber muß ich an das Übermaß Eurer Güte glauben, weil nicht nur Brief, sondern auch Eure Kammerfrau mir die

Versicherung geben, daß ich das Glück habe, von Euch geliebt zu werden.

Ich werde heute abend um elf Uhr meine Verzeihung erfliehen. Einen Tag länger zögern wäre jetzt in meinen Augen eine Beleidigung. Der, den Ihr zum glücklichsten Sterblichen macht.«

D'Artagnans Plan war ganz einfach. Durch Kittys Zimmer gelangte er in das ihrer Gebieterin. Er würde die Treulose beschämen, würde drohen, sie durch öffentlichen Skandal zu kompromittieren, und würde von der Erschreckten alle Auskunft, die er über Constances Schicksal zu haben wünschte, erhalten.

»Hier«, sagte der junge Mann und überreichte Kitty das versiegelte Billett, »gib diesen Brief Mylady, es ist die Antwort des Comte de Wardes.«

Die arme Kitty wurde bleich wie der Tod, sie vermutete, was das Billett enthielt.

»Höre, mein liebes Kind«, sagte d'Artagnan zu ihr, »du siehst, daß die Sache so oder so enden muß. Mylady kann entdecken, daß du das erste Billett meinem Bedienten übergeben hast, statt es dem Bedienten des Grafen einzuhändigen, und daß ich die anderen entsiegelt habe. Dann wird dich Mylady fortjagen, und du kennst sie, sie ist nicht die Frau, ihre Rache hierauf zu beschränken.«

»Ach«, rief Kitty, »wofür habe ich mich all dem ausgesetzt?«
-»Für mich, ich weiß es wohl, meine Schönste. Auch bin ich dir sehr dankbar, das schwöre ich.« – »Aber was enthält denn Euer Billett?« – »Mylady wird es dir sagen.« – »Ach, Ihr liebt mich nicht!« rief Kitty, »und ich bin sehr unglücklich.«

Kitty weinte sehr, ehe sie sich entschloß, diesen Brief Mylady zu übergeben, aber endlich tat sie es doch aus Ergebenheit für den jungen Musketier, und das war alles, was d'Artagnan in diesem Augenblick wollte.

Seit jeder der vier Freunde seiner Ausrüstung nachjagte, trafen sie sich nur noch selten, und zwar dann, wenn sie der Zufall zusammenführte. Man hatte jedoch verabredet, sich einmal wöchentlich gegen ein Uhr bei Athos zu treffen, weil dieser, seinem Schwur getreu, nicht mehr über seine Türschwelle ging.

D'Artagnan fand Athos und Aramis in philosophischem Gespräch. Aramis war halb willens, zu der Soutane zurückzukehren. Athos riet ihm, seiner Gewohnheit gemäß, weder ab, noch ermutigte er ihn dazu.

Porthos kam einen Augenblick nach d'Artagnan. Die vier Freunde waren also vollzählig beisammen.

Die vier Gesichter drückten vier verschiedene Gefühle aus, das von Porthos Ruhe, das von d'Artagnan Hoffnung, das von Aramis Unruhe, das von Athos Sorglosigkeit.

Nach einem kurzen Gespräch, in dem Porthos durchblicken ließ, eine sehr hochgestellte Person wolle es gütigst übernehmen, ihn aus der Verlegenheit zu retten, trat Bazin ein.

»Was willst du von mir, mein Freund?« sagte Aramis mit jener Weichheit der Sprache, die man jedesmal bei ihm bemerkte, sooft ihn seine Gedanken zur Kirche zurückführten. – »Ein Mann erwartet den gnädigen Herrn zu Hause«, antwortete Bazin. – »Ein Mann? Was für ein Mann?« – »Ein Bettler.« – »Gib ihm ein Almosen, Bazin, und sage ihm, er möge für einen armen Sünder beten.« – »Dieser Bettler will Euch mit aller Gewalt sprechen, und behauptet, Ihr würdet sehr erfreut sein, ihn zu sehen.« – »Hat er nichts Besonderes für mich aufgetragen?« – »Allerdings. ›Wenn Monsieur Aramis‹, sagte er, ›mich nicht sogleich aufsuchen will, so melde ihm, ich komme aus Tours.‹« – »Aus Tours? Ich gehe!« rief Aramis. »Meine Herren, ich bitte tausendmal um Vergebung, aber ohne Zweifel bringt mir dieser Mensch Nachrichten, die ich erwarte.« Damit stand er auf und entfernte sich rasch.

So blieben nur Athos und d'Artagnan beisammen, da auch

Porthos wieder gegangen war.

»Ich glaube, unsere Freunde haben ihre Sache gefunden. Was meint Ihr, d'Artagnan?« sagte Athos.

Beim Eintritt in seine Wohnung fand Aramis wirklich einen kleingewachsenen Mann mit klugen Augen, aber mit Lumpen bedeckt, vor.

»Ihr verlangt nach mir«, sagte der Musketier. – »Ja, das heißt, ich suche Monsieur Aramis. Heißt Ihr so?« – »Allerdings. Habt Ihr mir etwas zu übergeben?« – »Ja, wenn Ihr mir ein gewisses gesticktes Taschentuch zeigt.« – »Hier ist es«, sagte Aramis, indem er einen Schlüssel aus der Brust zog und ein kleines, mit Perlmutter eingelegtes Kästchen von Ebenholz öffnete, »seht, hier ist es.« – »Gut, schickt Euren Bedienten weg.«

Bazin hatte wirklich, um zu erfahren, was der Bettler von seinem Herrn wollte, gleichen Schritt mit diesem gehalten und war fast zugleich mit ihm angekommen. Aber diese Geschwindigkeit nützte ihm nicht viel. Auf die Aufforderung des Bettlers gab ihm sein Herr ein Zeichen, sich zu entfernen, und er mußte gehorchen.

Sobald Bazin gegangen war, warf der Bettler einen raschen Blick umher, um sich zu versichern, daß ihn niemand hören oder sehen konnte, öffnete seine mit einem ledernen Gürtel nur schlecht verschlossene, zerlumppte Überweste, und fing an, sein Wams oben aufzutrennen, aus dem er einen Brief hervorzog.

Aramis stieß einen Freudenschrei bei dem Anblick des Siegels aus und öffnete mit fast religiöser Ehrfurcht den Brief, der lautete:

»Freund, das Schicksal will, daß wir noch einige Zeit getrennt sein sollen; aber die schönen Tage der Jugend sind nicht verloren. Tut Eure Pflicht im Felde, ich tue die meinige anderswo. Nehmt, was der Überbringer Euch zustellen wird. Macht den Feldzug als schöner und braver Edelmann mit, und denkt an mich! Lebt wohl, oder vielmehr auf Wiedersehen! «

Der Bettler fingerte immer noch an seinem Wams herum. Er zog aus seinen schmutzigen Kleidern hundertfünfzig Doppelpistolen hervor, die er auf dem Tisch aneinanderreichte. Dann öffnete er die Tür, grüßte und ging fort, ohne daß der erstaunte Mann ihm ein Wort hatte sagen können.

Aramis las den Brief noch einmal und bemerkte, daß er eine Nachschrift hatte. »Ihr könnt dem Überbringer einen guten Empfang zuteil werden lassen. Er ist Comte und Grande von Spanien.«

»Goldene Träume!« rief Aramis. »Oh! Das schöne Leben! Ja, wir sind jung! Ja, wir werden noch schöne Tage haben! Oh! Dir! Dir meine Liebe, mein Blut, mein Dasein! Alles, alles, alles, meine schöne Geliebte!«

Und er küßte den Brief leidenschaftlich, ohne nur das Gold anzuschauen, das auf dem Tische funkelte.

Bazin kratzte an der Tür. Aramis hatte keine Ursache mehr ihn fernzuhalten, und erlaubte ihm einzutreten.

Bazin blieb beim Anblick des Goldes ganz erstaunt stehen und vergaß, d'Artagnan zu melden, der aus Neugierde wegen des Bettlers zu Aramis kam.

»Ah, zum Teufel, mein lieber Aramis«, sagte d'Artagnan, »wenn das die Pflaumen sind, die man Euch von Tours schickt, so macht dem Gärtner, der sie pflanzt, mein Kompliment.«

»Ich täuscht Euch, mein Lieber«, erwiderte der allzeit verschwiegene Aramis. »Mein Buchhändler hat mir soeben das Honorar für das Gedicht in schwierigem Versmaß geschickt, das ich da unten angefangen habe.«

»Ah, wahrhaftig?« rief d'Artagnan. »Nun wohl! Euer Buchhändler ist freigebig, mein lieber Aramis, das ist alles, was ich dazu sagen kann.«

»Wie, Monsieur«, rief Bazin, »ein Gedicht wird so hoch bezahlt? Das ist unglaublich! Oh, Mnsieur! Ihr macht alles, was Ihr wollt, Ihr könnt es noch so weit bringen wie Monsieur

Voiture und Monsieur de Benserade.«

»Bazin, mein Freund«, sagte Aramis, »ich glaube, du mischest dich in das Gespräch.«

Bazin begriff, daß er unrecht gehandelt hatte, senkte den Kopf und ging hinaus.

»Wie?« sagte d'Artagnan lächelnd. »Ihr laßt Euch Eure Erzeugnisse schwer mit Gold bezahlen. Ihr seid sehr glücklich, mein Freund! Aber nehmt Euch in acht, Ihr verliert den Brief, der aus Eurem Wams hervorsieht und ohne Zweifel auch von Eurem Buchhändler kommt.«

Aramis errötete bis unter das Weiße der Augen, steckte seinen Brief tiefer hinein und knöpfte sein Wams wieder zu.

»Mein lieber d'Artagnan«, sagte er, »wir wollen, wenn es Euch genehm ist, unsere Freunde aufsuchen, und da ich jetzt reich bin, heute wieder anfangen, miteinander zu speisen, bis Ihr ebenfalls reich seid.«

Die beiden Freunde begaben sich zuerst zu Athos, der, treu seinem Schwur, nicht auszugehen, es übernahm, ein Essen in seine Wohnung bringen zu lassen. Da er sich wunderbar auf die gastronomischen Einzelheiten verstand, so erhoben d'Artagnan und Aramis keine Einsprüche und überließen ihm diese wichtige Sorge.

Als sie sich auf dem Wege zu Porthos befanden, begegneten sie an der Ecke der Rue du Bac Mousqueton, der mit einer kläglichen Miene ein Pferd und ein Maultier vor sich hertrieb.

D'Artagnan stieß einen Schrei der Überraschung aus, aus dem auch etwas wie Freude herausklang.

»Ach, mein gelbes Pferd!« rief er. »Aramis, seht nur dieses Pferd!«

»Oh, welch eine abscheuliche Mähre!« sagte Aramis.

»Nun, mein Lieber«, versetzte d'Artagnan, »auf diesem Pferd bin ich nach Paris gekommen.«

»Wie, der Herr kennt dieses Pferd?« fragte Mousqueton.

»Es hat eine originelle Farbe«, bemerkte Aramis, »ich habe noch nie ein Pferd mit einer solchen Haut gesehen.«

»Das glaube ich wohl«, versetzte d'Artagnan, »ich habe es für drei Taler verkauft, und den Preis habe ich sicher nur für die Haut bekommen, denn das Gerippe ist wahrlich keine achtzehn Livres wert. Aber wie kommt denn das Pferd in deine Hände, Mousqueton?«

»Ach«, versetzte der Diener, »sprecht mir nicht davon, Monsieur. Das ist ein böser Streich vom Gatten unserer Herzogin.«

»Was soll das heißen, Mousqueton?«

»Ja, wir sind von einer Dame von hohem Range gerne gesehen, von einer Herzogin von ... Verzeihung, mein Herr hat mir Verschwiegenheit anbefohlen. Diese Dame hatte uns gezwungen, ein kleines Andenken von ihr anzunehmen, bestehend aus einem prächtigen spanischen Pferd und einem andalusischen Maultier. Es war ein wunderbarer Anblick. Nun hat aber der Gatte die Geschichte erfahren, unterwegs die zwei prächtigen Tiere, die man uns zustellen wollte, weggenommen und sie durch diese abscheulichen Tiere ersetzt.«

»Die du ihm zurückführst?« sagte d'Artagnan.

»Freilich«, versetzte Mousqueton. »Ihr werdet einsehen, daß wir für die uns versprochenen Tiere keine solchen Mähren annehmen können.«

»Nein, bei Gott, obwohl ich Porthos gern auf meinem Pferd hätte sehen mögen, ich hätte mir dann doch vorstellen können, wie ich bei meiner Ankunft in Paris ausgesehen habe. Aber jetzt wollen wir dich nicht länger aufhalten, Mousqueton, gehe und führe den Auftrag deines Herrn aus. Ist er zu Hause?«

»Ja, Monsieur«, erwiderte Mousqueton, »aber bei schlechter Laune.«

Damit setzte er seinen Weg fort, während die beiden Freunde an der Türe des unglücklichen Porthos läuteten. Dieser hatte sie

über den Hof kommen sehen und hütete sich zu öffnen. Sie läuteten daher vergebens.

Unterdessen setzte Mousqueton seinen Weg fort, überschritt den Pont Neufund erreichte, seine beiden Mähren immer vor sich hertreibend, schließlich die Rue aux Ours. Hier angelangt, band er nach dem Auftrag seines Herrn Pferd und Maultier an den Türklopfer des Prokurators, dann ging er, ohne sich weiter um die Tiere zu kümmern, wieder zu Porthos zurück, um ihm zu melden, daß er seinen Auftrag ausgeführt habe.

Nach einiger Zeit machten die beiden unglücklichen Tiere, die seit dem Morgen nichts gefressen hatten, dadurch, daß sie den Türklopfer beständig aufhoben und wieder zurückfallen ließen, einen solchen Lärm, daß der Prokurator seinem Laufburschen befahl, sich in der Nachbarschaft zu erkundigen, wem das Pferd und das Maultier gehörten.

Madame Coquenard erkannte ihr Geschenk und konnte anfänglich die Zurückweisung gar nicht verstehen, aber bald klärte der Besuch Porthos' sie darüber auf. Der Zorn, der in den Augen des Musketiers aufleuchtete, setzte die gefühlvolle Geliebte trotz des Zwanges, den er sich auferlegte, in Angst.

Mousqueton hatte seinem Herrn nicht verheimlicht, daß er d'Artagnan und Aramis begegnet sei, und daß d'Artagnan in dem gelben Pferd den Klepper wiedererkannt habe, auf dem er nach Paris gekommen war und den er um drei Taler verkauft hatte.

Porthos ging fort, nachdem er mit der Prokuratorin eine Zusammenkunft im Kloster von Saint-Magloire verabredet hatte. Als der Prokurator Porthos fortgehen sah, lud er ihn zum Essen ein. Dieser aber lehnte die Einladung mit majestätischer Miene ab.

Madame Coquenard begab sich zitternd nach dem Kloster Saint-Magloire, denn sie sah die Vorwürfe Porthos' voraus, die sie dort erwarteten. Dennoch brachte sie es nicht über sich fernzubleiben; sein vornehmes Auftreten hatte sie bezaubert.

Alles, was ein in seiner Eigenliebe verletzter Mann an Vorwürfen und Verwünschungen auf das Haupt einer Frau ausschütten kann, goß Porthos nun auf das gebeugte Haupt seiner Prokuratorin aus.

»Ach«, sagte sie, »ich habe mein Bestes getan. Einer unserer Klienten ist Pferdehändler, er schuldete der Kanzlei einen Betrag und wollte nicht zahlen; ich nahm daher für das Geld das Pferd und das Maultier. Er hatte mir von zwei königlichen Tieren gesprochen.«

»Nun, Madame«, sagte Porthos, »wenn er Euch mehr als fünf Taler schuldete, so ist der Pferdehändler ein Schuft.«

»Es ist doch nicht verboten, billig einzukaufen, Monsieur Porthos«, sagte die Prokuratorin in dem Versuch, sich zu entschuldigen.

»Gewiß nicht, Madame, aber die, welche billig zu kaufen suchen, müssen anderen erlauben, sich freigebigere Freunde zu suchen.«

Und Porthos drehte sich um und machte einen Schritt, als wollte er sich entfernen.

»Monsieur Porthos! Monsieur Porthos!« rief die Prokuratorin, »ich sehe mein Unrecht ein, ich hätte nicht feilschen sollen, da es sich um die Ausrüstung eines Kavaliere, wie Ihr es seid, handelte!«

Porthos entfernte sich, ohne eine Antwort zu geben, noch um einen Schritt.

Die Prokuratorin glaubte ihn schon von einer glänzenden Wolke von Herzoginnen und Marquisen umgeben zu sehen, die ihm Säcke voll Geld unter die Füße warfen.

»Bleibt, um Himmels willen, Monsieur Porthos«, rief sie, »bleibt und laßt uns über die Sache reden!«

»Mit Euch reden bringt mir Unglück!«

»Aber so sagt mir doch, was Ihr von mir verlangt!«

»Nichts, denn das kommt auf dasselbe heraus, wie wenn ich

etwas verlangen würde.«

Die Prokuratorin hing sich an Porthos' Arm und rief in dem Übermaß ihres Schmerzes:

»Monsieur Porthos, ich verstehe doch von allen diesen Dingen nichts! Was weiß ich von Pferden? Was vom Sattelzeug?«

»Ihr hättet mich um Rat fragen sollen, denn ich verstehe mich darauf. Aber Ihr wolltet eben sparen, folglich auf Wucher leihen.«

»Das war ein Unrecht, Monsieur Porthos, ich werde es, auf mein Ehrenwort, wiedergutmachen.« – »Auf welche Weise?« fragte der Musketier. »Hört, heute abend geht mein Mann zu Monsieur de Chaulnes, der ihn rufen ließ. Die Unterredung wird wenigstens zwei Stunden dauern. Kommt zu mir, wir werden allein sein und können dann unsere Angelegenheit in Ordnung bringen.«

»Ah, das läßt sich hören. Das heiße ich vernünftig reden, meine Liebe!« – »Ihr verzeiht mir?« – »Wir werden sehen«, antwortete Porthos majestätisch.

Und sie trennten sich mit den Worten: »Also heute abend.« »Teufel«, dachte Porthos, als er sich entfernte, »es scheint mir, ich komme endlich dem Geldkasten des Monsieur Coquenard näher.«

*

Der von d'Artagnan so ungeduldig erwartete Abend kam. D'Artagnan fand sich wie gewöhnlich gegen neun Uhr bei Mylady ein. Er traf sie in der angenehmsten Laune, nie hatte sie ihn so gut empfangen. Unser Gascogner sah auf den ersten Blick, daß Kitty ihrer Gebieterin das vermeintliche Billett des Comte de Wardes zugestellt hatte.

Um zehn Uhr fing Mylady an, Unruhe zu zeigen, d'Artagnan

wußte wohl warum. Sie schaute auf die Uhr, erhob sich, setzte sich wieder und lächelte d'Artagnan mit einer Miene zu, als wollte sie sagen: »Ihr seid allerdings liebenswürdig, aber Ihr wäret allerliebste, wenn Ihr Euch entferntet.«

D'Artagnan stand auf und nahm seinen Hut. Mylady reichte ihm die Hand zum Kuß.

Diesmal erwartete ihn Kitty weder im Vorzimmer noch auf dem Flur noch auf dem Torweg. D'Artagnan mußte ganz allein die Treppe und das kleine Zimmer aufsuchen.

Kitty saß an einem Tisch, das Gesicht in den Händen, und weinte. Sie hörte d'Artagnan eintreten, aber sie hob den Kopf nicht in die Höhe. Der junge Mann näherte sich ihr und nahm sie bei der Hand, dann brach sie in Schluchzen aus.

Mylady hatte, als sie den Brief empfing, den sie für eine Antwort des Comte de Wardes hielt, im Übermaß der Freude der Zofe alles mitgeteilt und ihr als Belohnung für die glückliche Erledigung des Auftrages eine Börse geschenkt. Bei d'Artagnans Stimme schaute das arme Mädchen endlich empor. D'Artagnan erschrak über die Veränderung in ihren Gesichtszügen. Sie faltete die Hände mit flehender Miene, aber ohne ein Wort sprechen zu können.

So wenig empfindsam d'Artagnan war, so fühlte er sich doch durch diesen stummen Schmerz gerührt, aber sein Plan stand zu fest, als daß er es hatte über sich bringen können, etwas daran zu ändern. Er ließ Kitty keine Hoffnung, das von ihm beschlossene kecke Unternehmen zu verhindern. Nun stellte er es ihr als das dar, was es in Wirklichkeit war, das heißt als eine einfache Rache für die Koketterie Myladays und als das einzige Mittel, von ihr die gewünschte Auskunft über Madame Bonacieux dadurch zu erlangen, daß er sie durch die Furcht vor Skandal dazu zwingen würde.

Dieser Plan war um so leichter ausführbar, als Mylady aus Gründen, die man sich nicht erklären konnte, die aber sehr gewichtig zu sein schienen, Kitty den Befehl gegeben hatte, alle

Lichter in ihrem Zimmer und sogar die im Zimmer der Zofe zu löschen.

Bald hörte man Mylady, die in ihr Gemach zurückkehrte. D'Artagnan stürzte sogleich in den Schrank, und kaum war er hineingeschlüpft, als die Glocke ertönte.

Kitty ging zu ihrer Gebieterin hinein und ließ die Tür diesmal nicht offen, aber die Wand war so dünn, daß man fast alles hörte, was zwischen den beiden Frauen gesprochen wurde. Mylady schien trunken vor Freude, sie ließ sich von Kitty noch einmal ausführlich erzählen, wie der Graf ihren Brief empfangen, wie er geantwortet, welchen Ausdruck sein Gesicht gezeigt habe, ob er sehr verliebt geschienen. Auf alle diese Fragen antwortete die arme Kitty, die sich keine Blöße geben durfte, mit erstickter Stimme.

Als endlich die Stunde nahte, wo der Graf erscheinen sollte, ließ Mylady in der Tat alle Lichter löschen und hieß Kitty in ihr Zimmer zurückzukehren und den Comte de Wardes bei ihr einführen, sobald er sich zeigen würde.

Kitty hatte nicht lange zu warten. Kaum hatte d'Artagnan durch das Schlüsselloch seines Schranke gesehen, daß das ganze Zimmer in Finsternis gehüllt war, so sprang er in dem Augenblick, wo Kitty die Verbindungstür wieder schloß, aus seinem Versteck hervor.

»Was soll dieses Geräusch bedeuten?« fragte Mylady.

»Ich bin es«, sagte d'Artagnan mit halber Stimme, »ich, der Comte de Wardes.«

»O mein Gott, mein Gott!« murmelte Kitty, »er konnte nicht einmal die Stunde abwarten, die er selbst festgesetzt hatte!«

»Nun!« sagte Mylady mit zitternder Stimme, »warum tritt er nicht ein? Comte, Ihr wißt, daß ich Euch erwarte.«

Hierauf schob d'Artagnan Kitty leise beiseite und eilte in Myladys Zimmer.

Wie müssen Wut und Schmerz die Seele eines Liebenden

foltern, der unter einem Namen, der nicht sein ist, Liebesbeteuerungen empfängt, die seinem glücklichen Nebenbuhler gelten!

D'Artagnan befand sich in einer qualvollen Lage, die er nicht vorhergesehen hatte, die Eifersucht marterte sein Herz, und er litt fast ebenso wie die arme Kitty, die zugleich im angrenzenden Zimmer weinte.

»Ja, Comte«, sagte Mylady mit ihrer sanftesten Stimme und drückte dabei seine Hände, »ja, ich bin glücklich durch die Liebe, die mir Eure Blicke und Eure Worte ausdrücken. Aber ich liebe Euch auch. Morgen, morgen will ich irgendein Pfand von Euch, das beweisen soll, daß Ihr an mich denkt, und da Ihr mich vergessen könntet, so nehmt dies.«

Und sie zog einen Ring von ihrem Finger und steckte ihn d'Artagnan an.

Die erste Regung d'Artagnans war, ihn zurückzugeben. In diesem Augenblick wollte er alles enthüllen. Er öffnete den Mund, um Mylady zu sagen, wer er sei und welcher Racheplan ihn herbeigeführt, aber sie fügte hinzu: »Armer Engel, den dieses Ungeheuer von einem Gascogner beinahe getötet hätte.«

Das Ungeheuer war er.

»Oh!« fuhr Mylady fort, »habt Ihr noch an Euren Wunden zu leiden?« – »Ja, sehr«, erwiderte d'Artagnan, der nicht wußte, was er sagen sollte. – »Seid ruhig«, antwortete Mylady in einem für ihren Zuhörer wenig beruhigenden Ton, »ich werde Euch rächen, grausam rächen.«

»Pest!« sagte d'Artagnan zu sich selbst, »der Augenblick der Offenbarung ist noch nicht gekommen.«

D'Artagnan brauchte einige Zeit, um sich von dieser kurzen Unterhaltung zu erholen, alle rachsüchtigen Gedanken, die er mitgebracht hatte, waren völlig verschwunden. Diese Frau übte eine unglaubliche Macht über ihn aus, er haßte sie und betete sie zugleich an. Er hätte nie geglaubt, daß zwei so entgegengesetzte

Gefühle in einem Herzen wohnen und vereint eine seltsame, man möchte sagen, teuflische Liebe bilden könnten.

In dem Augenblick, da d'Artagnan Mylady verließ, fühlte er nur ein lebhaftes Bedauern, sich von ihr entfernen zu müssen, und bei dem leidenschaftlichen Lebewohl, das sie sich sagten, verabredeten sie eine neue Zusammenkunft für die nächste Woche.

Die arme Kitty hoffte, einige Worte mit d'Artagnan sprechen zu können, wenn er durch ihr Zimmer ging, aber Mylady geleitete ihn selbst in der Dunkelheit und verließ ihn erst auf der Treppe.

Am anderen Morgen lief d'Artagnan zu Athos. Er war in ein so seltsames Abenteuer verwickelt, daß er ihn um seinen Rat bitten wollte, und erzählte ihm deshalb alles, was vorgefallen war. Athos runzelte wiederholt die Stirn.

»Eure Mylady«, sagte er, »scheint mir ein heilloses Geschöpf zu sein. Aber es war darum von Euch nicht minder unrecht, sie zu täuschen.«

Während Athos sprach, schaute er beständig den von Diamanten umgebenen Saphir an, der an d'Artagnans Finger die Stelle des Ringes der Königin eingenommen hatte.

»Ihr schaut diesen Ring so eigen an«, sagte d'Artagnan.

»Ja«, sagte Athos, »er erinnert mich an ein Familienjuwel.«

»Der Ring ist schön, nicht wahr?«

»Herrlich! Ich glaubte nicht, daß zwei Saphire von derselben Reinheit vorhanden wären. Habt Ihr ihn gegen Euren Diamanten ausgetauscht?«

»Nein, er ist ein Geschenk meiner schönen Engländerin oder vielmehr meiner schönen Französin, denn ich bin überzeugt, daß sie in Frankreich geboren wurde.«

»Dieser Ring ist Euch von Mylady zugekommen?« rief Athos mit einer Stimme, in der sich leicht eine große Gemütsbewegung erkennen ließ.

»Von ihr selbst, sie hat ihn mir heute nacht gegeben.«

»Zeigt mir den Ring!«

»Hier ist er.«

Athos betrachtete ihn und wurde sehr bleich. Dann probierte er ihn am Ringfinger seiner linken Hand. Er ging so gut an diesen Finger, als ob er dafür gemacht wäre.

»Es kann unmöglich derselbe sein«, sagte er. »Wie sollte sich dieser Ring in den Händen von Lady Clarick finden! Und doch läßt sich kaum zwischen zwei Juwelen eine solche Ähnlichkeit denken!«

»Kennt Ihr diesen Ring?« – »Ich glaubte ihn zu kennen, aber ich täuschte mich ohne Zweifel.«

Und er gab d'Artagnan den Ring zurück, schaute ihn aber fortwährend an.

»Ich bitte Euch!« sagte er nach einem Augenblick, »nehmt diesen Ring von Eurem Finger oder dreht den Saphir nach innen. Er ruft so schreckliche Erinnerungen in mir wach, daß ich nicht die nötige Ruhe hätte, um mit Euch zu plaudern. Wolltet Ihr nicht einen Rat von mir haben? Sagtet Ihr mir nicht, Ihr seiet in Verlegenheit, was Ihr tun sollt? Aber halt, gebt mir nochmals diesen Ring. Der meine war an einer Seite des Steines leicht geritzt.«

D'Artagnan zog den Ring noch einmal vom Finger. – »Seht«, sagte Athos bebend, »ist das nicht seltsam?«

Und er zeigte d'Artagnan den Ritz, dessen er sich erinnerte.

»Aber von wem hattet Ihr diesen Saphir, Athos?«

»Von meiner Mutter, die ihn von der ihrigen erbte. Wie ich Euch sage, es ist ein altes Juwel, das nie aus der Familie kommen sollte.«

»Und Ihr habt ihn verkauft?« fragte d'Artagnan zögernd.

»Nein«, antwortet Athos mit seltsamem Lächeln. »Ich habe ihn während einer Liebesstunde verschenkt, wie er an Euch verschenkt worden ist.«

D'Artagnan wurde ebenfalls nachdenklich. Es kam ihm vor, als sehe er in Myladys Leben Abgründe von dunkler, schauerlicher Tiefe.

Er steckte den Ring nicht an den Finger, sondern in die Tasche.

»Hört«, sagte Athos und faßte ihn bei der Hand. »Ihr wißt, daß ich Euch schätze, d'Artagnan. Hätte ich einen Sohn, ich könnte ihn nicht mehr lieben als Euch. Nun, hört mich, verzichtet auf diese Frau. Ich kenne sie nicht, aber eine unbestimmte Ahnung sagt mir, daß sie ein verdorbenes Geschöpf ist und daß etwas Unseliges in ihr steckt.«

»Und Ihr habt recht«, sagte d'Artagnan. »Glaubt mir, ich trenne mich von ihr. Ich gestehe Euch, auch mich erfüllt diese Frau mit Schrecken.«

»Werdet Ihr die Kraft haben?« – »Ich werde sie haben, und zwar in diesem Augenblick.«

»Wohl, mein Junge, Ihr habt recht«, sagte Athos und drückte dem Gascogner mit wahrhaft väterlicher Zuneigung die Hand. »Gott wolle, daß diese Frau, die kaum in Euer Leben getreten ist, keine traurige Spur darin zurücklasse.«

Und Athos grüßte d'Artagnan mit dem Kopf, als wollte er ihm zu verstehen geben, daß es ihm nicht unangenehm wäre, mit seinen Gedanken allein bleiben zu können. Als d'Artagnan nach seiner Wohnung zurückkehrte, fand er Kitty, die auf ihn wartete. Ein Monat Fieber hätte das arme Kind nicht mehr verändern können, als dies durch eine Stunde der Eifersucht und des Schmerzes geschehen war.

Sie war von ihrer Gebieterin zum Comte de Wardes geschickt worden. Ihre Gebieterin war toll vor Liebe, trunken von Freude. Sie wollte wissen, zu welcher Stunde sie wieder mit dem Grafen zusammentreffen könnte.

Bleich und zitternd sah Kitty d'Artagnans Antwort entgegen.

Athos übte einen großen Einfluß auf den jungen Mann aus.

Der Rat seines Freundes hatte ihn in Verbindung mit den Gefühlen seines eigenen Herzens und der Erinnerung an Madame Bonacieux, die ihn nur selten verließ, in dem Entschluß gefestigt, jetzt, da sein Stolz befriedigt war, Mylady nicht wiederzusehen.

Er nahm die Feder und schrieb folgenden Brief, den er ebensowenig unterzeichnete, wie den vorhergehenden:

»Rechnet vorläufig nicht auf mich, Madame! Seit meiner Wiederherstellung habe ich so viele Verpflichtungen dieser Art zu erfüllen, daß ich eine gewisse Ordnung in die Sache bringen muß. Kommt die Reihe an Euch, so werde ich die Ehre haben, Euch davon in Kenntnis zu setzen.«

D'Artagnan gab den Brief Kitty offen. Diese las ihn anfangs, ohne ihn zu verstehen, und war fast wahnsinnig vor Freude, als sie ihn zum zweitenmal las.

Kitty konnte nicht an dieses Glück glauben. D'Artagnan mußte ihr mündlich die Versicherung wiederholen, die ihr der Brief schriftlich gab. Obwohl sie bei dem heftigen Charakter Myladys auf alles gefaßt sein mußte, wenn sie dieses Billett ihrer Gebieterin einhändigte, so eilte sie doch so geschwind sie konnte nach der Place Royale zurück. Das Herz der besten Frau ist gefühllos gegen die Schmerzen einer Nebenbuhlerin.

Mylady öffnete den Brief mit derselben Eile, mit der ihn Kitty gebracht hatte, aber bei den ersten Worten, die sie las, wurde sie leichenblaß, dann zerknitterte sie das Papier und wandte sich mit einem Blitz in den Augen gegen Kitty.

»Was soll dieser Brief?«

»Er ist die Antwort auf den von Mylady«, erwiderte Kitty zitternd.

»Unmöglich!« versetzte Mylady, »unmöglich kann ein Edelmann an eine Frau einen solchen Brief geschrieben haben.«

Dann rief sie plötzlich: »Mein Gott, sollte er wissen ...«

Und sie hielt bebend inne. Sie knirschte mit den Zähnen, ihr

Gesicht war bleich wie das einer Leiche. Sie wollte einen Schritt gegen das Fenster machen, um Luft zu schöpfen, aber sie konnte nur den Arm ausstrecken, die Kraft versagte ihr, und sie sank auf einen Stuhl zurück.

Kitty glaubte, sie werde ohnmächtig, und eilte zu ihr, um den Schnürleib zu öffnen. Aber Mylady sprang auf und rief lebhaft: »Was willst du? Warum legst du Hand an mich?«

»Ich glaubte, Mylady befinden sich unwohl, und wollte ihr Hilfe leisten«, antwortete die Zofe, ganz erschrocken über den furchtbaren Ausdruck, den das Gesicht ihrer Gebieterin angenommen hatte.

»Hältst du mich für ein erbärmliches Weib? Soll ich krank werden, wenn man mich beleidigt? Nein, ich räche mich, verstehst du wohl?«

Und sie gab Kitty ein Zeichen, sich zu entfernen.

4

Am Abend gab Mylady Befehl, Monsieur d'Artagnan vorzulassen, sobald er wie gewöhnlich käme. Aber er kam nicht.

Am andern Tag besuchte Kitty den jungen Mann abermals und erzählte ihm alles, was am Abend vorgefallen war. D'Artagnan lächelte.

Am zweiten Abend war Mylady noch ungeduldiger, als tags zuvor, aber sie wartete vergeblich, wie am Tag vorher. Am nächsten Morgen erschien Kitty wiederum bei d'Artagnan, aber sie war diesmal zum Sterben traurig.

D'Artagnan fragte das arme Mädchen, was sie habe; aber sie zog statt jeder Antwort einen Brief aus der Tasche und reichte ihn hin. Er war von der Hand Myladys, nur diesmal wirklich für d'Artagnan und nicht für den Comte de Wardes bestimmt.

Er öffnete und las folgendes:

»Lieber Monsieur d'Artagnan, es ist nicht schön, seine Freunde zu vernachlässigen, besonders in dem Augenblick, wo man sie auf lange Zeit zu verlassen im Begriff ist. Mein Schwager und ich haben Euch gestern und vorgestern vergebens erwartet. Wird dies heute abend ebenso sein? Eure dankbare Lady Winter.«

»Das ist ganz einfach«, sagte d'Artagnan. »Ich erwartete diesen Brief. Mein Kredit steigt durch das Sinken des Comte de Wardes.«

»Werdet Ihr gehen?« fragte Kitty.

»Höre, mein liebes Kind«, sagte der Gascogner, »sähe mich Mylady nicht zurückkommen, so würde sie das Abbrechen meiner Besuche nicht begreifen. Sie könnte dann irgend etwas vermuten, und wer weiß, wie weit die Rache einer Frau ihres Schlages gehen könnte?«

»O mein Gott!« sagte Kitty, »Ihr wißt die Dinge so darzustellen, daß Ihr immer recht habt. Aber Ihr werdet ihr den Hof machen, und wenn Ihr Mylady diesmal unter Eurem wahren Namen und mit Eurem wahren Gesicht gefallen würdet, so wäre es noch viel schlimmer als das erstemal.«

D'Artagnan suchte sie so gut wie möglich zu beruhigen und versprach ihr, unempfindlich gegen Myladys Verführungen zu bleiben. Er ließ dieser, um nicht durch seine Schrift Argwohn zu erregen, mündlich antworten, er sei äußerst dankbar für ihre Güte und werde ihrem Befehl gehorchen.

Schlag neun Uhr war d'Artagnan auf der Place Royale. Die Bedienten, die im Vorzimmer warteten, waren offenbar von seinem Erscheinen in Kenntnis gesetzt, denn sobald er kam, sogar ehe er gefragt hatte, ob Mylady anwesend sei, lief einer von ihnen hinweg, um ihn zu melden.

»Laßt ihn eintreten«, sagte Mylady mit raschem, aber so durchdringendem Ton, daß es d'Artagnan im Vorzimmer hörte.

»Ich bin für niemand zu Hause«, sagte Mylady, »verstehst du,

für niemand.«

Der Lakai entfernte sich. D'Artagnan warf einen neugierigen Blick auf Mylady.

Auf die Frage nach ihrer Gesundheit antwortete sie: »Schlecht, sehr schlecht.«

»Dann bedürft Ihr ohne Zweifel der Ruhe, ich entferne mich.«

»Nein, im Gegenteil, bleibt, Monsieur d'Artagnan. Eure liebenswürdige Gesellschaft wird mich zerstreuen.«

»Sie ist nie so reizend gewesen«, dachte d'Artagnan. »Man muß auf der Hut sein.«

Mylady nahm die liebevollste Miene an, die sie anzunehmen vermochte, und verlieh ihrer Unterhaltung allen möglichen Reiz. Zu gleicher Zeit gab das Fieber, das sie einen Augenblick verlassen hatte, ihren Augen den Glanz, ihrer Wangen die Farbe, ihren Lippen das leuchtende Rot wieder. D'Artagnan fühlte wieder ihren gefährlichen Zauber. Mylady lächelte, und es war d'Artagnan zumute, als könnte er für dieses Lächeln Höllenqualen erleiden.

Nach und nach wurde Mylady mittheilsam. Sie fragte d'Artagnan, ob er eine andere Liebe im Herzen trage.

»Ach!« rief d'Artagnan mit seinem empfindsamsten Ton, »könnt Ihr so grausam sein, eine solche Frage an mich zu richten, der ich, nachdem ich Euch gesehen habe, nur für Euch, für Euch allein atme und seufze!«

Mylady lächelte seltsam.

»Also liebt Ihr mich?« – »Habe ich nötig, Euch dies zu sagen? Habt Ihr es nicht selbst wahrgenommen?« – »Aber Ihr wißt, je stolzer die Herzen sind, desto schwieriger sind sie zu erobern.« – »Oh! Schwierigkeiten erschrecken mich nicht, nur Unmöglichkeiten können mich erschrecken.« – »Nichts ist einer wahren Liebe unmöglich.« – »Nichts, Madame?« – »Nichts!« – »Zum Teufel«, dachte d'Artagnan, »die Note verändert sich. Sollte sie vielleicht verliebt in mich werden?« – »Laßt hören,

was würdet Ihr tun, um mir die Liebe zu beweisen, von der Ihr sprecht?« – »Alles, was man verlangt. Ich bin zu allem bereit.« – »Zu allem?« – »Zu allem!« rief d'Artagnan, der schon wußte, daß er nicht viel wagte, wenn er eine solche Verpflichtung einging. – »Schön! So hört mich an!« sagte Mylady und rückte ihren Stuhl d'Artagnan näher. – »Ich höre, Madame.«

Mylady blieb einen Augenblick nachdenklich und unentschlossen, dann sagte sie:

»Ich habe einen Feind.« – »Ihr, Madame?« rief d'Artagnan, den Erstaunten spielend. »Mein Gott, ist es möglich ... bei Eurer Schönheit und Güte!« – »Einen Todfeind.« – »In der Tat?« – »Einen Feind, der mich so grausam beleidigt hat, daß zwischen ihm und mir ein Krieg auf Leben und Tod stattfindet. Kann ich auf Euch als meinen Bundesgenossen rechnen?«

D'Artagnan begriff sogleich, was die Rachsüchtige wollte.

»Ihr könnt es«, sagte er mit Nachdruck. »Mein Arm und mein Leben gehören Euch, wie meine Liebe.« – »Dann«, sagte Mylady, »da Ihr ebenso edelmütig seid, wie Ihr mich liebt ...« – »Nun?« – »Nun!« versetzte Mylady stockend, »sprecht fortan nicht mehr von Unmöglichkeiten!« – »Tötet mich nicht durch so viel Glück!« rief d'Artagnan, stürzte auf die Knie und bedeckte die Hände, die sie ihm überließ, mit Küssen und sagte:

»Ich bin bereit.« – »Ihr habt mich also verstanden, lieber Monsieur d'Artagnan?« – »Ich würde Eure Blicke erraten.« – »Ihr werdet also für mich Euren Arm gebrauchen, der sich bereits einen so hohen Ruf erworben hat?« – »Sogleich.« – »Und wie werde ich Euch je für einen solchen Dienst danken können?« – »Eure Liebe ist die einzige Belohnung, die ich verlange, die einzige, die Euer und meiner würdig ist.« – »Eigennütziger!« sagte sie lächelnd. – »Ah!« rief d'Artagnan, einen Augenblick durch die Leidenschaft fortgerissen, die diese Frau in seinem Herzen zu entzünden gewußt hatte, »ah! Weil mir Eure Liebe unwahrscheinlich vorkommt, und weil ich sie wie meine Träume verschwinden zu sehen fürchtete, drängt es

mich, die bestimmte Versicherung aus Eurem Mund zu empfangen.« – »Verdient Ihr denn bereits ein solches Geständnis?« – »Ich stehe ganz zu Euren Diensten.« – »Gewiß?« rief Mylady mit einem leichten Zweifel. – »Nennt mir den Elenden, der diese schönen Augen weinen ließ.« – »Wer sagt Euch, daß ich geweint habe?« fragte Mylady lebhaft. – »Es schien mir so ...« – »Frauen wie ich weinen nicht.« – »Desto besser! So sagt mir, wie er heißt.« – »Bedenkt, daß sein Name ganz mein Geheimnis ist.« – »Ich muß ihn aber wissen.« – »Ja, Ihr sollt ihn erfahren. Seht, welches Vertrauen ich in Euch setze!« – »Er ist doch nicht einer von meinen Freunden?« sagte d'Artagnan mit kluger Berechnung zögernd.

»Wenn es einer von Euren Freunden wäre, würdet Ihr also zögern?« rief Mylady, und ein drohender Blick zuckte aus ihren Augen. – »Nein, und wäre es mein Bruder«, sagte d'Artagnan, als würde er von der Begeisterung fortgerissen.

»Ich liebe Eure Ergebenheit.« – »Ach, liebt Ihr nur das an mir?« – »Ich werde Euch das ein andermal sagen«, antwortete sie und nahm ihn bei der Hand.

Und dieser Druck ließ d'Artagnan schauern, als ob ihn das Fieber, das Mylady verzehrte, durch die Berührung ebenfalls ergriffen hätte.

»Werdet Ihr mich eines Tages lieben?« rief er. »Oh, wenn dies der Fall wäre, ich könnte den Verstand darüber verlieren!«

Und er umschlang sie mit beiden Armen. Sie versuchte nicht, ihre Lippen seinem Kuß zu entziehen, nur erwiderte sie ihn nicht. Ihre Lippen waren kalt, es war d'Artagnan, als hätte er eine Statue geküßt.

Er war aber deshalb nicht weniger trunken vor Freude, nicht weniger von Liebe durchglüht, und in seinem Wahnsinn war er nahe daran, an die Zärtlichkeit Myladys und an Wardes' Verbrechen zu glauben. Wenn Wardes in diesem Augenblick unter seiner Hand gewesen wäre, er hätte ihn getötet.

Mylady ergriff die Gelegenheit.

»Er heißt ...« sagte sie. – »De Wardes, ich weiß es«, unterbrach d'Artagnan. – »Und woher wißt Ihr dies?« fragte Mylady, indem sie seine Hände nahm und in seinen Augen bis auf den Grund seiner Seele zu lesen suchte.

D'Artagnan fühlte, daß er sich hatte hinreißen lassen und daß er einen Fehler gemacht hatte.

»Sprecht, sprecht, sprecht doch!« wiederholte Mylady. »Woher wißt Ihr es?« – »Woher ich es weiß? Ich weiß es, weil Wardes gestern in einem Salon, wo ich mich befand, einen Ring zeigte, von dem er behauptete, er habe ihn von Euch bekommen.« – »Der Elende!« rief Mylady.

Dieser Ausruf ließ, wie man leicht begreift, d'Artagnan nicht unberührt.

»Nun wohl ...« fuhr sie fort. – »Wohl! Ich werde Euch rächen an diesem Elenden!« versetzte d'Artagnan.

»Ich danke Euch, mein mutiger Freund!« rief Mylady, »und wann werde ich gerächt sein?«

»Morgen, sogleich, wenn Ihr wollt.«

Mylady wollte ausrufen: »Sogleich!« Aber sie hielt an sich.

»Morgen«, sagte d'Artagnan, »seid Ihr gerächt, oder ich bin tot.« – »Nein, Ihr werdet mich rächen, aber Ihr werdet nicht sterben. Ich weiß etwas.« – »Was wißt Ihr?« – »Es scheint mir, Ihr hattet Euch bei Eurem Streit mit ihm nicht über das Glück zu beklagen.« – »Das Glück ist eine Buhlerin, heute günstig, kann es mich morgen verraten.« – »Das heißt, Ihr zögert jetzt.« – »Nein, ich zögere nicht, Gott soll mich bewahren, aber wäre es gerecht, mich einem immerhin nicht unmöglichen Tod entgegen gehen zu lassen, ohne mir auch nur ein wenig mehr als Hoffnung gegeben zu haben?«

»Ihr habt recht«, sagte Mylady zärtlich.

»Oh, Ihr seid ein Engel!« rief der junge Mann.

»So ist also alles abgemacht?« – »Alles, bis auf das, was ich

von Euch erbitte, meine Liebe!« – »Wenn ich Euch aber doch sage, daß Ihr Euch auf meinen zärtlichsten Dank verlassen könnt.« – »Ich kann es kaum mehr erwarten!«

»Still!« unterbrach sie ihn, »ich höre meinen Schwager. Er braucht Euch nicht hier zu finden.«

Sie läutete. Kitty erschien.

»Geht durch diese Tür«, sagte sie zu d'Artagnan und stieß dabei eine kleine verborgene Tür auf. »Kommt um elf Uhr wieder, und wir führen unsere Unterredung zu Ende. Kitty wird Euch führen.«

Das arme Kind glaubte umzusinken, als es diese Worte hörte.

»Nun, was macht Ihr denn, Mademoiselle. Ihr bleibt hier unbeweglich, wie eine Statue? Hört Ihr, führt diesen Herrn zurück, und um elf Uhr, vergeßt es nicht.«

»Es scheint, alle ihre Stelldichein finden um elf Uhr statt«, dachte d'Artagnan. »Das ist eine feste Gewohnheit.«

Mylady reichte ihm die Hand, die er zärtlich küßte.

»Sieh dich vor«, dachte er, sich entfernend und kaum auf die Vorwürfe Kittys antwortend, »sieh dich vor und sei auf der Hut, d'Artagnan!«

5

D'Artagnan hatte das Haus verlassen. Es war ihm nicht unangenehm, Zeit zu nüchterner Überlegung zu haben, um womöglich in die Gedanken dieser Frau einzudringen.

Endlich schlug es elf Uhr. Er trat mit klopfendem Herzen in das Haus und stürzte zu Kittys Zimmer.

Das junge Mädchen wollte, bleich wie der Tod, an allen Gliedern zitternd, d'Artagnan zurückhalten, aber Mylady hatte das durch seinen Eintritt verursachte Geräusch vernommen, öffnete die Tür und hieß ihn eintreten. D'Artagnan konnte

keinen vernünftigen Gedanken mehr fassen und glaubte, einen jener phantastischen Träume zu erleben, die uns mitunter überkommen.

Die Tür schloß sich hinter ihm.

Kitty stürzte ebenfalls nach der Tür.

Die Eifersucht, die Wut, der beleidigte Stolz, alle Leidenschaften trieben sie zu einer Enthüllung, aber sie war verloren, wenn sie gestand, daß sie die Hände bei einem solchen Betrug im Spiel gehabt hatte, und, was mehr als alles wog – d'Artagnan war für sie verloren. Dieser letzte Gedanke riet ihr, noch ein Opfer zu bringen.

D'Artagnan überließ sich seinerseits ganz den Eingebungen seiner Eitelkeit.

Mylady war eine reizende Frau, die die Liebe selbst zu fühlen vorgab, die sie einflößte. Er gab sich ganz diesem Taumel hin, dem auch sie zu erliegen schien. Nach zwei Stunden völliger Vergessenheit kam Mylady zuerst zur Wirklichkeit zurück, und sie fragte ihn, ob er sich schon ausgedacht habe, wie er am andern Tage einen Streit mit dem Comte de Wardes herbeiführen wollte.

D'Artagnan jedoch, dessen Gedanken jedem Rachegefühl fern waren, vergaß sich und antwortete schmeichelnd, in ihrer Nähe, wo er sich nur ganz dem Glück hingebe, sie zu hören und zu sehen, könne er sich unmöglich mit Duellen und Degenstößen beschäftigen.

»Habt Ihr vielleicht Angst, Monsieur d'Artagnan?« rief sie in einem spitzen, spöttischen Ton, der seltsam in den Ohren des jungen Mannes klang. – »Das kann nicht Euer Ernst sein, meine teure Seele, aber wenn dieser arme Comte de Wardes am Ende minder schuldig wäre als Ihr glaubt?« – »In jedem Fall hat er mich getäuscht, und von dem Augenblick an, wo er mich getäuscht hat, verdient er den Tod.« – »Er wird also sterben, da Ihr ihn verurteilt«, sagte d'Artagnan mit so festem Ton, der

Mylady als der Ausdruck einer jede Prüfung bestehenden Ergebenheit erschien, und sie lächelte ihm von neuem zu.

»Ja, ich bin ganz bereit«, rief nun d'Artagnan in unwillkürlicher Begeisterung, »aber vorher wünschte ich einer Sache gewiß zu sein.« – »Und welcher?« – »Daß Ihr mich liebt.« – »Eure Anwesenheit hier scheint mir der beste Beweis zu sein«, antwortete sie mit scheinbarer Verlegenheit. – »Ja. Ich bin auch Euer mit Leib und Seele. Verfügt über meinen Arm!« – »Ich danke, mein tapferer Verteidiger, und ebenso, wie ich Euch meine Liebe dadurch beweise, daß ich Euch hier empfangen, werdet Ihr mir die Eurige beweisen, nicht wahr?« – »Ganz gewiß. Aber wenn Ihr mich liebt, wie Ihr sagt, habt Ihr gar keine Besorgnis um mich?« – »Was sollte ich fürchten?« – »Daß ich gefährlich verwundet oder gar getötet werde?« – »Unmöglich!« sagte Mylady, »Ihr seid ein so mutiger Mann und führt so geschickt Euren Degen!« – »Ihr würdet also nicht ein Mittel vorziehen, das Euch ohne Kampf rächte?«

Mylady schaute den jungen Mann schweigend an. Ihre klaren Augen hatten einen seltsam düsteren Ausdruck angenommen.

»In der Tat«, sagte sie, »ich glaube, Ihr zaudert abermals!« – »Nein, ich zaudere nicht, aber der arme Comte de Wardes tut mir leid, seit Ihr ihn nicht mehr liebt, und es scheint mir, ein Mann muß schon durch den Verlust Eurer Liebe so grausam bestraft sein, daß er keiner anderen Züchtigung mehr bedarf. Es tut mir leid um ihn.« – »Euch?« – »Ja.« – »Und warum?« – »Weil ich allein weiß ...« – »Was?« – »Daß er bei weitem nicht so schuldig gegen Euch ist oder war, als es scheint.« – »In der Tat?« sagte Mylady mit unruhiger Miene, »erklärt Euch, denn ich weiß wahrhaftig nicht, was Ihr damit sagen wollt.«

Und sie schaute d'Artagnan mit Augen an, in denen sich allmählich ein düsteres Feuer entzündete.

»Ja, ich bin ein ehrlicher Mann«, sagte d'Artagnan, entschlossen, ein Ende zu machen, »und seit Ihr mir Eure Liebe gestanden habt, seit ich ihres Besitzes gewiß bin, denn nicht

wahr, ich besitze sie?« – »Ganz und gar. Fahrt fort.« – »Seitdem drückt mich ein Geständnis.« – »Ein Geständnis?« – »Hätte ich an Eurer Liebe gezweifelt, so würde ich es nicht abgelegt haben, aber Ihr liebt mich, nicht wahr, Ihr liebt mich?« – »Allerdings.« – »Wenn ich mich also aus maßloser Liebe zu Euch vergangen hätte, würdet Ihr mir vergeben?« – »Vielleicht. Aber das Geständnis«, sagte sie erbleichend, »was habt Ihr mir zu gestehen?« – »Ihr hattet am vorigen Donnerstag dem Comte de Wardes in diesem Zimmer ein Stelldichein und zur Erinnerung daran einen Ring gegeben, nicht wahr?« – »Ich! Nein, das ist nicht der Fall!« sagte Mylady mit so fester Stimme und mit solcher Ruhe im Gesicht, daß d'Artagnan, wenn er nicht vollkommene Gewißheit gehabt hätte, gezweifelt haben würde. – »Lügt nicht, mein schöner Engel, es wäre unnütz«, sagte d'Artagnan und zwang sich dabei zu einem Lächeln. – »Wieso? Sprecht doch! Ihr peinigst mich zu Tode.« – »Dieser Ring – ist in meinen Händen. Der Comte de Wardes von Donnerstag und der d'Artagnan von heute sind ein und dieselbe Person.«

Der Unkluge hatte sich auf ein mit Scham gepaartes Staunen gefaßt gemacht, auf einen Sturm, der sich in Tränen auflösen würde, aber er täuschte sich gewaltig, und sein Irrtum währte nicht lange.

Bleich und furchtbar erhob sich Mylady vom gemeinsamen Lager und wollte d'Artagnan durch einen heftigen Schlag auf die Brust zurückstoßen und sich von ihm entfernen. D'Artagnan hielt sie am Nachtgewand zurück, aber mit einer kräftigen, entschlossenen Bewegung suchte sie zu entfliehen. Da zerriß der feine Batist, und d'Artagnan erblickte auf einer von ihren schönen Schultern, die nun entblößt war, beim Licht des jungen Tages zu seinem unaussprechlichen Schrecken die Lilie, das nie zu tilgende Mal, das die Hand des Henkers aufdrückt.

»Großer Gott!« rief er, das Kleid aus den Händen lassend, und blieb stumm, unbeweglich, wie zu Eis erstarrt.

Aber Mylady fühlte sich gerade durch d'Artagnans Entsetzen

verraten. Ohne Zweifel hatte er alles gesehen, er wußte nun ihr furchtbares Geheimnis.

Sie wandte sich um, nicht mehr wie ein wütendes Weib, sondern wie ein verwundeter Panther.

»Ha! Elender!« sagte sie, »Du hast mich feig verraten, und mehr noch, du bist im Besitz meines Geheimnisses! Du mußt sterben!«

Und sie lief nach einem kleinen Kästchen mit eingelegter Arbeit, das auf ihrem Toilettentisch stand, öffnete es mit fieberhaft zitternder Hand, zog einen kleinen Dolch mit goldenem Griff und dünner spitziger Klinge heraus und stand mit einem Sprung wieder vor d'Artagnan.

Obleich der junge Mann viel Mut besaß, erschrak er doch vor diesem verstörten Gesicht, diesen hervortretenden Augen, diesen bleichen Wangen, diesen blutigen Lippen, er erhob sich und wich zurück, fuhr unwillkürlich mit seiner von Schweiß feuchten Hand an den Degen und zog ihn aus der Scheide.

»Gut, schöne Dame, gut«, sagte er; »aber ich bitte Euch um Gottes willen, besänftigt Euch, oder ich zeichne eine zweite Lilie auf Eure andere Schulter.«

Nun suchte sie mit den Händen den Degen zu ergreifen, d'Artagnan wußte aber immer geschickt auszuweichen, und indem er ihn bald vor die Augen, bald vor die Brust hielt, ließ er sich vom Bett heruntergleiten und suchte zum Rückzug den Ausgang in das Zimmer Kittys.

Mylady setzte ihm indessen fortwährend mit schrecklichem Gebrüll und mit wahnsinniger Wut zu.

Das ganze glich einem Duell. D'Artagnan gewann denn auch allmählich seine Fassung wieder.

Doch fortwährend die Tür suchend, war d'Artagnan nur auf seine Verteidigung bedacht. Durch den Lärm aufmerksam gemacht, öffnete Kitty die Tür, von der d'Artagnan nur drei Schritte entfernt war. Mit einem einzigen Sprung floh er aus

dem Zimmer Myladys in das der Zofe und verschloß schnell wie der Blitz die Tür wieder, gegen die er sich mit seiner ganzen Kraft stemmte, während Kitty die Riegel vorstieß.

Dann suchte Mylady die Tür zu sprengen, und zwar mit Kräften, die weit über das gewöhnliche Maß einer Frau gingen. Da sie fühlte, daß dies unmöglich war, so führte sie gegen die Tür Dolchstöße, und jeder Stoß war von einer furchtbaren Verwünschung begleitet.

»Geschwind, geschwind, Kitty«, sagte d'Artagnan mit leiser Stimme, »mach', daß ich aus diesem Haus komme, denn lassen wir ihr Zeit, sich umzudrehen, läßt sie mich durch ihre Bediensteten töten. Schnell, es hängt Leben und Tod davon ab!«

Kitty verstand nur zu gut. Sie führte ihn in der Dunkelheit über die Stufen hinab. Es war höchste Zeit, Mylady hatte bereits geläutet und weckte das ganze Haus auf. Der Portier öffnete auf Kittys Bitte in demselben Augenblick das Tor, da Mylady »öffnet nicht!« rief.

Der junge Mann floh, während sie ihn mit einer ohnmächtigen Gebärde bedrohte. In der Sekunde, in der sie ihn aus dem Auge verlor, stürzte sie ohnmächtig in ihrem Zimmer nieder.

6

D'Artagnan war in so gewaltiger Aufregung, daß er, ohne daran zu denken, was aus Kitty wurde, in größter Eile halb Paris durchlief und nicht eher anhielt, als bis er sich vor Athos' Tür befand.

Grimaud öffnete mit schlaftrunkenen Augen. D'Artagnan stürzte mit solcher Heftigkeit in das Vorzimmer, daß er ihn beinahe umgeworfen hätte.

Athos brach bei all seinem Phlegma in ein Gelächter aus, das d'Artagnans sonderbare Bekleidung, wie er sie aus Myladys Schlafzimmer noch an sich trug, wohl hervorrufen konnte.

»Lacht nicht, mein Freund!« rief d'Artagnan, »um Himmels willen, lacht nicht, denn bei meiner Seele sage ich Euch, es ist kein Grund zum Lachen vorhanden.«

Und er sprach diese Worte mit einer so feierlichen Betonung und mit einem so unzweideutigen Ausdruck des Schreckens, daß Athos ihn bei der Hand nahm und ausrief:

»Seid Ihr verwundet, mein Freund? Ihr seht sehr bleich aus.«

»Nein, aber es ist mir soeben etwas Furchtbares begegnet. Seid Ihr allein, Athos?«

»Bei Gott, wer soll denn zu dieser Stunde bei mir sein?«

D'Artagnan stürzte in Athos' Zimmer.

»Ei, so sprecht doch«, sagte dieser, die Tür verschließend. »Ist der König tot? Habt Ihr den Kardinal umgebracht? Ihr seid ganz verwirrt. Sprecht! Laßt hören! Denn ich sterbe in der Tat vor Unruhe.« – »Athos«, antwortete d'Artagnan, »bereitet Euch vor, eine unglaubliche, unerhörte Geschichte zu erfahren!« – »Redet doch.« – »Nun wohl«, fuhr d'Artagnan, sich zu Athos' Ohr neigend und die Stimme dämpfend, fort, »Mylady ist mit einer Lilie auf der Schulter gezeichnet.« – »Ha!« rief der Musketier, als ob ihn eine Kugel ins Herz getroffen hätte. – »Sagt, seid Ihr sicher, daß die andere tot ist?« – »Die andere?« versetzte Athos mit so dumpfer Stimme, daß es d'Artagnan kaum hörte. – »Ja, ja, von der Ihr mir eines Tages in Amiens erzählt habt.«

Athos stieß einen Seufzer aus und ließ den Kopf in seine Hände fallen.

»Diese«, fuhr d'Artagnan fort, »ist eine Frau von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren.« – »Blond?« fragte Athos. – »Ja.« – »Blaue, helle Augen, von seltener Klarheit, mit schwarzen Wimpern und Brauen?« – »Ja.« – »Groß, gut gewachsen? Es fehlt ihr ein Zahn neben dem Augenzahn auf der linken Seite?« – »Ja.« – »Die Lilie ist klein und rot, etwas verwischt durch Pflaster, die man aufgelegt hat?« – »Ja.« – »Ihr sagt jedoch, diese Frau sei eine Engländerin?« –

»Ja, man nennt sie Mylady, aber sie kann dessen ungeachtet eine Französin sein. Lord Winter ist nur ihr Schwager.« – »Ich will sie sehen, d'Artagnan!« – »Nehmt Euch in acht, Athos, nehmt Euch in acht. Ihr wolltet sie töten! Sie ist die Frau, um gleiches mit gleichem zu vergelten.« – »Sie wird es nicht wagen, etwas zu sagen, denn sie würde sich dadurch selbst verraten.« – »Sie ist zu allem fähig! Habt Ihr sie je wütend gesehen?« – »Nein«, sagte Athos. – »Eine Tigerin! Ach, mein lieber Athos, ich fürchte sehr, eine gräßliche Rache auf uns herabbeschworen zu haben!«

D'Artagnan erzählte nun alles, den wahnsinnigen Zorn Myladys und ihre Todesdrohungen.

»Ihr habt recht, und ich würde für mein Leben keinen Sou geben«, sagte Athos. »Zum Glück verlassen wir Paris übermorgen, wir ziehen höchstwahrscheinlich nach La Rochelle, und wenn wir einmal fort sind ...« – »Wird sie Euch verfolgen bis ans Ende der Welt, Athos, wenn sie Euch wiedererkennt. Laßt also ihren Haß sich gegen mich allein wenden.« – »Ei, mein Lieber, was ist daran gelegen, wenn sie mich tötet? Glaubt Ihr etwa, ich hänge am Leben?« – »Dahinter steckt noch ein furchtbares Geheimnis. Die Frau steht im Sold des Kardinals. Davon bin ich fest überzeugt.« – »Dann seid auf Eurer Hut! Kann Euch der Kardinal nicht offen angreifen, so ist seine geheime Verfolgung um so furchtbarer. Wenn Ihr ausgeht, geht nicht allein aus, wenn Ihr eßt, seid vorsichtig. Mißtraut selbst Eurem Schatten.«

»Zum Glück handelt es sich nur darum«, sagte d'Artagnan, »die Zeit bis übermorgen zu überstehen. Denn sind wir einmal bei der Armee, so haben wir es hoffentlich nur noch mit Männern zu tun.« – »Inzwischen«, sagte Athos, »hebe ich meine Einsperrung auf und verlasse Euch nicht. Ihr müßt nach der Rue des Fossoyeurs zurückkehren, ich werde Euch begleiten.«

»Aber wenn es auch noch so nahe ist«, versetzte d'Artagnan, »so kann ich doch nicht hingehen.« – »Das ist wahr«, erwiderte

Athos und zog die Glocke. Grimaud trat ein. Athos gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, in der Wohnung d'Artagnans Kleider zu holen. Grimaud erwiderte ebenfalls durch ein Zeichen, daß er vorzüglich verstanden habe, und ging fort. »So! Das alles bringt uns aber nicht um einen Schritt weiter in unserer Ausrüstung, lieber Freund« sagte Athos. »Denn wenn ich recht verstehe, habt Ihr alles bei Mylady zurückgelassen, und diese wird wohl kaum so aufmerksam gegen Euch sein, Euch Eure Sachen zurückzusenden. Zum Glück habt Ihr den Saphir.«

»Der Saphir gehört Euch, mein lieber Athos! Habt Ihr mir nicht gesagt, daß er ein Familienkleinod war?«

»Ja, das ist richtig.« – »Gut, nehmt den Ring zurück.« – »Ich den Ring zurücknehmen, nachdem er durch die Hände dieser Schändlichen gegangen ist? Nie, dieser Ring ist beschmutzt, d'Artagnan.« – »Dann verkauft ihn!« – »Ein Kleinod verkaufen, das von meiner Mutter kommt? Ich gestehe, daß ich das als eine Entweihung betrachten würde.« – »Dann versetzt ihn, man wird Euch wohl dreihundert Pistolen darauf leihen. Diese Summe reicht für Euren jetzigen Bedarf. Mit dem ersten Geld, das Ihr einnehmt, löst Ihr ihn dann wieder ein und nehmt ihn, von seinen alten Flecken gereinigt, zurück, denn er ist durch die Hände von Wucherern gegangen.«

Athos lächelte.

»Ihr seid ein entzückender Junge, mein lieber d'Artagnan«, sagte er. »Ihr richtet durch Eure nie versiegende Heiterkeit die vom Kummer gedrückten Geister auf. Gut, verpfänden wir diesen Ring, der mir gehört, aber unter einer Bedingung.« – »Unter welcher?« – »Daß hundertfünfzig Pistolen für Euch und hundertfünfzig für mich sind.« – »Was denkt Ihr, Athos? Ich bedarf nicht des vierten Teils dieser Summe, da ich bei den Garden stehe, und wenn ich meinen Sattel verkaufe, so habe ich, was ich brauche.«

»Nein, Ihr müßt die Hälfte der Summe, die man Euch auf meinen Ring leihen wird, annehmen, oder ich werfe ihn in die

Seine.« – »Gut, ich nehme an.«

In diesem Augenblick kam Grimaud, von Planchet begleitet, zurück; der letztere, voll Unruhe wegen seines Herrn und neugierig zu erfahren, was ihm zugestoßen war, hatte die Gelegenheit benützt und brachte selbst die Kleider.

D'Artagnan kleidete sich an, Athos tat desgleichen, und als dann beide zum Ausgehen fertig waren, machte Athos, zu Grimaud gewandt, die Bewegung eines Mannes, der ein Gewehr anlegt. Der Diener nahm sofort seine Muskete herunter und schickte sich an, seinem Herrn zu folgen.

D'Artagnan und Athos gelangten ohne irgendeinen Unfall in die Rue des Fossoyeurs. Monsieur Bonacieux stand an seiner Tür und schaute d'Artagnan frech und spöttisch an.

»Eh! Mein lieber Mieter«, sagte er, »beeilt Euch, es wartet ein hübsches Mädchen in Eurem Zimmer, und Ihr wißt, die Frauen lieben es nicht, daß man sie warten läßt.«

»Es ist Kitty«, rief d'Artagnan und lief in den Gang.

Vor seinem Zimmer fand er das arme Kind, das sich zitternd an die Tür lehnte. Sobald sie ihn erblickte, sagte sie:

»Ihr habt mir Euren Schutz versprochen, Ihr habt mir gelobt, mich vor ihrem Zorn zu retten. Denkt daran, daß Ihr mich zugrunde gerichtet habt.«

»Ja«, erwiderte d'Artagnan, »sei ruhig Kitty. Aber was ist denn nach meinem Weggehen vorgefallen?«

»Weiß ich es? Auf ihr Geschrei liefen alle Lakaien herbei, sie war furchtbar aufgebracht und spie alle Verwünschungen der Welt gegen Euch aus. Dann dachte ich, sie würde sich erinnern, daß Ihr durch mein Zimmer in das ihrige gedrunge wart, und sie würde in mir Eure Mitschuldige erkennen. Ich nahm das wenige Geld, das ich besaß, sowie meine besten Kleidungsstücke und flüchtete.«

»Armes Kind, aber was soll ich mit dir machen? Ich reise übermorgen ab.«

»Alles, was Ihr wollt, Chevalier. Macht, daß ich Paris, daß ich Frankreich verlasse.«

»Ich kann dich doch nicht mit zur Belagerung von La Rochelle nehmen.«

»Nein, aber Ihr könnt mich in der Provinz unterbringen, bei irgendeiner Dame Eurer Bekanntschaft, in Eurer Heimat zum Beispiel.«

»Oh, meine liebe Freundin, in meiner Heimat haben die Damen keine Kammerfrauen. Doch halt, ich weiß, was zu tun ist. Planchet, hole Aramis. Er möge sogleich kommen. Wir haben etwas sehr Wichtiges mit ihm zu besprechen.«

»Ich begreife«, sagte Athos, »aber warum nicht Porthos? Es scheint mir, seine Marquise ...«

»Porthos' Marquise ließe sich eher von den Schreibern ihres Mannes ankleiden, als daß sie eine Kammerfrau hielte«, sagte d'Artagnan lachend. »Überdies dürfte Kitty nicht gern in der Rue aux Ours wohnen, nicht wahr, Kitty?«

»Ich werde wohnen, wo man will«, sagte Kitty, »vorausgesetzt, daß ich gut verborgen bin und man nicht weiß, wo ich mich aufhalte.«

»Jetzt, Kitty, da wir uns trennen wollen, und du nicht mehr eifersüchtig bist ...«

»Chevalier«, sagte Kitty, »nah oder fern, ich werde Euch beständig lieben.«

»Auch ich«, sagte d'Artagnan, »auch ich werde dich stets lieben, glaube mir. Aber jetzt, antworte mir! Die Frage, die ich an dich richte, liegt mir sehr am Herzen. Hast du nie von einer jungen Frau gehört, die man eines Nachts wegführte?« – »Halt ... Oh! Mein Gott, Chevalier, liebt Ihr diese Frau noch?« – »Nein, einer meiner Freunde liebt sie – Athos, den du hier siehst.« – »Ich!« rief Athos mit dem Ausdruck eines Menschen, der auf eine Natter getreten ist. – »Allerdings, Ihr«, erwiderte d'Artagnan, Athos die Hand drückend. »Ihr wißt wohl, wie sehr

wir an dem Schicksal der guten Madame Bonacieux teilnehmen. Überdies wird Kitty nichts ausplaudern. Nicht wahr, Kitty? Du begreifst, mein Kind, es ist die Frau des abscheulichen Kerls, den du bei deinem Eintritt unten an der Tür gesehen hast.« – »O mein Gott!« rief Kitty, »Ihr erinnert mich an meine Angst. Wenn er mich nur nicht erkannt hat!« – »Wieso?« – »Er ist zweimal zu Mylady gekommen.« – »Um welche Zeit?« – »Vor etwa vierzehn oder achtzehn Tagen.« – »Ganz richtig.« – »Und gestern abend ist er wieder dagewesen.« – »Gestern abend?« – »Ja, einen Augenblick, ehe Ihr selbst gekommen seid.« – »Mein lieber Athos, wir sind von einem Netz von Spähern umgeben! Und du glaubst, er habe dich erkannt, Kitty?« – »Ich zupfte meine Haube herunter, als ich ihn erblickte, aber vielleicht war es zu spät.« – »Geht hinab, Athos, man mißtraut Euch weniger als mir, und seht, ob er immer noch vor der Tür steht.«

Athos ging hinunter und kam sogleich wieder zurück.

»Der Krämer ist fort«, sagte er, »und das Haus ist geschlossen.« – »Er wird sich ohne Zweifel entfernt haben, um zu melden, daß alle Tauben im Schlag sind.« – »Gut! Aber wir wollen ausfliegen«, sagte Athos, »und nur Planchet hier lassen, uns Nachricht zu bringen.« – »Noch eine Minute! Aramis, nach dem wir geschickt haben!« – »Das ist richtig, erwarten wir Aramis.«

Im selben Augenblick trat Aramis ein. Man setzte ihm die Sache auseinander und sagte ihm, daß er unter seinen hohen Bekannten einen Platz für Kitty suchen müsse.

Aramis dachte einen Augenblick nach und erwiderte dann errötend: »Wird Euch wirklich ein großer Dienst dadurch erwiesen?«

»Ich werde Euch mein ganzes Leben dafür dankbar sein.«

»Nun wohl! Madame de Bois-Tracy hat mich für eine ihrer Freundinnen, die, glaube ich, in der Provinz wohnt, um eine Kammerfrau gebeten, und wenn Ihr mir für das Mädchen bürgen könnt, d'Artagnan ...«

»Gnädiger Herr«, rief Kitty, »ich werde gewiß der Person, die es mir ermöglicht, Paris zu verlassen, mit Leib und Seele ergeben sein.«

»Dann geht die Sache vortrefflich«, sagte Aramis.

Er setzte sich an einen Tisch, schrieb ein paar Worte, versiegelte sie mit seinem Ring und händigte das Billett Kitty aus.

»Du weißt nun, mein Kind«, sagte d'Artagnan, »daß es hier für uns genauso gefährlich ist wie für dich. Wir müssen uns jetzt trennen, werden uns aber in schöneren Tagen wiedersehen.«

»Wo und wann wir uns auch wiedersehen werden«, sagte Kitty, »Ich werde Euch ebenso innig lieben, wie ich Euch heute liebe.«

Aramis kehrte in seine Wohnung zurück, während Athos und d'Artagnan den Saphir anzubringen suchten.

Wie unser Gascogner vorausgesehen hatte, bekamen sie leicht dreihundert Pistolen auf den Ring. Ja, der Jude sagte ihnen, daß, wenn sie ihm denselben verkaufen würden, er ihnen, da er ganz prächtig zu Ohrringen passe, die er besitze, bis zu fünfhundert Pistolen dafür geben könnte.

Athos und d'Artagnan brauchten als rührige Soldaten und tüchtige Kenner kaum drei Stunden, um die ganze Ausrüstung für den Musketier zu kaufen. Übrigens war Athos leicht zufriedenzustellen und zeigte sich auch hier als Edelmann von Kopf bis Fuß. Sobald ihm etwas gefiel, bezahlte er den verlangten Preis, ohne auch nur zu versuchen, etwas davon abzuhandeln.

D'Artagnan wollte wohl seine Bemerkungen darüber machen, allein Athos legte ihm lächelnd die Hand auf die Schulter und d'Artagnan verstand, daß er als unbedeutender gascognischer Edelmann wohl markten könnte, nicht aber ein Mann, der das Auftreten eines Prinzen hatte.

Der Musketier fand ein prächtiges andalusisches Pferd,

pechschwarz, mit feurigen Nüstern, feinen und zierlichen Beinen, sechs Jahre alt. Er musterte es und fand es fehlerlos. Man ließ es ihm für tausend Livres.

Vielleicht hätte er es billiger bekommen, aber während d'Artagnan mit dem Händler über den Preis verhandelte, zählte Athos die hundert Pistolen auf den Tisch.

Grimaud erhielt ein picardisches Pferd, untersetzt und stark, das dreihundert Livres kostete. Aber als das Sattelzeug für dieses Pferd und die Waffen für Grimaud gekauft waren, blieb von den hundertfünfzig Pistolen Athos' kein Sou mehr übrig.

D'Artagnan bot seinem Freunde einen Teil der auf ihn gefallenen Summe an mit dem Bemerkten, daß er ihm denselben später zurückgeben könnte. Statt jeder Antwort zuckte Athos nur mit den Achseln.

»Wieviel wollte der Jude geben, wenn wir ihm den Saphir als sein Eigentum überlassen?« fragte Athos. – »Fünfhundert Pistolen.« – »Das heißt also zweihundert Pistolen mehr, hundert Pistolen für Euch und hundert Pistolen für mich. Aber, mein lieber Freund, das ist ja ein ganzes Vermögen! Gehen wir noch einmal zu dem Juden.«

»Wie, Ihr wollt ...« – »Der Ring würde entschieden zu traurige Erinnerungen in mir wachrufen, außerdem werden wir ihm auch nie die dreihundert Pistolen zurückzahlen können, so daß wir bei dem Geschäft zweitausend Livres verlieren würden. Geht, d'Artagnan, sagt ihm, daß der Ring ihm gehöre, und kommt mit den zweihundert Pistolen zurück!«

Nach einer halben Stunde kam d'Artagnan mit den zweitausend Livres zurück, ohne daß ihm etwas zugestoßen wäre.

7

Zur bestimmten Stunde waren die vier Freunde bei Athos

versammelt.

Plötzlich trat Planchet ein und brachte zwei Briefe mit d'Artagnans Adresse.

Der eine war ein zierlich zusammengefaltetes Billett von länglicher Form, mit einem hübschen Siegel von grünem Wachs, auf dem sich eine Taube mit einem grünen Zweig im Schnabel eingedrückt fand, der andere ein großer viereckiger Brief, auf dem das furchtbare Wappen Seiner Eminenz des Kardinals glänzte.

Bei dem Anblick des kleinen Briefes hüpfte d'Artagnans Herz vor Freude, er entsiegelte ihn eilig und las:

»Reitet nächsten Mittwoch von sechs bis sieben Uhr auf der Straße von Chaillot spazieren und schaut sorgfältig in jeden Wagen, der an Euch vorüberkommt. Aber wenn Euch an Eurem eigenen Leben und am Leben der Euch liebenden Personen etwas liegt, so spricht kein Wort. Macht keine Bewegung, woraus man ersehen könnte, daß Ihr die erkannt habt, die alles wagt, um Euch einen Augenblick zu sehen.«

»Das ist eine Falle«, sagte Athos, »geht nicht hin, d'Artagnan.« – »Ich glaube aber die Handschrift zu erkennen.« – »Sie kann nachgemacht sein. Von sechs bis sieben Uhr ist die Straße von Chaillot ganz öde. Ihr könntet ebensogut im Wald von Bondy Spaziergehen.« – »Doch wenn wir alle gingen? Was zum Teufel, man wird nicht alle vier, nebst vier Lakaien, vier Pferden und den Waffen verschlingen, das wäre ein schwerverdaulicher Bissen.« – »Dann wäre es auch eine schöne Gelegenheit, unsere Pferde zu zeigen«, sagte Porthos. – »Aber wenn es eine Frau ist, die Euch schreibt«, bemerkte Aramis, »und wenn diese Frau nicht gesehen zu werden wünscht, so bedenkt, daß Ihr sie kompromittiert, d'Artagnan.« – »Wir bleiben etwas zurück«, rief Porthos, »und er reitet allein voraus.« – »Ja, aber eine Pistole ist bald aus einem Wagen abgefeuert, der im Galopp dahinfährt.« – »Bah!« erwiderte d'Artagnan, »man wird mich nicht treffen. Dann holen wir den

Wagen ein und bringen alle um, die darin sitzen. So hätten wir ebenso viele Feinde weniger.« – »Er hat recht«, sagte Porthos, »ein Kampf kann nicht schaden, wir müssen ohnehin unsere Waffen versuchen.« – »Wahrhaftig! Wir wollen uns dieses Vergnügen gönnen«, versetzte Aramis mit seiner sanften, gleichgültigen Miene. – »Wie Ihr wollt«, sagte Athos. – »Meine Herren«, rief d'Artagnan, »es ist halb fünf Uhr, und wir haben kaum Zeit, uns auf den Weg nach Chaillot zu machen.« – »Wenn wir zu spät ritten«, sagte Porthos, »so würde man uns nicht mehr sehen, und das wäre sehr schade. Vorwärts also, meine Herren!« – »Aber Ihr vergeßt den zweiten Brief«, rief Athos. »Das Siegel scheint mir anzudeuten, daß er geöffnet zu werden verdient. Ich meinesteils muß Euch erklären, daß er mir viel wichtiger scheint als der kleine Wisch, den Ihr so liebevoll in Euren Busen gesteckt habt.«

D'Artagnan errötete.

»Nun wohl«, sagte der junge Mann, »sehen wir, meine Herren, was Seine Eminenz von mir will.«

D'Artagnan entsiegelte und las:

»Monsieur d'Artagnan, Garde des Königs, Kompanie des Essarts, wird heute abend um acht Uhr im Palais des Kardinals erwartet.

La Houdinière, Kapitän der Leibwache.«

»Zum Teufel!« rief Athos, »das ist ein Stelldichein, das viel mehr beunruhigen muß als alles andere.«

»Ich gehe zum zweiten, wenn ich vom ersten zurückkomme«, sagte d'Artagnan. »Das eine soll um sieben, das andere um acht Uhr stattfinden. Es reicht zu beiden!«

»Hm! Ich ginge nicht«, entgegnete Aramis.

»Ich denke wie Aramis«, fügte Porthos hinzu.

»Messieurs«, sagte d'Artagnan, »ich habe bereits durch Monsieur de Cavois eine ähnliche Einladung erhalten. Ich bin ihr nicht gefolgt, und am anderen Tage begegnete mir ein großes

Unglück, Constance verschwand. Was auch daraus werden mag, ich gehe in jedem Fall hin.«

»Wenn dies Euer fester Entschluß ist, so führt ihn aus«, sagte Athos.

»Aber die Bastille?« sagte Aramis.

»Bah! Ihr bringt mich wieder heraus.«

»Allerdings«, versetzten Aramis und Porthos mit bewunderungswürdiger Bestimmtheit, als ob dies die einfachste Sache von der Welt wäre. »Allerdings, wir holen Euch heraus, aber da wir übermorgen abreisen, tötet Ihr besser, Euch der Gefahr nicht auszusetzen.«

»Tun wir, was in unseren Kräften liegt«, sagte Athos, »verlassen wir ihn heute abend nicht. Erwartet wir ihn jeder an einer Tür des Palastes, mit je drei Musketieren hinter uns. Bemerket wir, daß ein Wagen mit geschlossenem Schlag oder von verdächtigem Aussehen herauskommt, so fallen wir darüber her. Es ist schon lange her, daß wir keinen Strauß mehr mit den Leibwachen des Herrn Kardinals ausgefochten haben, und Monsieur de Treville muß uns für tot halten.«

»Ihr seid offenbar zum Heerführer geboren, Athos«, sagte Aramis. »Was sagt Ihr zu diesem Plan, Messieurs?«

»Vortrefflich!« wiederholten die jungen Leute im Chor.

»Nun«, sagte Porthos, »so eile ich in das Hôtel und sage meinen Kameraden, daß sie sich auf acht Uhr bereit halten. Ihr laßt unterdessen von den Dienern die Pferde satteln.«

»Ich habe aber kein Pferd«, sagte d'Artagnan, »ich werde mir jedoch eins bei Monsieur de Treville holen lassen.« – »Das ist nicht nötig!« sagte Aramis. »Ihr könnt eins von den meinigen nehmen.« – »Wieviele habt Ihr denn?« fragte d'Artagnan. – »Drei«, erwiderte Aramis lächelnd. – »Mein Lieber«, sagte Athos, »Ihr seid sicherlich der bestberittene Dichter von Frankreich und Navarra.«

»Hört, mein lieber Aramis, was wollt Ihr denn mit drei

Pferden anfangen? Ich sehe nicht ein, wozu Ihr drei Pferde gekauft habt.« – »Gekauft? Nein. Das dritte hat mir erst heute früh ein Diener ohne Livree zugeführt; er hat mir nicht sagen wollen, in wessen Dienst er steht, und versicherte mir, daß er von seinem Herrn ...« – »Oder von seiner Herrin«, warf d'Artagnan dazwischen. »Das ist Nebensache«, sagte Aramis, »... und versicherte mir, daß er von seiner Herrin den bestimmten Auftrag erhalten habe, das Pferd in meinen Stall zu stellen, ohne mir zu sagen, woher es komme.«

»Nun, in diesem Fall können wir die Sache noch besser machen«, sagte d'Artagnan, »welches der zwei Pferde werdet Ihr reiten, das, welches Ihr gekauft oder das, welches Ihr geschenkt erhalten habt?«

»Natürlich das, welches man mir geschenkt hat. Ihr werdet wohl einsehen, mein lieber d'Artagnan, es wäre eine Beleidigung für ...« – »Den unbekanntem Geber«, unterbrach ihn d'Artagnan. »Oder die geheimnisvolle Geberin«, meinte Athos. »Das gekaufte Pferd wird Euch also entbehrlich?« – »So ziemlich.« – »Und Ihr habt es selbst ausgesucht?« – »Mit der größten Sorgfalt. Die Sicherheit des Reiters hängt fast immer von seinem Pferd ab.«

»Nun gut, so tretet es mir zu dem Preis ab, zu dem Ihr es gekauft habt.« – »Ich wollte es Euch eben anbieten, mein lieber d'Artagnan, und lasse Euch gerne die erforderliche Zeit, mir diese Kleinigkeit zu bezahlen.« – »Wie hoch kam es Euch?« – »Achthundert Livres.« – »Hier sind vierzig Doppelpistolen, mein lieber Freund«, sagte d'Artagnan, indem er den Betrag aus der Tasche zog, »ich weiß, daß dies die Münze ist, mit der man Euch Eure Gedichte bezahlt.«

»Ihr seid demnach gut bei Kasse?« sagte Aramis. – »Jawohl, ich bin reich, sehr reich, mein Lieber.« – Und d'Artagnan ließ prahlerisch die übrigen Pistolen in seiner Tasche klingen. »Schickt Euren Sattel in das Hôtel der Musketiere, und man wird Euch Euer Pferd mit den unsrigen hierher führen.«

Eine Viertelstunde nachher erschien Porthos am Ende der Rue Ferou auf einem prächtigen Roß. Mousqueton folgte ihm auf einem Auvergnier Pferd, das kleiner, aber stark war. Porthos' Gesicht glänzte vor Stolz und Freude. Zugleich sah man Aramis an dem anderen Ende der Straße auf einem herrlichen englischen Renner, Bazin folgte ihm auf einem Rotschimmel und führte ein kräftiges Mecklenburger Roß am Zügel, das für d'Artagnan bestimmt war.

Planchet und Grimaud erschienen nun ebenfalls und führten die Pferde ihrer Herren. D'Artagnan und Athos gingen hinab, gesellten sich zu ihren Gefährten, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Ein kurzer Galopp brachte sie auf die Straße von Chaillot. Der Tag fing an sich zu neigen. Wagen fuhren hin und her. Aus einiger Entfernung von seinen Freunden bewacht, ließ d'Artagnan seine Blicke in die Tiefe jedes Wagens tauchen, sah aber kein ihm bekanntes Gesicht. Endlich, nachdem er eine Viertelstunde gewartet hatte und die Abenddämmerung eingebrochen war, fuhr ein Wagen in starkem Galopp auf der Straße von Sèvres herbei. Eine Ahnung sagte d'Artagnan, dieser Wagen müsse die Person enthalten, die ihn hierher beschieden hatte. Fast in derselben Sekunde hob sich ein Frauenkopf aus dem Kutschenschlag hervor, zwei Finger auf dem Mund, wie um Stillschweigen zu empfehlen oder einen Kuß zuzusenden. D'Artagnan stieß einen leichten Schrei der Freude aus. Diese Frau oder vielmehr diese Erscheinung – denn der Wagen war mit der Geschwindigkeit eines Traumbildes vorübergezogen – war Madame Bonacieux.

D'Artagnan war ganz verblüfft auf demselben Platz geblieben und wußte nicht, was er denken sollte. War es Madame Bonacieux und kehrte sie nach Paris zurück, warum dann diese flüchtige Begegnung? War sie es dagegen nicht, was immer noch sein konnte, denn das schwache Tageslicht machte einen Irrtum ganz leicht möglich, konnte dies dann nicht die

Einleitung zu einer Falle sein, für die man als Köder seine Liebe zu dieser Frau benutzte? Die drei Freunde näherten sich ihm. Alle drei hatten den Frauenkopf aus dem Kutschenschlag erscheinen sehen, aber keiner von ihnen außer Athos kannte Madame Bonacieux. Athos war allerdings der Meinung, sie sei es gewesen. Da er aber von dem hübschen Gesicht nicht so in Anspruch genommen wurde wie d'Artagnan, hatte er einen zweiten Kopf, einen Männerkopf, im Hintergrund des Wagens zu sehen geglaubt.

»Wenn dem so ist«, sagte d'Artagnan, »so bringt man sie ohne Zweifel von einem Gefängnis in das andere. Aber was wollen sie mit diesem armen Geschöpf machen? Und wie soll ich sie je wiederfinden?«

»Lieber Freund«, sagte Athos ernst, »vergeßt nicht, daß nur die Toten es sind, denen wir auf Erden nie mehr begegnen. Nun, wenn Eure Geliebte nicht tot ist, wenn sie es ist, die wir soeben gesehen haben, so werdet Ihr sie sicher früher oder später wiederfinden. Und vielleicht, wer weiß«, fügte er in jenem menschenfeindlichen Ton hinzu, der ihm eigen war, »vielleicht geschieht das früher, als es Euch erwünscht ist.«

Es schlug halb acht Uhr. Der Wagen war zwanzig Minuten nach der bestimmten Stunde gekommen. Die Freunde erinnerten d'Artagnan daran, daß er noch einer Einladung zu folgen habe, bemerkten jedoch, es sei immer noch Zeit, sich davon freizumachen. Aber d'Artagnan war zugleich hartnäckig und neugierig. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, nach dem Palais Richelieus zu gehen, um zu erfahren, was ihm Seine Eminenz sagen wollte.

Man gelangte nach der Rue Saint-Honore und vor das Palais des Kardinals und traf die zwölf Musketiere, die, ihre Kameraden erwartend, auf und ab gingen. Man erklärte ihnen erst hier, worum es sich handelte. D'Artagnan war sehr bekannt bei dem Korps der Musketiere. Man wußte, daß er einst eine Stelle darin bekommen sollte, und betrachtete ihn im voraus als

Kameraden. Daher waren sie ihm gern behilflich. Man hoffte überdies, dem Kardinal und seinen Leuten einen üblen Streich zu spielen, und dazu waren die Musketiere stets bereit. Athos teilte sie in drei Gruppen, übernahm das Kommando der einen, übergab die zweite Aramis, die dritte Porthos, und jede Gruppe legte sich einem Eingang gegenüber in den Hinterhalt.

D'Artagnan trat mutig durch die Hauptpforte ein. Obgleich der junge Mann der tatkräftigen Hilfe seiner Freunde sicher war, war er doch nicht ganz ruhig, als er die große Treppe Stufe um Stufe hinaufstieg. Sein Benehmen gegen Mylady sah einem Verrat sehr ähnlich, und wahrscheinlich stand diese Frau mit Richelieu in engen politischen Beziehungen. Auch war der Comte de Wardes, den er so übel zugerichtet hatte, einer von den Getreuen Seiner Eminenz, und d'Artagnan wußte, daß so furchtbar der Kardinal für seine Feinde war, so anhänglich er sich seinen Freunden gegenüber zeigte.

Er war bis zu diesem traurigen Schluß gelangt, als er in das Vorzimmer eintrat. Hier übergab er seinen Brief dem Türsteher vom Dienst, der ihn in den Wartesaal führte und sich in das Innere des Palastes verfügte. In dem Wartesaal befanden sich fünf bis sechs Leibwachen des Kardinals, die ihn, da sie d'Artagnan erkannten und wußten, daß er es war, der Jussac verwundet hatte, mit sonderbarem Lächeln anschauten, das d'Artagnan als ein schlimmes Vorzeichen erschien.

Der Türsteher kehrte zurück und machte d'Artagnan ein Zeichen, ihm zu folgen. Es kam dem jungen Mann vor, als ob die Gardien unter sich flüsterten, als sie ihn weggehen sahen. D'Artagnan kam zuerst durch einen Flur, sodann durch einen Salon, trat in eine Bibliothek ein und stand vor einem Mann, der an einem Arbeitstisch saß und schrieb.

Der Türsteher, der ihn eingeführt hatte, zog sich zurück, ohne ein Wort zu sprechen. D'Artagnan glaubte anfangs, er habe es mit einem Richter zu tun, der in seine Akten blickte, aber er bemerkte, daß der Mann an seinem Schreibtisch schrieb oder

vielmehr Zeilen von ungleicher Länge korrigierte, indem er dabei Wortsilben mit dem Finger abzählte. Nach einem Augenblick schloß der Mann sein Manuskript, auf dessen Deckel »Mirame, Tragödie in fünf Akten« geschrieben stand, und blickte auf.

D'Artagnan erkannte Kardinal Richelieu.

8

Richelieu stützte seine Ellbogen auf sein Manuskript, seine Wange in die Hand und schaute d'Artagnan einen Augenblick an. Niemand besaß ein tiefer forschendes Auge als der Kardinal, und dem jungen Mann rann es bei diesem Blick wie Fieber durch die Adern. Er blieb indessen fest, hielt seinen Hut in der Hand und erwartete den Bescheid Seiner Eminenz, ohne zu viel Stolz, aber auch ohne zu viel Demut.

»Monsieur«, sagte der Kardinal, »seid Ihr ein gewisser d'Artagnan aus Bearn?«

»Ja, Monseigneur.«

»Gut, Ihr seid es, der vor sieben oder acht Monaten von seiner Heimat abgereist ist, um in der Hauptstadt sein Glück zu suchen?«

»Ja, Monseigneur.«

»Ihr seid durch Meung gekommen, wo Euch etwas begegnete; ich weiß nicht mehr genau was, aber irgend etwas.«

»Monseigneur«, sagte d'Artagnan, »es begegnete mir ...«

»Unnötig, unnötig«, versetzte der Kardinal mit einem Lächeln, das andeutete, daß er die Geschichte so gut kannte wie sein Gegenüber. »Ihr wart an Monsieur de Treville empfohlen?«

»Ja, Monseigneur, aber gerade bei dieser unglücklichen Angelegenheit in Meung ...«

»Ging der Empfehlungsbrief verloren«, unterbrach ihn Seine

Eminenz, »ja, ich weiß es. Aber Monsieur de Treville ist ein geschickter Gesichtsdeuter, der die Menschen auf den ersten Blick durchschaut und er hat Euch in der Kompanie seines Schwagers, des Monsieur des Essarts, untergebracht, wobei er Euch Hoffnung machte, mit der Zeit bei den Musketieren eintreten zu können?«

»Monseigneur ist vollkommen unterrichtet.«

»Seid dieser Zeit ist Euch vielerlei begegnet. Ihr seid eines Tages hinter dem Karmeliterkloster spazierengegangen, wo es besser gewesen wäre, Ihr hättet Euch anderswo befunden. Dann habt Ihr mit Euren Freunden eine Reise nach den Bädern von Forges gemacht. Die sind auf der Strecke zurückgeblieben, Ihr aber habt Euren Weg fortgesetzt. Natürlich, Ihr hattet Geschäfte in England.«

»Monseigneur«, sagte d'Artagnan ganz verblüfft, »ich begab mich ...«

»Auf die Jagd nach Windsor oder anderswohin, das geht niemanden etwas an. Ich weiß das, weil es mein Beruf ist, alles zu wissen. Bei Eurer Rückkehr seid Ihr von einer hohen Person empfangen worden, und ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr das Andenken bewahrt habt, das Ihr von Ihr erhieltet.«

D'Artagnan trug den Diamanten, den er von der Königin bekommen hatte, am Finger und drehte rasch den Stein nach innen, aber es war zu spät.

»Am Tage nach dem Empfang besuchte Euch Monsieur Cavois. Er bat Euch, in den Palast zu kommen, Ihr habt diesen Besuch nicht erwidert, und das war unrecht.« – »Monseigneur, ich fürchtete, die Ungnade Eurer Eminenz auf mich gezogen zu haben.«

»Wodurch, mein Herr? Weil Ihr die Befehle Eurer Vorgesetzten mit mehr Mut und Verstand befolgt habt, als ein anderer getan haben dürfte? Ich bestrafe nur die Leute, die nicht gehorchen, und nicht die, welche, wie Ihr ... zu gut ...

gehorschen. Und zum Beweis erinnert Euch an das Datum des Tages, an dem ich Euch zu mir beschied, und was an diesem Tage vorgefallen ist.«

D'Artagnan gedachte der Entführung seiner Geliebten. Er schauderte und erinnerte sich, daß die arme Frau vor einer halben Stunde an ihm vorübergekommen war, ohne Zweifel abermals durch dieselbe Macht geführt, der man ihr Verschwinden zuschreiben mußte.

»Da ich seit einiger Zeit nicht mehr von Euch sprechen hörte, so wollte ich wissen, wie es mit Euch steht. Übrigens seid Ihr mir immerhin einigen Dank schuldig, denn es konnte Euch nicht entgehen, wie sehr man Euch unter allen Umständen schonte.«

D'Artagnan verbeugte sich.

»Dies rührt nicht allein von einem Gefühl natürlicher Billigkeit her, sondern auch von einem Plan, den ich mir in Beziehung auf Euch gemacht hatte.«

D'Artagnan staunte immer mehr.

»Ich wollte Euch diesen Plan an dem Tag auseinandersetzen, wo Ihr meine erste Einladung empfangen habt, aber Ihr kamt nicht. Zum Glück ist durch die Verzögerung noch nichts verdorben, und Ihr sollt ihn heute hören. Setzt Euch zu mir, Monsieur d'Artagnan, Ihr seid ein zu guter Edelmann, um stehend zuzuhören.«

Der Kardinal deutete hierbei mit dem Finger auf einen Stuhl, aber der junge Mann war so perplex, daß er erst einem zweiten Zeichen gehorchte.

»Ihr seid mutig, Monsieur d'Artagnan«, fuhr seine Eminenz fort, »Ihr seid klug, was noch mehr ist. Ich liebe die Menschen von Kopf und Herz. Erschreckt nicht«, sagte er lächelnd, »unter den Menschen von Herz verstehe ich die Menschen von Mut. Aber so jung Ihr seid und obgleich Ihr erst in die Welt eintretet, habt Ihr doch mächtige Feinde. Wenn Ihr Euch nicht hütet, so werden sie Euch ins Verderben stürzen.«

»Ach, Monseigneur«, antwortete der junge Mann, »sie werden dies leicht zustande bringen, denn sie sind stark und zahlreich, während ich allein stehe.«

»Ja, das ist wahr, aber obgleich allein, habt Ihr bereits viel getan und werdet, wie ich nicht zweifle, noch viel tun. Ihr bedürft jedoch meiner Ansicht nach einiger Anleitung auf der abenteuerlichen Laufbahn, die Ihr eingeschlagen habt, denn wenn ich mich nicht täusche, seid Ihr mit dem ehrgeizigen Gedanken, Euer Glück zu machen, nach Paris gekommen.« – »Ich bin in dem Alter der unsinnigen Hoffnungen, Monseigneur.« – »Unsinnige Hoffnungen gibt es nur für Toren, Monsieur, und Ihr seid ein Mann von Geist. Laßt hören, was würdet Ihr zu einer Fähnrichsstelle bei meiner Leibwache und zu einer Kompanie nach dem Feldzug sagen?« – »Ah! Monseigneur ...« – »Ihr nehmt an, nicht wahr?« – »Monseigneur« erwiderte d'Artagnan verlegen. – »Wie, Ihr weigert Euch?« rief der Kardinal. – »Ich bin bei der Leibwache Seiner Majestät und habe keinen Grund, damit unzufrieden zu sein.«

»Aber es scheint mir, daß meine Leibwache auch die Seiner Majestät ist, und daß man, wenn man einem französischen Korps dient, dem König dient.« – »Monseigneur, Eure Eminenz hat meine Worte unrichtig verstanden.«

»Ihr wollt einen Vorwand, nicht wahr? Ich begreife. Nun, Ihr habt den Vorwand. Die Beförderung, der neue Feldzug, die Gelegenheit, die ich Euch biete – das genügt für die Welt – für Euch kommt noch das Bedürfnis sicherer Protektion dazu. Denn Ihr müßt wissen, Monsieur d'Artagnan, daß schwere Klagen gegen Euch bei mir erhoben worden sind. Ihr widmet Eure Tage und Eure Nächte nicht ausschließlich dem Dienste des Königs.«

D'Artagnan errötete.

»Überdies«, fuhr der Kardinal fort und legte seine Hand auf einen Haufen Papiere, »überdies habe ich hier einen ganzen Stoß Akten, der Euch betrifft. Aber ich wollte vorher mit Euch

sprechen, ehe ich ihn las. Ich weiß, daß Ihr ein entschlossener Mann seid, und Eure Dienste könnten Euch unter guter Leitung weit bringen, statt Euch zu Unheil zu führen. Auf, überlegt und entscheidet Euch!«

»Eure Güte macht mich ganz verwirrt, Monseigneur, und ich erkenne in Eurer Eminenz eine Seelengröße, die mich klein macht, aber da mir Monseigneur freimütig zu sprechen erlaubt ...«

D'Artagnan hielt inne.

»Ja, spricht.«

»So werde ich Eurer Eminenz sagen, daß durch ein unbegreifliches Verhängnis alle meine Freunde bei den Musketieren und Leibwachen des Königs und all meine Feinde leider bei Eurer Eminenz dienen. Ich wäre also hier sehr unwillkommen und müßte drüben in einem üblen Licht erscheinen, wenn ich das, was mir Monseigneur bietet, annähme.«

»Solltet Ihr den hochmütigen Gedanken haben, ich biete Euch weniger als Ihr verdient, Monsieur?« sagte der Kardinal mit verächtlichem Lächeln.

»Monseigneur, Eure Eminenz ist hundertmal zu gütig gegen mich, und ich glaube im Gegenteil nicht genug getan zu haben, um eine solche Güte zu verdienen. Die Belagerung von La Rochelle wird eröffnet, Monseigneur; ich werde unter den Augen Eurer Eminenz dienen, und wenn ich das Glück gehabt habe, mich bei dieser Belagerung so zu halten, daß ich Eure Blicke auf mich ziehe, erst dann kann ich auf eine glänzende Tat hinweisen, welche die Protektion rechtfertigt, deren Ihr mich zu würdigen die Güte haben werdet. Alles zu seiner Zeit. Später werde ich vielleicht das Recht haben, meine Dienste zu vergeben, heute würde es aussehen, als ob ich mich verkaufte.«

»Das heißt, Ihr verweigert mir Euren Dienst, Monsieur?« sagte der Kardinal mit einem ärgerlichen Ton, durch den jedoch

eine gewisse Achtung durchklang. »Bleibt also frei und bewahrt Euren Haß und Eure Sympathien!« – »Monseigneur ...«

»Gut, gut. Ich grolle Euch darum nicht, aber versteht wohl! Man hat die Verpflichtung, seine Freunde zu verteidigen und zu belohnen; seinen Feinden ist man nichts schuldig. Dennoch will ich Euch einen Rat geben: Haltet Euch gut, nehmt Euch wohl in acht, denn von dem Augenblick an, wo ich meine Hand von Euch abziehe, gebe ich keinen Heller mehr für Euer Leben!«

»Was auch geschehen mag«, erwiderte d'Artagnan, die Hand auf seine Brust legend und sich verbeugend, »ich werde ewig Dankbarkeit gegen Eure Eminenz für das bewahren, was sie mir in diesem Augenblick tun wollte.«

»Gut also, Monsieur d'Artagnan, wir werden uns, wie Ihr sagtet, nach dem Feldzug wiedersehen. Ich folge Euch mit den Augen, denn ich werde dort sein«, fuhr der Kardinal fort und zeigte d'Artagnan eine prachtvolle Rüstung, die er anlegen wollte. »Und wenn wir zurückkommen, rechnen wir ab!«

»Oh! Monseigneur!« rief d'Artagnan, »erspart mir die Last Eurer Ungnade, bleibt neutral, Monseigneur, wenn Ihr findet, daß ich als ritterlicher Mann handle.«

»Jüngling«, sagte Richelieu, »wenn ich Euch noch einmal sagen kann, was ich heute gesagt habe, so gelobe ich, es Euch zu sagen.«

Die letzten Worte Richelieus drückten einen furchtbaren Zweifel aus; d'Artagnan war darüber mehr bestürzt als über eine Drohung, denn dies war eine Warnung. Der Kardinal suchte ihn also vor einem Unglück zu bewahren, das ihn bedrohte. Er öffnete den Mund, um zu antworten, aber Richelieu entließ ihn mit einer stolzen Gebärde.

D'Artagnan entfernte sich, aber an der Tür drückte es ihm fast das Herz ab, und es fehlte wenig, so wäre er umgekehrt. Doch Athos' strenges, ernstes Antlitz trat ihm vor die Augen. Machte er mit dem Kardinal den Vertrag, den dieser ihm vorschlug, so

gab ihm Athos nicht mehr die Hand.

D'Artagnan stieg dieselbe Treppe hinab, auf der er heraufgekommen war. Er fand vor einer Tür Athos und die vier Musketiere, die auf seine Rückkehr warteten und unruhig zu werden anfangen. D'Artagnan beruhigte sie mit einem Wort, und Planchet lief umher, um die anderen zu benachrichtigen, daß es unnötig sei, länger Wache zu halten, da sein Herr wohlbehalten das Palais des Kardinals verlassen habe.

Sobald sie zu Athos zurückgekehrt waren, erkundigten sich Aramis und Porthos nach der Ursache dieser seltsamen Einladung, aber d'Artagnan sagte ihnen nur, Richelieu habe ihn kommen lassen, um ihm den Eintritt bei seinen Leibwachen mit dem Grad eines Fähnrichs anzutragen, er habe aber dieses Anerbieten ausgeschlagen.

»Und Ihr habt recht gehabt«, riefen einstimmig Aramis und Porthos.

Athos versank in tiefe Träumerei und erwiderte nichts. Aber als er mit d'Artagnan allein war, sagte er: »Ihr habt getan, was Ihr tun mußtet, aber Ihr habt vielleicht unrecht gehandelt.«

D'Artagnan stieß einen Seufzer aus, denn diese Stimme antwortete auf eine geheime Stimme seiner Seele, die ihm sagte, daß großes Unglück seiner harre.

Der nächste Tag ging unter Vorkehrungen für die Abreise hin.

Die Nacht vereinigte alle Kameraden der Gardekompanie des Monsieur des Essarts und der Musketierkompanie des Monsieur de Treville, die miteinander befreundet waren. Man trennte sich, um sich wiederzusehen, wenn es Gott gefiele. Die Nacht wurde daher, wie man sich denken kann, sehr lärmend zugebracht, denn in einem solchen Fall kann die größte Sorge nur durch die größte Heiterkeit bekämpft werden.

Am folgenden Tage, bei dem ersten Trompetenstoß, trennten sich die Freunde, die Musketiere eilten in das Hôtel des Monsieur de Treville, die Gardisten in das des Monsieur des

Essarts. Jeder der Hauptleute führte seine Kompanie sofort zum Louvre, wo der König Parade abhielt.

Der König war traurig und schien krank zu sein, was sein vornehmes Aussehen einigermaßen beeinträchtigte. Er war in der Tat am vorhergehenden Tage mitten in der Parlamentssitzung von einem heftigen Fieber ergriffen worden. Er blieb aber nichtsdestoweniger bei seinem Entschluß, noch am selben Abend abzureisen.

D'Artagnan zog mit seiner Kompanie ins Feld. Als er nach dem Faubourg Saint-Germain kam, drehte er sich um und warf einen heiteren Blick auf die Bastille, der er bis dahin glücklich entgangen war. Da er nur die Bastille anschaute, sah er Mylady nicht, die ihn zwei Menschen von ziemlich üblem Aussehen zeigte, die sich sogleich den Reihen näherten, um ihn näher zu betrachten. Auf einen fragenden Blick antwortete Mylady, er sei es, gab sodann ihrem Pferd die Sporen und verschwand.

Die beiden Männer folgten der Kompanie auf Pferden, die ein Bedienter ohne Livree für sie bereit hielt.

9

Die Belagerung von La Rochelle war eines der bedeutendsten Ereignisse unter der Regierung Ludwigs XIII. Der Kardinal verfolgte dabei ein besonderes Ziel.

Von den wichtigen Städten, die Heinrich IV. den Hugenotten als Unterpfand gab, war nur noch La Rochelle übrig, und dieses letzte Bollwerk des Calvinismus sollte zerstört werden. Auch war La Rochelle der letzte Hafen, der den Engländern offen stand. Wenn er diesen für England, Frankreichs Erbfeind, verschloß, so vollendete er das Werk der Jungfrau von Orleans und des Duc de Guise.

Bassompierre, der zugleich Protestant und Katholik war, Protestant aus Überzeugung, Katholik als Kommandant vom

Heiligen Geist, Bassompierre, ein Deutscher von Geburt, ein Franzose von Gesinnung, der ein besonderes Kommando bei der Belagerung von La Rochelle hatte, sagte daher auch, als er an der Spitze mehrerer anderer protestantischer Edelleute angriff: »Ihr werdet sehen, Messieurs, wir sind so dumm und nehmen La Rochelle.« Und Bassompierre hatte recht. Die Kanonade der Insel Ré sagte ihm die Verfolgung der Hugenotten voraus; die Einnahme von La Rochelle war die Einleitung zum Widerruf des Edikts von Nantes.

Aber neben diesen großen politischen Gesichtspunkten wirkten kleinliche persönliche Interessen mit. Richelieu war, wie man weiß, in die Königin verliebt gewesen. Hatte die Liebe bei ihm einen politischen Zweck, oder war es eine jener tiefen Leidenschaften, wie sie Anna von Österreich den Männern ihrer Umgebung einflößte? Wir wissen es nicht zu sagen, sicher ist, daß Buckingham mehrmals den Sieg über ihn davongetragen und ihn besonders bei der Geschichte mit den Nestelstiften grausam genarrt hatte.

Es handelte sich also für Richelieu nicht nur darum, Frankreich von einem Feind zu befreien, sondern auch, sich an einem Nebenbuhler zu rächen. Die Rache sollte groß, glänzend und eines Mannes würdig werden, der die Macht eines ganzen Königreiches in der Hand hält. Er wußte, wenn er England bekämpfte, so triumphierte er über Buckingham, und wenn er England in den Augen Europas demütigte, so demütigte er Buckingham in den Augen der Königin.

Wir wissen bereits, daß Buckingham von ähnlichen Beweggründen mit dem entgegengesetzten Ziel getrieben wurde, und so könnte man sagen, daß der Einsatz bei dem Kriegsspiel, das zwei mächtige Reiche nach dem Willen zweier verliebter Männer miteinander begann, nichts weiter war, als ein Blick Annas von Österreich.

Den ersten Vorteil hatte der Herzog von Buckingham errungen. Er erschien unerwartet vor der Insel Ré mit neunzig

Schiffen und ungefähr zwanzigtausend Mann, überfiel den Comte de Toiras, den Kommandanten der Insel, und bewerkstelligte nach einem blutigen Kampf seine Landung. Der Comte de Toiras zog sich mit den Truppen in die Zitadelle Saint-Martin zurück und warf etwa hundert Mann in ein kleines Fort, das man das Fort de la Prée nannte. Infolge dieses Ereignisses beschleunigte Richelieu seine Maßnahmen, er schickte, bis der König und er, wie beabsichtigt war, den Oberbefehl bei der Belagerung von La Rochelle übernehmen konnten, Monsieur, den Bruder des Königs, voraus, der die ersten Operationen leiten sollte und alle Truppen, über die er verfügte, gingen nach dem Kriegsschauplatz ab. Zu dieser Vorhut gehörte auch d'Artagnans Kompanie.

Wie bereits erwähnt, sollte der König folgen, sobald er seinen großen Gerichtstag im Parlament abgehalten hätte. Als er sich am 25. Juni erhob, fühlte er sich fiebrig. Er wollte nichtsdestoweniger abreisen, aber sein Zustand verschlimmerte sich, und er war genötigt, in Villeroy zu bleiben. Wo der König war, mußten auch die Musketiere sein. So geschah es, daß d'Artagnan sich wenigstens für den Augenblick von seinen Freunden Athos, Porthos und Aramis getrennt sah. Diese Trennung, die für ihn nur eine Unannehmlichkeit bedeutete, würde ihn gewiß ernstlich in Unruhe versetzt haben, hätte er die Gefahren ahnen können, von denen er umgeben war. Doch langte er wohlbehalten in dem vor La Rochelle aufgeschlagenen Lager an.

Hier war noch alles in derselben Lage. Der Herzog von Buckingham und seine Engländer fuhren als Herren der Insel Ré, wenn auch ohne Erfolg, fort, die Zitadelle von Saint-Martin und das Fort de la Prée zu belagern, während der Duc de Angoulême in der Nähe von La Rochelle ein Fort erbauen ließ.

Die Garden unter dem Kommando von Monsieur des Essarts hatten in einem Kloster Quartier genommen. D'Artagnan, den ganz und gar der Ehrgeiz erfüllte, unter die Musketiere

aufgenommen zu werden, hatte zu seinen jetzigen Kameraden wenig Kontakt, er war daher häufig allein und hatte Muße, sich seinen eigenen Betrachtungen zu überlassen. Diese Betrachtungen waren nicht eben sehr erfreulich. Seit dem Jahre, das er in Paris zubrachte, hatte er wenig erreicht, und drohend lag die Zukunft vor ihm. Die Frau, die er allein wahrhaftig geliebt, war ihm geraubt, den mächtigsten Mann des Reiches hatte er sich zum Feind gemacht, und zweifellos suchte ihn die rachsüchtige Mylady auf jede Weise zu verderben. Was nützte ihm demgegenüber der Schutz und das Wohlwollen der Königin, der schwachen, von Feinden umgebenen Königin!

Als sich d'Artagnan wieder einmal auf einem einsamen Spaziergang diesen Betrachtungen hingab, bemerkte er, daß er in Gedanken weiter gegangen war, als er glaubte. Schon fing der Tag an, sich zu neigen, da war es ihm, als sähe er beim letzten Strahl der untergehenden Sonne hinter einer Ecke hervor einen Flintenlauf glänzen. Er hatte ein scharfes Auge und überlegte rasch. Er sagte sich, daß die Flinte nicht allein gekommen war, und daß ihr Träger sich nicht in freundschaftlicher Absicht hinter der Ecke verborgen hatte. Er beschloß also, das Weite zu suchen, als er auf der anderen Seite der Straße hinter einem Felsen die Mündung einer zweiten Flinte erblickte. Er war in einen Hinterhalt geraten. Er warf einen Blick auf die erste Flinte und bemerkte nicht ohne Unruhe, daß sie sich in der Richtung nach ihm senkte. Sobald er aber gewahr wurde, daß die Mündung des Laufes unbeweglich blieb, warf er sich mit dem Bauch auf die Erde. Zugleich ging der Schuß los, und er hörte das Zischen einer Kugel, die über seinem Kopf hinflieg. Es war keine Zeit zu verlieren. Er sprang auf, und in demselben Augenblick ließ ein Schuß aus der anderen Flinte die Kieselsteine dort auffliegen, wo er sich vorher mit dem Gesicht auf die Erde geworfen hatte. Da er nicht zu denen gehörte, die sich nur deshalb töten lassen, damit man später von ihnen sage, sie seien nicht einen Schritt zurückgewichen, so floh er dem

Lager zu mit der bekannten Geschwindigkeit der Bewohner seiner Heimat. Aber so rasch er auch lief, so hatte doch der, der zuerst geschossen, Zeit gefunden, sein Gewehr wieder zu laden, und er feuerte ihm einen zweiten Schuß nach, der diesmal so gut gezielt war, daß die Kugel durch seinen Hut drang und diesen zehn Schritte von ihm schleuderte. Da d'Artagnan keinen anderen Hut besaß, so hob er diesen im Laufen vom Boden auf und langte bleich und atemlos in seinem Quartier an. Hier blieb er, ohne jemandem ein Wort zu sagen, und dachte über das Vorgefallene nach.

Vergebens suchte er sich die Züge oder die Tracht der Mörder ins Gedächtnis zu rufen, er hatte sich zu rasch entfernen müssen, um Genaueres wahrnehmen zu können.

»Ah, meine armen Freunde«, murmelte er, »wo seid ihr? Wie fehlt ihr mir!«

D'Artagnan verbrachte eine schlimme Nacht. Drei- oder viermal erwachte er plötzlich, weil er sich einbildete, man nähere sich seinem Bett, um ihn zu erdolchen. Aber der Tag erschien und fand ihn unversehrt. Er verhehlte sich jedoch nicht, daß aufgeschoben nicht aufgehoben sei. Er blieb den ganzen Tag in seinem Quartier, wobei er sich vor sich selbst mit dem schlechten Wetter entschuldigte. Am zweiten Tag um neun Uhr wurde Marsch geblasen. Der Herzog von Orléans besuchte die Posten. Die Leibwachen eilten zu den Waffen, und d'Artagnan nahm seinen Platz unter seinen Kameraden ein. Monsieur zog an der Front der Truppen vorüber, dann näherten sich ihm alle höheren Offiziere, darunter auch Monsieur des Essarts. Bald kam es d'Artagnan vor, als ob ihn Monsieur des Essarts durch ein Zeichen zu sich bescheide. Er wartete auf eine Wiederholung, aus Furcht, er könnte sich täuschen, als ihm aber Monsieur des Essarts noch einmal winkte, verließ er die Reihen und trat vor, um den Befehl entgegenzunehmen.

»Monsieur verlangt Freiwillige zu einer gefährlichen Sendung, die aber den Ausführenden Ehre bringt, und ich habe

Euch ein Zeichen gemacht, damit Ihr Euch bereit haltet.«

»Ich danke, Monsieur«, antwortete d'Artagnan, dem nichts erwünschter war, als sich unter den Augen des Generalleutnants auszuzeichnen.

Von La Rochelle aus war nämlich in der Nacht ein Ausfall gemacht und eine Bastei wiedergewonnen worden, deren sich zwei Tage vorher die Königlichen bemächtigt hatten. Es handelte sich nun darum, zu erkunden, wie die Bastei bewacht werde. Nach einigen Augenblicken erhob Monsieur die Stimme und rief: »Ich brauche drei oder vier Freiwillige unter Führung eines bewährten Mannes.«

»Was den bewährten Mann betrifft, so habe ich diesen bei der Hand«, erwiderte Monsieur des Essarts und deutete auf d'Artagnan, »und an Freiwilligen wird es nicht fehlen.«

»Vier Freiwillige, um sich mit mir töten zu lassen«, rief d'Artagnan, den Degen erhebend.

Zwei seiner Kameraden von der Garde stürzten sogleich hervor, zwei Soldaten gesellten sich zu ihm, und die gewünschte Zahl war voll.

Man wußte nicht, ob die Bastei nach der Einnahme geräumt, oder ob eine Truppe darin zurückgelassen worden war, und es galt zunächst, sich hierüber Gewißheit zu verschaffen. D'Artagnan rückte mit seinen vier Gefährten vor und folgte dem Laufgraben. Die Gardisten marschierten knapp neben ihm, und die Soldaten dahinter. So gelangten sie, sich deckend, bis auf hundert Schritte zur Bastei. Als sich d'Artagnan umwandte, sah er, daß die Soldaten verschwunden waren. Er glaubte, sie seien aus Furcht zurückgeblieben, und rückte weiter vor. An der Wendung der äußersten Grabenmauer waren sie nur noch ungefähr sechzig Schritte von der Bastei entfernt, und da man immer noch nichts sah, hielt man die Bastei tatsächlich für unbesetzt. Während sie aber noch beratschlagten, ob sie weitergehen sollten, wurde plötzlich eine Rauchwolke sichtbar, und ein Dutzend Kugeln zischten um d'Artagnan und seine

Gefährten.

Sie wußten nun, was sie wissen wollten: die Bastei wurde bewacht, ein längerer Aufenthalt an diesem gefährlichen Ort wäre sinnlos und unklug gewesen. D'Artagnan und die beiden Gardisten kehrten um, um ihren Rückzug zu bewerkstelligen. Als sie die Ecke des Laufgrabens erreichten, der ihnen als Wall dienen sollte, stürzte einer von den Gardisten, eine Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt; der andere war wohlbehalten und setzte seinen Lauf nach dem Lager fort.

D'Artagnan wollte seinen Gefährten nicht so verlassen und beugte sich über ihn herab, um ihn aufzuheben. Aber in diesem Augenblick wurden zwei Schüsse abgefeuert, eine Kugel zerschmetterte dem Verwundeten den Kopf, die andere prallte am Felsen ab, nachdem sie zwei Zoll an d'Artagnan vorbeigeflogen war. Der junge Mann wandte sich schnell um, denn dieser Angriff konnte nicht von der Bastei kommen, die durch die Ecke des Laufgrabens verdeckt war. Sogleich fielen ihm die beiden Soldaten ein, die zurückgeblieben waren, und dabei kamen ihm auch die beiden Wegelagerer vom Tage vorher in den Sinn. Diesmal wollte er der Sache auf den Grund kommen, er ließ sich auf den Leib seines Kameraden fallen, als ob er tot wäre.

Sofort wurden zwei Köpfe sichtbar, dreißig Schritte vor ihm, es waren die beiden Soldaten. D'Artagnan hatte sich nicht getäuscht. Sie waren ihm nur gefolgt, um ihn zu töten, in der Hoffnung, man würde seinen Tod auf die Rechnung der Feinde setzen. Da er jedoch nur verwundet sein und ihr Verbrechen anzeigen konnte, so näherten sie sich ihm, um ihm den Garaus zu machen. Durch d'Artagnans List getäuscht, versäumten sie es glücklicherweise, ihre Gewehre wieder zu laden. Als sie zehn Schritte von ihm entfernt waren, stand d'Artagnan, der bei seinem Fall seinen Degen fest in der Hand behalten hatte, rasch auf und befand sich mit einem Sprung bei ihnen.

Die Mörder erkannten, daß sie verloren waren, wenn sie zum

Lager flohen, es blieb ihnen also nichts übrig, als zum Feind überzugehen. Der eine von ihnen nahm seine Flinte beim Lauf und führte einen furchtbaren Schlag nach d'Artagnan, der ihm dadurch auswich, daß er sich auf die Seite warf. Aber so hatte der Gegner freien Raum und lief sogleich nach der Bastei.

Da deren Besatzung aber nicht wissen konnte, in welcher Absicht dieser Mann zu ihnen kam, so eröffneten sie das Feuer auf ihn, und er sank mit zerschmetterter Schulter nieder.

Inzwischen stürzte sich d'Artagnan auf den zweiten Soldaten und griff ihn mit dem Degen an. Der Kampf währte nicht lange, der Elende hatte zu seiner Verteidigung nichts als die abgefeuerte Flinte. Der Degen d'Artagnans glitt an dem Lauf des Gewehres ab und drang durch den Schenkel des Mörders, der niederfiel. D'Artagnan setzte ihm sogleich seine Degenspitze an die Gurgel.

»Oh! Tötet mich nicht«, rief der Bandit, »Gnade, Gnade, Offizier, und ich werde Euch alles sagen.« – »Ist dein Geheimnis so viel wert, daß ich dir das Leben schenke?« – »Ja, wenn Euch nur etwas am Leben liegt.« – »Elender, sprich schnell. Wer hat dir den Auftrag gegeben, mich zu ermorden?« – »Eine Frau, die ich nicht kenne, die man aber Mylady nannte.« – »Doch woher weißt du das, wenn du diese Frau tatsächlich nicht kennst?« – »Mein Kamerad kannte sie und nannte sie so. Sie verhandelte mit ihm und nicht mit mir. Er hat auch in seiner Tasche einen Brief von dieser Person, der sehr wichtig für Euch ist, wie ich ihn sagen hörte.« – »Aber wie kommst du dazu, ihm zu helfen?« – »Er machte mir den Vorschlag, die Sache zu zweit auszuführen, und ich willigte ein.« – »Und wieviel hat sie Euch dafür gegeben?« – »Hundert Louisdor.« – »Schön«, sagte der junge Mann lächelnd, »sie denkt doch, ich sei etwas wert. Hundert Louisdor, das ist eine große Summe für Schurken eurer Art. Auch verstehe ich, daß du eingewilligt hast, und ich begnadige dich, jedoch unter einer Bedingung.« – »Unter welcher?« fragte der Soldat unruhig, als er sah, daß noch nicht

alles zu Ende war. – »Daß du mir den Brief holst, den dein Kamerad in der Tasche hat.« – »Aber das heißt, mich nur auf andere Art töten«, rief der Bandit. »Wie soll ich den Brief unter dem Feuer der Bastei holen?« – »Du mußt dich entschließen, ihn herbeizuschaffen, oder ich schwöre dir, daß du von meiner Hand stirbst.« – »Gnade, Barmherzigkeit! Im Namen der jungen Dame, die Ihr liebt, die Ihr vielleicht tot glaubt, und die es nicht ist!« rief der Bandit, sich erhebend. – »Woher weißt du, daß ich eine Frau liebe, und daß ich diese junge Frau tot geglaubt habe?« – »Aus dem Brief, den mein Kamerad in seiner Tasche hat.« – »Du siehst also wohl, daß ich diesen Brief bekommen muß. Nicht mehr gezögert, oder wie sehr es mir auch widerstrebt, meinen Degen zum zweitenmal in das Blut eines Elenden zu tauchen, wie du einer bist, ich schwöre dir, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin ...«

Bei diesen Worten machte d'Artagnan eine so drohende Gebärde, daß sich der Verwundete erhob.

»Halt! halt!« rief er, da ihm der Schrecken neuen Mut gab, »ich gehe ... ich gehe.«

D'Artagnan nahm die Büchse des Soldaten, ließ ihn vor sich hergehen und trieb ihn seinem Gefährten zu, indem er ihn von Zeit zu Zeit mit der Spitze seines Degens in die Hüfte stach. Es war furchtbar mitanzusehen, wie sich der Unglückliche, der auf seinem Weg eine lange Blutspur zurückließ, in bleicher Todesfurcht ungesehen zu dem Leichnam seines Kameraden hinzuschleppen suchte, der zwanzig Schritte von ihm entfernt lag. Der Schrecken war so stark auf seinem mit kaltem Schweiß bedeckten Gesicht geprägt, daß d'Artagnan Mitleid bekam und ihn verächtlich anschaute.

»Nun!« sagte er, »ich will dir zeigen, welch ein Unterschied zwischen einem Mann von Herz und einem Feigling deiner Art besteht. Bleibe, ich werde gehen!«

Und schnellen Schrittes, mit lauerndem Auge jede Bewegung des Feindes beobachtend, gelangte d'Artagnan bis zu dem

zweiten Soldaten. Seinen Zweck konnte er nur auf zweierlei Weise erreichen, entweder er mußte ihn auf der Stelle durchsuchen oder ihn, seinen Leib als Schild gebrauchend, nach dem Laufgraben tragen und ihn dort durchsuchen. D'Artagnan zog das zweite vor und lud den Mörder in dem Augenblick, wo der Feind Feuer gab, auf seine Schulter. Ein leichter Stoß, ein letzter Schrei, ein Beben des Todeskampfes bewiesen ihm, daß ihm der, der ihn hatte ermorden wollen, das Leben gerettet hatte. Er erreichte wieder den Laufgraben und warf den Leichnam neben den Verwundeten.

Sogleich begann er die Untersuchung; eine lederne Briefftasche, eine Börse, worin sich offenbar ein Teil der Summe befand, die der Bandit erhalten hatte, ein Becher und Würfel bildeten die ganze Hinterlassenschaft des Toten. Er ließ den Becher und die Würfel, wo sie hingefallen waren, schleuderte die Börse dem Verwundeten zu und öffnete gierig die Briefftasche. Mitten unter unwichtigen Papieren fand sich folgender Brief:

»Da Ihr die Spur dieser Frau verloren habt und sie nun im Kloster in Sicherheit ist, wohin Ihr sie nie durftet gelangen lassen, so hütet Euch, den Mann zu verfehlen. Ihr wißt, daß ich eine lange Hand habe, und Ihr würdet die hundert Louisdor, die Ihr von mir erhalten habt, teuer bezahlen müssen.« Keine Unterschrift.

Zweifellos kam der Brief von Mylady. Er behielt ihn also, und fing an, den Verwundeten auszufragen. Dieser gestand, daß er es mit seinem soeben getöteten Kameraden übernommen hatte, eine junge Frau, die von Paris durch das Tor de la Villette abreisen sollte, zu entführen, daß sie sich aber in einer Schenke, um zu trinken, zehn Minuten zu lange aufgehalten hätten, und der Wagen ihnen so entkommen sei.

»Aber was hättet Ihr mit dieser Frau gemacht?« fragte d'Artagnan angstvoll.

»Wir sollten sie in ein Hôtel an der Place Royale bringen.«

»Ja, ja«, murmelte d'Artagnan, »zu Mylady selbst.«

Nun sah der junge Mann schauernd, welch furchtbarer Rachedurst diese Frau antrieb, ihn und die ihm lieb waren, zugrunde zu richten. Dagegen sagte er sich mit einem Gefühl aufrichtiger Freude, daß die Königin endlich den Kerker erkundet, in dem die arme Constance ihre Ergebenheit büßen mußte, und daß sie sie daraus befreit hatte. Dieser Gedanke stimmte ihn vollends zur Milde. Er wandte sich zu dem Verwundeten um, der ängstlich den wechselnden Ausdruck in seinem Gesicht verfolgte, und reichte ihm den Arm.

»Auf!« sagte er, »ich will dich nicht so verlassen. Stütze dich auf mich, und komm ins Lager zurück.«

»Ja«, sagte der Verwundete, der kaum an so viel Großmut glauben konnte, »aber geschieht das nicht, um mich hängen zu lassen?«

»Du hast mein Wort, und zum zweitenmal schenke ich dir das Leben.«

Der Gardist, der bei dem ersten Feuer der Rocheller zurückgeeilt war, hatte den Tod seiner vier Gefährten gemeldet. Das Erstaunen und die Freude im Regiment war also groß, als man den jungen Mann wohlbehalten ankommen sah. Die ganze Armee sprach einen Tag lang von diesem Erkundungsgang, und Monsieur ließ ihm seine Zufriedenheit aussprechen.

Wie übrigens jede schöne Handlung ihre Belohnung in sich trägt, so war die Folge der schönen Handlung d'Artagnans, daß sie ihm die verlorene Ruhe wiedergab. Der junge Mann glaubte in der Tat ruhig sein zu können, da von seinen beiden Feinden der eine tot, der andere seinen Interessen ergeben war.

Daraus sieht man, daß d'Artagnan Mylady noch immer nicht kannte.

Nach den Nachrichten über den fast verzweifelten Zustand des Königs begann sich in dem Lager das Gerücht von seiner Wiedergenesung zu verbreiten, und da er große Eile hatte, selbst

der Belagerung beizuwohnen, so erzählte man, er würde sich auf den Weg machen, sobald er wieder ein Pferd besteigen könnte.

Unterdessen tat Monsieur, der Bruder des Königs, der wußte, daß er von einem Tag zum andern den Oberbefehl an den Duc de Angoulême oder an Bassompierre oder an Schomberg, die ihn einander streitig machte, werde abtreten müssen, wenig, er verlor seine Zeit mit Versuchen und wagte nicht, irgend etwas zur Vertreibung der Engländer von der Insel Ré zu unternehmen, die noch immer die Zitadelle Saint-Martin und das Fort de La Prée belagerten, während die Franzosen ihrerseits La Rochelle belagerten.

D'Artagnan war ruhiger geworden, er wunderte sich nur, daß er von seinen Freunden gar keine Nachricht erhielt.

Eines Morgens zu Anfang des Monats November brachte ihm jedoch der folgende Brief aus Villeroy die Erklärung:

»Monsieur d'Artagnan!

Die Herren Athos, Porthos und Aramis, die bei mir tüchtig gezecht haben und sehr lustig geworden sind, haben so großen Lärm gemacht, daß der Schloßprofoß, ein sehr strenger Mann, sie auf einige Tage eingesperrt hat. Ich führe nun den Auftrag, den sie mir gegeben haben, aus, indem ich Euch zwölf Flaschen meines Anjouweins, den sie sehr gelobt haben, übersende. Sie wünschen, daß Ihr ihren Lieblingswein auf ihre Gesundheit trinket.

Ich entledge mich des Auftrages und verbleibe mit größter Achtung

Euer gehorsamer und ergebener Diener

Godeau, Wirt der Herren Musketiere.«

»Das lasse ich mir gefallen!« rief d'Artagnan, »sie denken an mich in ihren Lustbarkeiten, wie ich an sie in meiner Verdrießlichkeit denke. Gewiß werde ich freudigen Herzens auf ihre Gesundheit trinken, aber nicht allein.«

Und er eilte zu zwei Gardisten, mit denen er befreundet war,

um sie einzuladen, mit ihm den prächtigen Anjouer Wein zu trinken, der soeben von Villeroi eingetroffen war.

Der eine der beiden Gardisten war aber für denselben Abend, der andere für den folgenden Tag schon anderwärts eingeladen, die Zusammenkunft wurde daher auf den übernächsten Tag festgesetzt.

D'Artagnan schickte bei seiner Rückkehr die zwölf Flaschen in die Schenke der Gardisten und empfahl sorgfältigste Aufbewahrung an. An dem Tage des Gelages schickte er dann, da das Mahl auf die Mittagsstunde anberaumt war, Planchet schon um neun Uhr hin, um alles vorzubereiten.

Planchet, der sich nicht wenig darauf einbildete, zur Würde eines Haushofmeisters erhoben worden zu sein, wollte alles in bester Weise zurichten. Zu diesem Zweck nahm er als Aushilfe den Diener eines der Gäste seines Herrn, namens Fourreau, und den falschen Soldaten, der d'Artagnan hatte töten wollen und der, da er dem Heer nicht angehörte, in die Dienste d'Artagnans oder vielmehr in die Planchets getreten war, nachdem d'Artagnan ihm das Leben geschenkt hatte.

Zur festgesetzten Stunde kam d'Artagnan mit den zwei Gästen, sie nahmen ihre Plätze ein und die Speisen wurden aufgetragen. Planchet bediente mit der Serviette auf dem Arm, Fourreau entkorkte die Flaschen und Brisemont, so hieß der in der Genesung Begriffene, goß den Wein, der durch das Schütteln unterwegs gelitten zu haben schien, in die Gläser. Die erste Flasche war gegen das Ende etwas trübe, Brisemont goß den Rest mit dem Bodensatz in ein Glas, und d'Artagnan erlaubte ihm, es zu trinken, denn der arme Teufel war noch immer sehr schwach.

Als die Tischgenossen die Suppe gegessen hatten, wollten sie eben das erste Glas an ihre Lippen setzen, als plötzlich auf dem Fort Neuf Kanonen abgefeuert wurden. Sofort ergriffen die Gardisten, die an einen unvorhergesehenen Angriff von Seiten der Belagerten oder der Engländer glaubten, zu den Degen,

d'Artagnan, nicht weniger rasch wie sie, tat dasselbe, und alle drei stürzten hinaus, um sich auf ihre Posten zu begeben.

Aber kaum waren sie außerhalb der Schenke, als sie sich auch schon über die Ursache des großen Lärms aufgeklärt sahen. Von allen Seiten ertönte der Ruf: »Es lebe der König! Es lebe der Kardinal!«, und überall wirbelten die Trommeln.

In der Tat hatte der König in seiner schon erwähnten Ungeduld soeben zwei Tagesmärsche zurückgelegt und traf jetzt mit seinem ganzen Hofhät und einer Verstärkung von zehntausend Mann ein. Seine Musketiere gingen vor und hinter ihm. D'Artagnan, der mit seiner Kompanie Spalier bildete, grüßte mit ausdrucksvoller Gebärde seine Freunde, denen er mit den Augen folgte, und Monsieur de Treville, der ihn sogleich erkannte.

Nachdem der festliche Empfang vorüber war, lagen sich die vier Freunde bald in den Armen.

»Bei Gott, zu einer besseren Zeit konntet ihr nicht kommen!« rief d'Artagnan, »die Speisen können noch nicht kalt geworden sein, nicht wahr, Messieurs?« fügte er hinzu, indem er sich zu den zwei Gardisten wandte, die er seinen Freunden vorstellte.

»Ei, ei, es scheint, da ist getafelt worden«, sagte Porthos.

»Ich hoffe«, meinte Aramis, »es sind keine Frauen bei Eurem Mahl.« – »Habt Ihr einen trinkbaren Wein in Eurem Nest?« fragte Athos. – »Ihr bekommt den eurigen zu trinken, lieber Freund«, antwortete d'Artagnan.

»Unsern Wein?« erwiderte Athos erstaunt. – »Nun ja, den Wein, den ihr mir geschickt habt.« – »Wir haben Euch Wein geschickt?« – »Aber Ihr wißt doch, jenen leichten Wein, von den Hügeln von Anjou.« – »Ja, ich kann mir wohl denken, welche Sorte Ihr meint.« – »Es ist der Wein, den Ihr so gern trinkt.« – »Freilich, wenn ich weder Champagner noch Chambertin habe.« – »Nun, in Ermangelung von Champagner und Chambertin werdet Ihr Euch mit diesem begnügen.«

»Ihr habt Euch also Anjouwein kommen lassen, Feinschmecker, der Ihr seid?« sagte Porthos. – »Aber nein! Es ist der Wein, den ihr mir geschickt habt.« – »Wir?« riefen die drei Musketiere.

»Aramis. habt Ihr Wein geschickt?« fragte Athos. – »Nein, Ihr etwa, Porthos?« – »Nein, und Ihr, Athos?« – »Nein.«

»Wenn er nicht von euch kam, so kam er von eurem Wirt.« – »Von unserem Wirt?« – »Nun ja, von eurem Wirt, Godeau, dem Gastwirt der Musketiere.« – »Meiner Treu«, sagte Porthos, »mag er herkommen, wo er will, was liegt daran? Wir versuchen ihn, und wenn er gut ist, trinken wir ihn.« – »Nein«, sagte Athos, »wir wollen keinen Wein trinken, der aus unbekannter Quelle stammt.« – »Ihr habt recht, Athos«, sagte d'Artagnan. »Es hat also niemand von euch dem Gastwirt Godeau den Auftrag gegeben, mir Wein zu schicken?«

»Nein, und doch hat er Euch welchen in unserem Namen geschickt?« – »Da ist der Brief!« sagte d'Artagnan. Und er hielt seinen Kameraden das Schreiben hin.

»Das ist nicht seine Schrift!« sagte Athos, »ich kenne sie, denn ich habe vor dem Abmarsch die Rechnungen bezahlt.« – »Ein gefälschter Brief«, sagte Porthos, »wir waren nicht eingesperrt.« – »D'Artagnan«, warf Aramis in vorwurfsvollem Ton ein, »wie habt Ihr glauben können, daß wir gelärmt haben?«

D'Artagnan erbleichte, und ein krampfhaftes Zittern ging durch seinen Körper.

»Du erschreckst mich«, sagte Athos, der ihn nur bei außergewöhnlicher Gelegenheit duzte. »Was ist denn vorgefallen?« – »Eilen wir, eilen wir, liebe Freunde!« rief d'Artagnan, »ein fürchterlicher Verdacht steigt in mir auf! Sollte das ein neuer Racheakt dieser Frau sein?« – Nun erbleichte auch Athos.

D'Artagnan eilte zu der Schenke, die drei Musketiere und die zwei Gardisten folgten ihm. Das erste, was d'Artagnan bei

seinem Eintritt in das Speisezimmer sah, war Brisemont, der auf dem Boden lag und sich in schrecklichen Krämpfen wand.

Planchet und Fourreau, die totenbleich aussahen, suchten ihm zu helfen, aber es war klar, daß jede Hilfe vergeblich war, das Gesicht des Unglücklichen war durch den Todeskampf ganz verzerrt.

»Ach«, rief er bei dem Anblick d'Artagnans, »ach, das ist schändlich, zuerst tattet Ihr, als ob Ihr mir das Leben schenken wolltet, und dann vergiftet Ihr mich!« – »Ich?« rief d'Artagnan, »ich? Unglücklicher! Was sagst du da?« – »Ich sage, daß Ihr mir den Wein gegeben habt, ich sage, daß Ihr mich aufgefordert habt zu trinken, ich sage, daß Ihr Euch an mir rächen wolltet, und ich sage, das ist schändlich!«

»Glaubt das nicht, Brisemont«, rief d'Artagnan, »glaubt das nicht. Ich versichere Euch, ich schwöre Euch ...« – »Oh, aber es lebt noch ein Gott! Gott wird Euch strafen! Mein Gott! Möge er einst leiden, was ich leide!«

»Bei dem Evangelium«, rief d'Artagnan, sich auf den Sterbenden stürzend, »schwöre ich Euch, ich hatte keine Ahnung davon, daß der Wein vergiftet war, und ich wollte selbst davon trinken wie Ihr.« – »Ich glaube Euch nicht«, erwiderte der Soldat. Und mit diesen Worten verschied er unter unsäglichen Schmerzen.

»Schrecklich! Schrecklich!« murmelte Athos, während Porthos die Flaschen zerschlug und Aramis den etwas verspäteten Befehl gab, einen Beichtvater zu holen.

»Oh, meine lieben Freunde«, sagte d'Artagnan, »ihr habt mir neuerdings das Leben gerettet, und nicht mir allein, sondern auch diesen Herren. Messieurs«, fuhr er, zu den Gardisten gewandt, fort, »ich bitte euch, über diesen ganzen Vorfall zu schweigen. Hohe Persönlichkeiten könnten in diese Angelegenheit verwickelt werden, und alles Übel würde man uns in die Schuhe schieben.«

»Ach, Monsieur«, stotterte Planchet mehr tot als lebendig, »ach, Monsieur, da bin ich noch gut davongekommen.« – »Wie, du Spitzbube!« rief d'Artagnan, »du wolltest also meinen Wein trinken?« – »Auf die Gesundheit des Königs hätte ich ein kleines Glas getrunken, wenn Fourreau mir nicht gesagt hätte, daß man mich rufe.« – »Ach!« sagte Fourreau, dessen Zähne vor Schrecken klapperten, »ich wollte ihn nur forthaben, um selbst trinken zu können.«

»Messieurs«, sagte d'Artagnan, zu den Gardisten gewandt, »ihr werdet einsehen, daß ein Festmahl nach dem, was soeben vorgefallen ist, nur sehr traurig ausfallen könnte, ich bitte euch also, mich zu entschuldigen und mir zu gestatten, daß ich es auf ein andermal verschiebe.« Die zwei Gardisten nahmen die Entschuldigung d'Artagnans höflich an, und da sie begriffen, daß die vier Freunde allein zu sein wünschten, zogen sie sich zurück.

Als der junge Gardist und die drei Musketiere allein waren, sahen sie sich mit einem Blick an, der deutlich verriet, daß jeder den Ernst der Lage erfaßt hatte.

»Vor allem«, sagte Athos, »wollen wir dieses Zimmer verlassen, denn ein Toter, zumal ein eines gewaltsamen Todes Gestorbener, ist wahrlich keine angenehme Gesellschaft.«

Der Wirt wies ihnen ein anderes Zimmer an, in dem er ihnen weichgesottene Eier auftrug. Das Wasser schöpfte Athos selbst am Brunnen.

»Ihr seht, lieber Freund«, sagte d'Artagnan zu Athos, »das ist ein Krieg auf Leben und Tod.« Athos schüttelte den Kopf. »Das steht fest«, sagte er, »daß man nicht immer mit einem Damoklesschwert über seinem Haupt leben kann, und daß deshalb dieser Lage ein Ende gemacht werden muß.«

»Aber wie?«

»Hört! Sucht eine Zusammenkunft mit ihr und setzt Euch mit ihr auseinander. Sagt ihr: entweder Krieg oder Friede! Mein

Wort als Edelmann, daß ich nie etwas von Euch sagen, nie etwas gegen Euch unternehmen werde, dagegen schwört mir feierlich, daß Ihr neutral bleiben wollt! Wenn nicht, so suche ich den Kanzler, den König, den Henker auf, ich hetze den Hof gegen Euch, ich zeige Euch als gebrandmarkt an, ich lasse Euch vor Gericht stellen, und wenn man Euch freispricht, so töte ich Euch, so wahr ich ein Edelmann bin, am nächsten besten Eckstein, gerade wie ich einen tollen Hund töten würde.«

»Das wäre mir schon recht«, sagte d'Artagnan, »aber wie mit ihr zusammentreffen?« – »Die Zeit, lieber Freund, führt die Gelegenheit herbei, die Gelegenheit ist der Einsatz des Menschen. Je mehr auf dem Spiel steht, desto mehr gewinnt man, wenn man zu warten versteht.«

»Ja, aber warten, wenn man von Mördern und Giftmischern umgeben ist ...« – »Bah«, sagte Athos, »Gott hat uns bisher beschützt, und Gott wird uns auch fernerhin beschützen.« – »Ja, uns freilich, denn wir sind Männer, und genau genommen ist es ja unser Beruf, das Leben aufs Spiel zu setzen, aber sie!« setzte er leise hinzu.

»Wer sie?« fragte Athos.

»Constance.« – »Madame Bonacieux! Ja, das ist wahr«, meinte Athos. »Armer Freund, ich hatte ganz vergessen ...« – »Nun«, ließ sich Aramis vernehmen, »habt Ihr aus dem Briet, den Ihr bei dem erschossenen Schurken fandet, nicht erfahren, daß sie in einem Kloster ist? Man ist im Kloster sehr gut aufgehoben, und sobald die Belagerung von La Rochelle beendet sein wird, verspreche ich Euch, daß ich ...«

»Es scheint, daß er schon lange nichts von seiner Geliebten gehört hat«, sagte Athos ganz leise, »aber achtet nicht darauf, wir kennen das.« – »Nun«, meinte Porthos, »mir scheint, es gäbe ein ganz einfaches Mittel.« – »Welches?« fragte d'Artagnan. »Sie ist in einem Kloster, nicht wahr?« fuhr Porthos fort. – »Ja.« – »Nun, nach Beendigung der Belagerung entführen wir sie aus diesem Kloster.« – »Das ist wahr«, stimmte Porthos

zu. – »Aber da fällt mir ein«, sagte Athos, »habt Ihr nicht behauptet, mein lieber d'Artagnan, die Königin habe das Kloster für sie ausgewählt?« – »Ja, ich glaube es wenigstens.« – »Nun, dann wird uns Porthos schon zu helfen wissen.« – »Wieso, wenn ich fragen darf.« – »Ganz einfach, durch Vermittlung Eurer Marquise, Eurer Herzogin, Eurer Prinzessin. Diese hat doch ohne Zweifel einen weitreichenden Einfluß.«

»Pst«, machte Porthos, indem er einen Finger an seine Lippen legte, »ich halte sie für eine Anhängerin des Kardinals, sie darf nichts erfahren.« – »Dann«, warf Aramis ein, »will ich es übernehmen, die Auskunft zu verschaffen.« – »Ihr, Aramis?« riefen die drei Freunde, »Ihr? Und auf welche Weise?« – »Durch den Almosenier der Königin, mit dem ich sehr gut stehe ...«

Nach dieser Versicherung trennten sich die Freunde, die ihr bescheidenes Mahl beendet hatten, mit dem Versprechen, noch an demselben Abend wieder zusammenzutreffen. D'Artagnan kehrte in sein Quartier zurück, und die drei Musketiere begaben sich in das Quartier des Königs, wo sie auch für ihre Unterkunft gesorgt hatten.

10

Kaum im Lager angelangt, wollte der König, der es so eilig hatte, dem Feind gegenüberzustehen, und der den Haß des Kardinals gegen Buckingham teilte, alle Vorkehrungen treffen, um die Engländer von der Insel Ré zu verjagen und sodann die Belagerung von La Rochelle kräftiger zu betreiben.

Die Umstände waren günstig. Die Engländer, die vor allem guter Verpflegung bedürfen, um gute Soldaten zu sein, hatten viele Kranke in ihrem Lager, da sie nur gesalzenes Fleisch und schlechten Zwieback bekamen. Das Meer ist um diese Jahreszeit sehr gefährlich, und das Gestade war vom Kap Aiguillon bis zu

den Laufgräben buchstäblich bei jeder Flut mit zertrümmerten Schiffen bedeckt. Daher kam es, daß sich die Leute des Königs in ihrem Lager hielten, und Buckingham, der aus Halsstarrigkeit noch auf der Insel Ré verweilte, mußte bald gezwungen sein, die Belagerung aufzugeben. Aber da Monsieur de Toiras melden ließ, im feindlichen Lager bereite sich alles zu einem neuen Sturm vor, so meinte der König, man müsse der ganzen Sache ein Ende machen, und gab die nötigen Befehle zu einem entscheidenden Kampf.

Kurz gesagt, das Unternehmen glückte zur großen Zufriedenheit des Königs und zum großen Ruhm des Kardinals. Fuß für Fuß zurückgetrieben, bei jedem Zusammentreffen geschlagen, mußten sich die Engländer unter Zurücklassung von zweitausend Toten wieder einschiffen. Im Lager ertönten Tedeums, die sich von da durch ganz Frankreich verbreiteten. Der Kardinal konnte die Belagerung fortsetzen, ohne daß er, wenigstens für den Augenblick, von den Engländern etwas zu befürchten hatte.

Aber die Ruhe war, wie gesagt, nur eine augenblickliche. Es war ein Abgesandter des Herzogs von Buckingham, namens Montaignu, aufgefangen worden, und man hatte Beweise für ein Bündnis zwischen Spanien, England und Lothringen, das sich gegen Frankreich richtete, erlangt. Außerdem hatte man im Quartier des Herzogs von Buckingham, das dieser in großer Eile verlassen mußte, Papiere gefunden, die dieses Bündnis bestätigten, und Madame de Chevreuse, und folglich auch die Königin, stark kompromittierten.

Auf Richelieu lastete die ganze Verantwortung. Er arbeitete mit allen Quellen und Mitteln seines umfassenden Genies Tag und Nacht, um von allen wichtigen Ereignissen in einem der großen Reiche Europas Kenntnis zu erhalten. Der Kardinal kannte die Rührigkeit und besonders den Haß Buckinghams. Trug das Bündnis, von dem Frankreich bedroht wurde, den Sieg davon, so war sein ganzer Einfluß verloren. Die spanische und

die österreichische Politik war dann im Louvre maßgebend und er, Richelieu, der französische, der vorzugsweise nationale Minister, war verloren. Der König, der ihm wie ein Kind gehorchte, haßte ihn, wie ein Kind seinen Lehrmeister haßt, und überließe ihn der vereinigten Rache Monsieurs und der Königin. Er wäre verloren, und Frankreich vielleicht auch.

Die Musketiere hatten bei der Belagerung leichten Dienst und führten ein lustiges Leben. Dies galt insbesondere für unsere drei Gefährten, da sie, mit Monsieur de Treville befreundet, von diesem ohne Schwierigkeit die Erlaubnis erhielten, länger auszubleiben und auch nach Schließung des Lagers außen zu verweilen. Eines Abends, als sie d'Artagnan, der den Dienst in den Laufgräben hatte, nicht begleiten konnte, kamen Athos, Porthos und Aramis auf ihren Schlachtrossen, in ihre Kriegsmäntel gehüllt, eine Hand auf dem Kolben der Pistole, aus einer Schenke, »Zum Roten Taubenschlag« genannt, zurück, die zwei Tage vorher von Athos auf der Straße nach Jarri entdeckt worden war. Als der Mond eben unter einer Wolke hervortrat, sahen sie an der Biegung der Straße zwei Reiter, die, sobald sie unsere Freunde erblickten, ebenfalls stillhielten und mit sich zu Rate zu gehen schienen, ob sie ihren Weg fortsetzen oder umkehren sollten.

»Das ist ein Offizier, der diese Nacht seine Runde macht«, sagte Athos, sich zu seinen Freunden umwendend. »Was wollen wir tun, Messieurs?«

Athos gab Porthos und Aramis ein Zeichen, zurückzubleiben, und ritt allein vorwärts.

»Um Vergebung«, sagte Athos, »aber wir wissen nicht, mit wem wir es zu tun haben, und Ihr könnt sehen, wir halten gute Wache.«

»Euer Name?« fragte der Offizier, der sein Gesicht zum Teil mit dem Mantel verhüllte.

»Ihr selbst, Monsieur«, sagte Athos, den dieses Verhör zu empören anfang, »gebt mir, ich bitte, den Beweis, daß Ihr das

Recht habt, mich so zu fragen.«

»Euer Name?« wiederholte der Reiter, und ließ den Mantel fallen, so daß sein Gesicht entblößt war.

»Seine Eminenz!« rief der Musketier erstaunt.

»Euer Name?« fragte Seine Eminenz zum drittenmal.

»Athos.«

Der Kardinal gab dem Stallmeister ein Zeichen, und dieser näherte sich.

»Die drei Musketiere werden uns folgen«, sagte er mit leiser Stimme, »man soll nicht erfahren, daß ich das Lager verlassen habe, und wenn sie uns folgen, sind wir sicher, daß sie niemandem etwas davon sagen.«

»Wir sind Edelleute, Monseigneur«, sagte Athos, »verlangt unser Ehrenwort und seid unbesorgt. Wir wissen ein Geheimnis zu bewahren.«

Richelieu heftete seine durchdringenden Augen auf den kühnen Redner.

»Ihr habt ein feines Ohr, Monsieur Athos. Aber nun hört: Ich bitte Euch, nicht aus Mißtrauen, sondern meiner Sicherheit wegen, mir zu folgen. Ohne Zweifel sind Eure beiden Gefährten die Herren Porthos und Aramis.«

»Ja, Euer Eminenz«, antwortete Athos, während die zurückgebliebenen Musketiere, den Hut in der Hand, sich näherten.

»Ich kenne euch, Messieurs, ich kenne euch. Ich weiß, daß ich euch nicht ganz zu meinen Freunden zu zählen habe, und das tut mir leid. Ich weiß aber auch, daß ihr brave, wackere Edelleute seid, und daß man sich euch anvertrauen kann. Monsieur Athos, erweist mir die Ehre, mich nebst Euren Freunden zu begleiten, und ich werde dann eine Eskorte haben, um die mich Seine Majestät beneiden müßte, wenn wir ihr begegnen würden.«

Die drei Musketiere verbeugten sich bis auf den Hals ihrer Pferde.

»Nun, auf Ehre«, sagte Athos, »Eure Eminenz hat wirklich Grund, uns zur Begleitung mitzunehmen, wir sind unterwegs schrecklichen Gesichtern begegnet und hatten sogar mit viere von ihnen einen Streit im ›Roten Taubenschlag‹.« – »Einen Streit? Und warum, Messieurs?« fragte der Kardinal. »Ich habe das, wie ihr wißt, nicht gern.« – »Gerade deshalb erlaube ich mir, Eure Eminenz im voraus von dem, was vorgefallen ist, in Kenntnis zu setzen, denn Ihr könntet es durch andere erfahren und auf einen falschen Bericht hin zur Annahme gelangen, daß wir schuld daran sind.«

»Und welches Ende nahm dieser Streit?« fragte der Kardinal, die Stirn runzelnd. – »Mein Freund Aramis hier hat einen leichten Degenstich in den Arm bekommen, was ihn aber nicht hindern wird, wie Eure Eminenz sehen kann, morgen eine Erstürmung mitzumachen, wenn Eure Eminenz eine solche befiehlt.«

»Aber ihr seid doch nicht die Leute, die sich in dieser Weise Degenstiche versetzen lassen«, sagte der Kardinal, »also offen, Messieurs! Ihr habt gewiß auch ein paar ausgeteilt, beichtet, ihr wißt ja, ich habe das Recht, Absolution zu erteilen.«

»Ich, Monseigneur«, sagte Athos darauf, »habe nicht einmal den Degen in die Hand genommen, sondern den Mann, mit dem ich zu tun hatte, einfach gepackt und zum Fenster hinausgeworfen. Er scheint sich beim Fallen«, fuhr Athos etwas zögernd fort, »ein Bein gebrochen zu haben.«

»Aha«, erwiderte der Kardinal. »Und Ihr, Monsieur Porthos?« – »Ich, Monseigneur, da ich weiß, daß das Duell verboten ist, ergriff eine Bank und versetzte damit einem dieser Schurken einen Schlag, der ihm, wie ich glaube, die Schulter zerschmettert hat.« – »Gut!« sagte der Kardinal. »Und Ihr, Monsieur Aramis?«

»Da ich, Monseigneur, von Natur aus sanftmütig bin und außerdem, wie Monseigneur vielleicht wissen wird, im Begriffe stehe, in einen Orden einzutreten, so wollte ich meine

Kameraden von den Schurken trennen, da stieß mir aber einer dieser Elenden den Degen durch den linken Arm. Jetzt ging mir die Geduld aus, ich zog nun ebenfalls den Degen, und da er in dem Augenblick wieder gegen mich losging, so glaube ich gefühlt zu haben, daß er sich ihn gerade durch den Leib gerannt hat. Ich weiß nur, daß er gefallen ist, und es schien mir, daß man ihn mit seinen zwei Kameraden wegtrug.«

»Teufel, Messieurs!« sagte der Kardinal, »drei Mann in einem Wirtshausstreit kampfunfähig zu machen! Ihr geht nicht gerade sanft vor! Und was war denn der Grund zu diesem Streit?«

»Die Elenden waren betrunken«, sagte Athos, »und da sie wußten, daß heute abend eine Frau in dem Gasthaus angekommen war, so wollten sie die Tür sprengen.« – »Die Tür sprengen?« fragte der Kardinal, »und wozu?« – »Ohne Zweifel, um ihr Gewalt anzutun«, erwiderte Athos, »ich hatte bereits die Ehre, Eurer Eminenz zu berichten, daß die Schurken betrunken waren.«

»Und diese Frau ist jung und hübsch?« fragte der Kardinal mit einer gewissen Unruhe. – »Wir haben sie nicht gesehen, Monseigneur«, entgegnete Athos. – »Ihr habt sie nicht gesehen! Ah, sehr gut!« versetzte der Kardinal lebhaft, »ihr habt recht gehandelt, die Ehre einer Frau zu verteidigen, und da ich selbst in das Gasthaus ›Zum Roten Taubenschlag‹ reite, so werde ich ja erfahren, ob ihr mir die Wahrheit gesagt habt.«

»Monseigneur«, erwiderte Athos stolz, »nicht einmal um unsern Kopf zu retten, würden wir eine Lüge sagen.« – »Ich zweifle denn auch nicht an Euren Worten, Monsieur Athos, ich zweifle nicht einen Augenblick daran.« Dann fügte er, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, hinzu: »Die Dame war also allein?«

»Die Dame hatte einen Kavalier in ihrem Zimmer eingeschlossen«, sagte Athos, »aber da dieser Kavalier sich trotz des Lärmes nicht gezeigt hat, so ist wohl anzunehmen, daß er ein Feigling ist.« – »Seid vorsichtig in eurem Urteil, sagt das

Evangelium«, erwiderte der Kardinal.

Athos verneigte sich.

»Und nun, Messieurs, laßt es gut sein«, fuhr Seine Eminenz fort, »ich weiß, was ich wissen wollte, folgt mir!«

Die drei Musketiere ritten hinter den Kardinal, der wieder das Gesicht hinter seinem Mantel verbarg, sein Pferd in Bewegung setzte, und sich acht bis zehn Schritte vor seinen vier Begleitern hielt. Bald gelangte man zu einer einsamen, stillen Herberge.

Der Kardinal stieg ab, die Musketiere taten dasselbe. Der Kardinal warf den Zügel seines Pferdes seinem Stallmeister zu, die drei Musketiere banden die ihrigen an die Läden. Der Wirt blieb auf der Schwelle seiner Tür. Für ihn war der Kardinal nur ein Offizier, der eine Dame besuchte.

»Habt Ihr ein Zimmer im Erdgeschoß, wo diese Herren mich bei einem guten Feuer erwarten können?«

Der Wirt öffnete die Tür einer großen Stube, in der man eben im Begriff war, einen schlechten Ofen durch einen Kamin zu ersetzen.

»Das ist gut«, sagte der Kardinal. »Tretet ein, Messieurs, und erwartet mich gefälligst! Ich werde höchstens eine halbe Stunde ausbleiben.«

Und während die drei Musketiere in die Stube im Erdgeschoß eintraten, stieg der Kardinal, ohne weitere Auskunft zu verlangen, die Treppe hinauf, wie ein Mensch, der sich den Weg nicht zeigen zu lassen braucht.

Porthos rief den Wirt und forderte Würfel. Porthos und Aramis setzten sich an einen Tisch und fingen an zu spielen; Athos ging nachdenklich auf und ab. Dabei kam er wiederholt an einem Ofenrohr vorüber, dessen eine Hälfte abgebrochen war, während das andere Ende in ein darüber gelegenes Zimmer ging, und sooft er vorüber kam, hörte er ein Gemurmel von Worten, das ihn schließlich aufmerksam machte. Athos näherte sich und unterschied einige Worte, die ihn offenbar so fesselten,

daß er sein Ohr an die Mündung des Rohres legte.

»Hört, Mylady«, sagte gerade jetzt der Kardinal, »die Sache ist äußerst wichtig, setzt Euch, wir wollen darüber sprechen.«

»Mylady?« murmelte Athos.

»Ich höre Eurer Eminenz mit der größten Aufmerksamkeit zu,« antwortete die Stimme, die den Musketier erbeben ließ.

»Ein kleines Schiff mit englischer Bemannung, dessen Kapitän mir ergeben ist, erwartet Euch an der Mündung der Charente, bei dem Fort de la Pointe. Es wird morgen unter Segel gehen.«

»Ich muß mich also heute abend noch dahin begeben?«

»In diesem Augenblick, das heißt, sobald Ihr meine Instruktionen habt. Zwei Männer, die Ihr vor der Tür findet, werden Euch als Geleit dienen!«

»Gut, Monseigneur. Nun aber die Sendung, mit der Ihr mich beauftragen werdet.«

Es herrschte einen Augenblick tiefes Stillschweigen. Athos benutzte diesen Augenblick, um seine Freunde aufzufordern, die Tür von innen zu schließen und sich zu ihm zu setzen, um das seltsame Gespräch mit anzuhören. Die beiden Musketiere brachten drei Stühle herbei. Alle setzten sich, steckten die Köpfe zusammen und lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit.

»Ihr gebt Euch nach London«, fuhr der Kardinal nun fort, »Ihr sucht Buckingham in meinem Namen auf und sagt ihm, ich wisse von allen Vorbereitungen, die er treffe, aber sie machten mir keine Sorgen, denn bei der ersten Bewegung, die er wagen würde, würde ich die Königin ins Verderben stürzen.«

»Wird er glauben, daß Eure Eminenz imstande ist, diese Drohung wahrzumachen?« – »Ja, ich habe Beweise dafür. Ihr könnt ihm sagen, daß ich den Bericht des Bois-Robert und des Marquis de Beautru über die Zusammenkunft des Herzogs mit der Königin bei Madame Connétable an dem Abend, da letztere einen Maskenball gab, veröffentlichen würde. Ihr könnt ihm

sagen, damit er ja nicht zweifle, daß er in dem Kostüm eines Großmoguls dort gewesen ist, und daß er dieses Kostüm, das der Chevalier de Guise tragen sollte, von letzterem um dreitausend Pistolen gekauft hat. – Sagt ihm ferner, daß ich Montaigu festhalte, Montaigu sei in der Bastille. Man habe allerdings keinen Brief bei ihm gefunden, aber die Folter könne ihn dazu bringen, alles zu gestehen, was er weiß – und selbst ... das, was er nicht weiß.«

»Wenn sich der Herzog trotz all dieser Gründe nicht ergibt und Frankreich weiter bedroht?«

»Der Herzog ist verliebt wie ein Narr, oder vielmehr wie ein Dummkopf«, erwiderte Richelieu bitter. – »Aber wenn er dennoch fest bleibt?«

»Wenn er fest bleibt ...«, sagte der Kardinal, »... das ist nicht wahrscheinlich.« – »Es ist möglich.« – »Wenn er fest bleibt ...« Seine Eminenz machte eine Pause und fuhr fort, »wenn er fest bleibt, so hoffe ich auf eines jener Ereignisse, die die Gestalt der Staaten verändern.«

»Wenn Seine Eminenz die Güte haben wollte, mir aus der Geschichte einige solche Ereignisse anzuführen«, sagte Mylady, »so würde ich vielleicht dieses Vertrauen auf die Zukunft teilen.«

»Nun wohl, ein Beispiel. Als im Jahre 1610 König Heinrich IV. glorreichen Andenkens zugleich einen Einfall in Flandern und Italien machte, um Österreich von zwei Seiten anzugreifen – nun geschah es da nicht, daß ein Ereignis Österreich rettete? Warum sollte der König von Frankreich nicht dasselbe Glück haben wie der Kaiser?« – »Eure Eminenz beliebt von dem Messerstich in der Rue de la Feronnerie zu sprechen?«

»So ist es«, erwiderte der Kardinal trocken.

»Und nun«, sagte Mylady, »da ich die Instruktionen Eurer Eminenz in bezug auf Eure Feinde erhalten habe, so wird mir Monseigneur erlauben, ihm ein paar Worte über die meinigen zu

sagen.« – »Ihr habt also Feinde?« – »Ja, Monseigneur, vor allem eine kleine Intrigantin namens Bonacieux.« – »Sie ist im Gefängnis von Nantes.« – »Das heißt, sie war dort; aber die Königin hat sich von dem König einen Befehl zu verschaffen gewußt, mit dessen Hilfe sie sie in ein Kloster bringen ließ.« – »Und welches Kloster?« – »Ich weiß es nicht! Das Geheimnis ist wohl bewahrt.« – »Ich werde es erfahren.« – »Und Eure Eminenz wird mir sagen, in welchem Kloster sich diese Frau befindet?« – »Ich sehe keinen Grund, dies nicht zu tun.« – »Gut. Nun habe ich noch einen anderen Feind, der mir viel furchtbarer ist als Madame Bonacieux.« – »Und wen?« – »Ihren Liebhaber.« – »Wie heißt er?« – »Oh! Eure Eminenz kennt ihn wohl«, rief Mylady voll Zorn, »er ist unser beider böser Genius. Es ist derselbe, der bei einem Zusammentreffen mit den Leibwachen Eurer Eminenz den Sieg zugunsten der Musketiere des Königs entschieden hat, derselbe, der dem Comte de Wardes, Eurem Boten, vier Degenstiche versetzte, und uns dadurch die Geschichte mit den Nestelstiften verdarb, derselbe, der mir, weil er weiß, daß ich ihm Madame Bonacieux entführte, den Tod geschworen hat.«

»Ah«, sagte der Kardinal, »ich weiß schon, wen ihr meint.« – »Ich meine den elenden d'Artagnan.« – »Er ist ein kühner Bursche«, sagte der Kardinal. – »Gerade weil er das ist, ist er nur um so mehr zu fürchten.« – »Man müßte einen Beweis seines Einverständnisses mit Buckingham haben.« – »Einen Beweis?« rief Mylady, »es werden mir zehn zu Gebote stehen.« – »Gut, dann ist es die einfachste Sache der Welt. Liefert mir diesen Beweis, und ich schicke ihn in die Bastille. Gebt mir Tinte, Feder und Papier«, sagte der Kardinal.

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein. Offenbar suchte der Kardinal nach den Worten für das Billett. Athos, der kein Wort von der Unterredung verloren hatte, nahm seine Gefährten bei der Hand und führte sie ans andere Ende der Stube.

»Nun«, sagte Porthos, »was willst du, und warum läßt du uns

nicht den Schluß des Gespräches hören?«

»Still?« entgegnete Athos leise, »wir haben alles vernommen, was wir vernehmen mußten. Überdies halte ich euch nicht ab, den Rest zu hören, aber ich muß gehen.«

»Du mußt gehen?« fragte Porthos. »Aber wenn der Kardinal nach dir verlangt, was sollen wir antworten?«

»Ihr wartet nicht, bis er nach mir verlangt, ihr sagt ihm, ich sei als Kundschafter vorausgeritten, weil mich eine Mitteilung unseres Wirtes auf den Gedanken gebracht hätte, daß der Weg nicht sicher sei. Überdies werde ich dem Stallmeister des Kardinals ein paar Worte zuflüstern. Das weitere geht mich an, kümmere dich nicht darum!«

»Sei klug, Athos!« sagte Aramis.

»Seid ruhig«, antwortete Athos. »Ihr wißt, daß ich kaltes Blut habe.«

Porthos und Aramis nahmen ihren Platz bei dem Ofenrohr wieder ein.

Athos ging offen hinaus, nahm sein Pferd, unterrichtete mit vier Worten den Stallmeister von der Notwendigkeit, daß man sich von der Sicherheit des Weges überzeuge, untersuchte, scheinbar mit großer Sorgsamkeit, das Zündkraut auf seiner Pistole, nahm den Degen zwischen die Zähne und ritt auf dem Wege voraus, der nach dem Lager führte.

Richelieu kam sehr bald herab. Er öffnete die Tür der Stube, in welche die Musketiere eingetreten waren, und fand Porthos in einem leidenschaftlichen Würfelspiel mit Aramis begriffen. Mit einem Blick überschaute er das Zimmer und sah, daß einer von den Freunden fehlte.

»Wo ist Monsieur Athos geblieben?« fragte er.

»Monseigneur«, antwortete Porthos, »er ist als Kundschafter vorausgeritten, wegen einiger Worte unseres Wirtes, aus denen er entnehmen mußte, daß der Weg nicht ganz sicher sei.«

»Und Ihr, was habt Ihr gemacht, Monsieur Porthos?« – »Ich

habe Aramis fünf Pistolen abgenommen!« – »Und nun könnt Ihr mit mir zurückkehren?« – »Wir stehen Euer Eminenz zu Diensten.« – »Auf die Pferde also, Messieurs, denn es ist schon spät.«

Der Stallmeister war vor der Tür und hielt das Pferd des Kardinals am Zügel. Im Schatten wurde eine Gruppe von zwei Menschen und drei Pferden sichtbar. Es waren die, die Mylady nach dem Fort de la Pointe geleiten und ihre Einschiffung bewachen sollten.

Athos hatte eine Zeitlang seinen Ritt in gleichem Tempo fortgesetzt, aber als er aus dem Gesichtskreis war, lenkte er sein Pferd auf die rechte Seite, machte einen Umweg und kehrte in das Gehölz zurück, um das Vorüberziehen der kleinen Truppe zu beobachten. Als er die eingefaßten Hüte seiner Gefährten und die goldenen Fransen am Mantel des Kardinals erkannte, wartete er, bis sich die Reiter um die Biegung der Straße wandten, und sobald er sie nicht mehr sah, sprengte er im Galopp nach dem Wirtshaus zurück, wo man ihm ohne Schwierigkeit öffnete. Der Wirt erkannte ihn.

»Mein Offizier«, sagte Athos, »hat vergessen, der Dame im ersten Stock etwas Wichtiges mitzuteilen, und ich soll das Versäumte nachholen.«

»Geht hinauf«, sagte der Wirt, »sie ist noch in ihrem Zimmer.«

Athos stieg, so leise er konnte, die Treppe hinauf, gelangte auf den Flur und sah durch die halb geöffnete Tür Mylady, die eben den Schleier ihres Hutes befestigte.

Er trat in das Zimmer, verschloß die Tür hinter sich und blieb in seinen Mantel gehüllt, seinen Hut tief in die Augen gedrückt, stehen.

Als Mylady diese stumme, unbewegliche, einer Statue ähnliche Gestalt erblickte, wurde ihr angst. Sie rief: »Wer seid Ihr und was wollt Ihr?«

»Wahrhaftig, sie ist es«, murmelte Athos, ließ den Mantel fallen, hob den Hut in die Höhe und trat vor Mylady mit den Worten: »Erkennt Ihr mich, Madame?«

Mylady wich zurück, als hätte sie eine Schlange erblickt.

»Wohl«, sagte Athos, »ich sehe, Ihr erkennt mich.«

»Der Comte de la Fère!« murmelte Mylady erbleichend und wich immer mehr zurück, bis die Wand sie hinderte, weiterzugehen.

»Ja, Mylady«, antwortete Athos, »der Comte de la Fère in Person, der eigens von der andern Welt zurückkommt, um das Vergnügen zu haben, Euch zu sehen. Setzt Euch und plaudern wir, wie der Kardinal sagt.«

Von einem namenlosen Schrecken erfaßt, setzte sich Mylady, ohne eine Silbe hervorzubringen.

»Ihr seid ein auf die Erde geschickter Teufel«, sagte Athos, »Eure Macht ist groß, ich weiß es, aber Ihr wißt auch, daß die Menschen oft mit Gottes Hilfe die furchtbarsten Teufel besiegt haben. Ihr habt Euch schon einmal auf meinem Wege gezeigt, ich glaubte Euch niedergeschmettert zu haben, aber wenn mich nicht alles trügt, hat Euch die Hölle ausgespien.«

Bei diesen Worten, die gräßliche Erinnerungen in ihr zurückriefen, ließ Mylady mit einem dumpfen Seufzer das Haupt sinken.

»Ja, die Hölle hat Euch wieder geschickt, die Hölle hat Euch einen anderen Namen gegeben, die Hölle hat Euch reich gemacht, die Hölle hat Euch fast ein neues Gesicht verliehen, aber sie hat weder die Flecken Eurer Seele noch das Brandmal Eures Leibes getilgt.«

Mylady stand auf, wie von einer Feder geschnellert, und ihre Augen schleuderten Blitze. Athos blieb ruhig sitzen.

»Ihr hieltet mich für tot, nicht wahr, wie ich Euch für tot hielt, und der Name Athos verdeckte den Comte de la Fère, wie der Name Lady Winter Anna de Breuil? Nanntet Ihr Euch nicht so,

als Euer ehrenwerter Bruder unsere Ehe schloß? Unsere Lage ist in der Tat seltsam«, fuhr Athos lachend fort, »wir lebten bis jetzt beide nur, weil wir uns gegenseitig für tot hielten, und weil eine Erinnerung weniger beenzt als ein lebendes Wesen, obgleich auch eine Erinnerung verzehren kann.«

»Sprecht«, sagte Mylady mit dumpfer Stimme, »was führt Euch zu mir, und was wollt Ihr von mir?«

»Ich will Euch sagen, daß ich Euch, obgleich unsichtbar für Eure Augen, nicht aus dem Gesicht verloren habe!«

»Ihr wißt, was ich getan habe?«

»Ich kann Euch Eure Handlungen Tag für Tag erzählen, seit Eurem Eintritt in den Dienst des Kardinals bis zu diesem Abend.«

Ein ungläubiges Lächeln zog über Myladys bleiche Lippen.

»So hört! Ihr habt die beiden diamantenen Nestelstifte von der Schulter des Herzogs von Buckingham geschnitten. Ihr habt Madame Bonacieux entführen lassen, Ihr habt, in den Comte de Wardes verliebt, und im Glauben, diesen zu empfangen, d'Artagnan Eure Tür geöffnet. Ihr wolltet Wardes, weil Ihr glaubtet, er habe Euch betrogen, durch seinen Nebenbuhler töten lassen, Ihr wolltet, als dieser Nebenbuhler Euer schmachvolles Geheimnis entdeckt hatte, ihn ebenfalls durch Meuchler, die Ihr ihm nachsicktet, ermorden lassen, Ihr habt endlich in diesem Zimmer, auf dem Stuhl, wo ich jetzt sitze, vorhin gegen den Kardinal die Verbindlichkeit übernommen, den Herzog von Buckingham ermorden zu lassen, und zwar, nachdem Ihr ihm das Gegenversprechen abgenommen, d'Artagnan zum Tode zu befördern.«

Mylady wurde leichenblaß.

»Ihr seid also der Satan in eigener Person?« fragte sie.

»Vielleicht«, erwiderte Athos, »doch hört! Ermordet den Herzog von Buckingham oder laßt ihn ermorden. Daran ist mir wenig gelegen, ich kenne ihn nicht, auch ist er ein Feind

Frankreichs; aber krümmt d'Artagnan kein Haar, denn er ist ein treuer Freund, den ich liebe und verteidige. Sonst schwöre ich Euch bei dem Haupt meines Vaters, das Verbrechen, das Ihr zu begehen versucht oder begangen habt, ist Euer letztes.«

»Monsieur d'Artagnan hat mich grausam verletzt«, sagte Mylady dumpf, »er muß sterben.«

»Wahrhaftig, ist es möglich, Euch zu verletzen, Madame?« rief Athos hohnlachend.

»Er muß sterben! Sie zuerst und dann er.«

Athos war wie von einem Schwindel befallen, der Anblick dieses Geschöpfes, das nichts mehr mit einem Weib gemein hatte, erweckte gräßliche Erinnerungen in ihm. Der Wunsch sie zu töten, kehrte glühend zurück und bemächtigte sich seiner mit fiebriger Gewalt. Er erhob sich, fuhr mit der Hand nach dem Gürtel, zog seine Pistole hervor und spannte sie. Bleich wie eine Leiche, wollte Mylady schreien, aber über ihre kaltgewordene Zunge kam nur ein rauher Ton, dem Röcheln eines wilden Tieres ähnlich. An die Wand gedrückt, erschien sie mit ihren aufgelösten Haaren wie das schauerhafte Bild des Schreckens. Athos hob langsam die Pistole in die Höhe, streckte den Arm so aus, daß die Pistole fast ihre Stirn berührte, und sagte dann mit einer Stimme, die um so furchtbarer klang, als die überwältigende Ruhe eines unbeugsamen Entschlusses daraus hervortrat: »Madame, Ihr werdet auf der Stelle das Papier herausgeben, das Euch der Kardinal unterzeichnet hat, oder bei meiner Seele, ich schieße Euch über den Haufen. Ihr habt eine Sekunde, um Euch zu entscheiden«, rief er, als sie unbeweglich blieb.

Sein Gesichtsausdruck verriet ihr, daß es ihm mit diesen Worten ernst war.

Sie fuhr rasch mit der Hand an ihre Brust, zog ein Papier hervor und reichte es Athos mit den Worten: »Nehmt und seid verflucht!«

Athos nahm das Papier, steckte die Pistole wieder in seinen Gürtel, näherte sich der Lampe, um sich zu überzeugen, daß es das geforderte Papier war, entfaltete es und las:

»Auf meinen Befehl und zum Wohle des Staates hat der Inhaber dieses Scheines getan, was er getan hat. Den 5. August 1628

Richelieu.«

»Und nun«, sagte Athos, indem er seinen Mantel wieder nahm und den Hut aufsetzte, »und nun, Viper, da ich dir die Zähne ausgerissen habe, beiß, wenn du kannst.«

Hierauf verließ er das Zimmer, ohne sich nur umzuschauen. Vor der Tür fand er die beiden Männer und das Pferd, das sie an der Hand hielten.

»Messieurs«, sagte er, »Monseigneur befiehlt, diese Frau ohne Zeitverlust nach dem Fort de la Pointe zu führen und sie nicht eher zu verlassen, als bis sie an Bord ist.«

Da diese Worte mit dem Befehl, den sie erhalten hatten, übereinstimmten, so verbeugten sie sich leicht zum Zeichen der Bestätigung. Athos gab seinem Pferd kräftig die Sporen, überholte auf einem Nebenweg die Gefährten und machte zweihundert Schritte vom Lager entfernt halt.

»Wer da?« rief er von fern, als er Richelieu und seiner Begleitung ansichtig wurde.

»Das ist, glaube ich, unser braver Musketier«, sagte der Kardinal.

»Ja, Monseigneur«, erwiderte Athos, »er ist es.«

»Monsieur Athos«, sagte Richelieu, »empfangt meinen Dank, daß Ihr so gute Wache gehalten habt. Messieurs, wir sind an Ort und Stelle, reitet durch das Tor links, das Losungswort ist: ›Der König und Ré‹.«

Nach diesen Worten nickte der Kardinal den drei Freunden mit dem Kopf zu und ritt mit seinem Stallmeister nach rechts, denn diese Nacht schlief er selbst im Lager.

»Nun, wie steht es?« fragten Porthos und Aramis, als der Kardinal außer dem Bereich ihrer Stimmen war, »hat er das von ihr geforderte Papier unterzeichnet?« – »Allerdings, ich habe es hier.«

Und die drei Freunde wechselten keine Silbe mehr, bis sie in ihrem Quartier angelangt waren.

Man ließ nun Planchet durch Mousqueton sagen, sein Herr werde gebeten, wenn er von der Wache komme, sich sogleich nach der Wohnung der Musketiere zu begeben.

Als Mylady die Männer vor der Tür erblickte, folgte sie ihnen. Wohl hatte sie einen Augenblick Lust, sich zu dem Kardinal zurückführen zu lassen und ihm alles zu erzählen, aber eine Enthüllung ihrerseits führte eine Enthüllung von Athos herbei. Sie hielt es also für das klügste zu schweigen, in der Stille abzureisen, mit ihrer gewöhnlichen Gewandtheit die Sendung zu erfüllen, die sie übernommen hatte, und wenn alles zur Zufriedenheit des Kardinals vollzogen wäre, Rache von ihm zu fordern.

11

Als d'Artagnan bei den drei Freunden eintraf, fand er sie in demselben Zimmer versammelt. Athos war in Nachdenken verfallen, Porthos kräuselte seinen Schnurrbart. Aramis betete aus einem reizenden, in blauen Samt gebundenen Büchlein.

»Aramis«, sagte Athos, »ich glaube, du hast vorgestern in der Herberge zum Parpaillot gefrühstückt. Wie ißt man dort? Kann man für sich sein und wird nicht viel gestört?«

»Ich glaube, Athos, in dieser Beziehung werden wir beim Parpaillot ganz gut dran sein.«

»Also auf zum Parpaillot«, sagte Athos, »denn hier sind die Wände wie Papierblätter.«

D'Artagnan, der begriff, was sein Freund meinte, nahm Athos

beim Arm und entfernte sich mit ihm, ohne ein Wort zu sagen. Porthos folgte, mit Aramis plaudernd.

Als sie zur Wirtschaft zum Parpaillot kamen, war es sieben Uhr morgens, und es wurde eben Tag. Die vier Freunde bestellten ein Frühstück und traten in eine Stube ein, wo sie nach Aussage des Wirtes nicht gestört werden sollten. Zum Unglück war die Stunde zu einer Beratung schlecht gewählt. Man hatte gerade Tagwache geschlagen und jeder nahm in der Trinkstube einen Schluck zu sich, Dragoner, Schweizer, Gardisten, Musketiere, Chevaulegers folgten sich so rasch, daß sich der Wirt gut dabei stehen mußte, aber den Absichten der vier Freunde entsprach dies keineswegs. Sie erwiderten auch die Grüße, Toaste und Spaße ihrer Genossen sehr verdrießlich.

»Wir werden noch in Händel geraten«, sagte Athos, »was wir jetzt nicht brauchen können. D'Artagnan, erzählt uns von Eurer Nacht, wir erzählen von unsrer nachher.«

»Wahrhaftig«, sagte ein Chevauleger, der sich hin und her wiegte und langsam etwas Branntwein aus einem Glas, das er in der Hand hielt, kostete. »Ihr wart auf der Laufgrabenwache, Gardist, und es scheint mir, Ihr hattet einen Strauß mit den Rochellern auszufechten.«

D'Artagnan schaute Athos an, als wollte er ihn fragen, ob er dem Zudringlichen antworten solle.

»Nun«, sagte Athos, »hörst du nicht, daß Monsieur de Busigny dich fragt? Erzähle, was vorgefallen ist, da es die Herren zu wissen wünschen.«

»Habt Ihr nicht eine Bastei genommen?« fragte ein Schweizer, der Rum aus einem Bierglas trank.

»Ja, Monsieur«, antwortete d'Artagnan sich verbeugend, »wir haben die Ehre gehabt, wir haben sogar, wie Ihr hören konntet, unter eine der Hecken ein Pulverfäßchen gebracht, das beim Aufspringen eine hübsche Bresche machte und den übrigen Teil des Baues gewaltig erschütterte.«

»Welche Bastei ist es?« fragte ein Dragoner.

»Die Bastei Saint-Gervais«, antwortete d'Artagnan, »aus der die Rocheller unsere Soldaten beunruhigten.«

»Und es war eine heiße Sache?«

»Gewiß. Wir haben fünf Mann, die Rocheller acht bis zehn verloren.«

»Balzembleu!« rief der Schweizer, der trotz des bewundernswürdigen Reichtums an Flüchen, die die deutsche Sprache besitzt, die Gewohnheit angenommen hatte, französisch zu fluchen.

»Doch ist es wahrscheinlich«, sagte der Chevauleger, »daß sie heute morgen Pioniere abschicken, um die Bastei wieder instand zu setzen.«

»Messieurs«, sagte Athos, »eine Wette! ...«

»Ah! ja, eine Wette!« rief der Schweizer.

»Welche?« fragte der Chevauleger.

»Wohl, Monsieur de Busigny, ich wette mit Euch, daß meine drei Gefährten, die Herren Porthos, Aramis, d'Artagnan und ich in der Bastei Saint-Gervais frühstücken und uns daselbst eine Stunde lang, die Uhr in der Hand, aufhalten, was der Feind auch tun mag, um uns zu vertreiben.«

Porthos und Aramis schauten sich an, sie fingen an zu begreifen.

»Aber, Freund«, sagte d'Artagnan, sich an Athos' Ohr beugend, »du willst uns ohne Barmherzigkeit umbringen.«

»Wir werden viel eher umgebracht«, antwortete Athos, »wenn wir nicht hingehen.«

»Ah, wahrhaftig, Messieurs«, sagte Porthos, sich auf dem Stuhl umdrehend und seinen Schnurrbart kräuselnd, »das ist, denke ich, eine schöne Wette.«

»Ich nehme sie auch an«, erwiderte Monsieur de Busigny. »Nun handelt es sich nur noch darum, den Einsatz zu

bestimmen.«

»Ihr seid zu viert, Messieurs«, sagte Athos, »wir sind auch zu viert; ein Mittagsmahl für acht Personen, paßt Euch das?«

»Einverstanden«, sagte der Schweizer.

Der vierte Zuhörer, der bei dem ganzen Gespräch eine stumme Rolle gespielt hatte, machte ein Zeichen mit dem Kopf zum Beweis, daß er dem Vorschlag zustimmte.

»Das Frühstück dieser Herren ist bereit«, rief der Wirt.

»Gut, so bringt es«, sagte Athos.

Der Wirt gehorchte. Athos winkte Grimaud herbei, zeigte ihm einen großen Korb, der in einer Ecke stand, und befahl ihm durch eine Gebärde, das aufgetragene Fleisch in Servietten zu hüllen. Grimaud begriff sogleich, daß es sich um ein Frühstück im Freien handelte, nahm den Korb, packte das Fleisch ein, legte die Flaschen dazu und hob den Korb auf seinen Arm.

»Aber wo wollt Ihr mein Frühstück verzehren?« fragte der Wirt.

»Was geht das Euch an, wenn man Euch bezahlt!« sagte Athos grob und warf zwei Pistolen auf den Tisch.

»Muß ich herausgeben, Monsieur?«

»Nein, fügt nur zwei Bouteillen Champagner hinzu, und das übrige ist für die Servietten.«

Der Wirt machte kein so gutes Geschäft, wie er anfangs geglaubt hatte. Aber er entschädigte sich dadurch, daß er zwei Flaschen Anjouwein statt des Champagners gab.

»Monsieur de Busigny«, sagte Athos, »wollt Ihr die Güte haben, Eure Uhr nach der meinigen zu richten, oder mir erlauben, die meinige nach der Euren zu stellen?«

»Sehr wohl, Monsieur«, sagte der Chevauleger und zog eine sehr schöne, mit Diamanten eingefaßte Uhr aus seiner Tasche, »ich habe halb acht Uhr.«

»Sieben Uhr fünfunddreißig Minuten«, entgegnete Athos.

»Wir wissen also, daß meine Uhr um fünf Minuten vorgeht.«

Die jungen Leute grüßten die Umstehenden und schlugen den Weg nach der Bastei Saint-Gervais ein, hinter ihnen schritt Grimaud, der den Korb trug, ohne zu wissen, wohin er ging.

Solange sie noch innerhalb des Lagers waren, wechselten die vier Freunde kein Wort. Es folgten viele Neugierige, die von der eben geschlossenen Wette wußten und sehen wollten, wie sie sich aus der Klemme ziehen würden. Aber sobald sie die Umschützungslinie hinter sich hatten und sich in freiem Gelände befanden, glaubte d'Artagnan, es sei Zeit, sich eine Aufklärung zu erbitten.

»Und nun, mein lieber Athos«, sagte er, »habt die Güte mir zu erklären, wohin wir gehen.«

»Ihr seht es ja«, antwortete Athos, »wir gehen in die Bastei.«

»Aber was machen wir dort.«

»Ihr wißt es ja, wir frühstücken dort.«

»Aber warum frühstücken wir nicht beim Parpaillot?«

»Weil wir uns wichtige Dinge zu sagen haben, und weil das beim Parpaillot unmöglich wäre. Hier wird man uns wenigstens nicht stören.«

»Es scheint mir«, sagte d'Artagnan, »wir hätten einen verborgenen Ort auf den Dünen am Meeresufer finden können.
«

»Wo man unsere Beratung gesehen hätte, so daß nach einer Viertelstunde der Kardinal durch seine Spione davon benachrichtigt gewesen wäre. Es ist also besser, wir beenden unser Unternehmen, von dem wir übrigens ehrenhalber nicht mehr zurücktreten können. Wir sind eine Wette eingegangen, eine Wette, die nicht vorhergesehen werden konnte, und deren wahre Ursache sicher niemand errät. Um zu gewinnen, halten wir eine Stunde in der Bastei aus. Entweder wir werden angegriffen, oder wir werden nicht angegriffen. Wenn nicht, so haben wir genügend Zeit, uns zu besprechen, und niemand wird

uns hören, denn ich stehe dafür, daß die Mauern dieser Bastei keine langen Ohren haben. Greift man uns an, so besprechen wir uns trotzdem und bedecken uns durch unsere Verteidigung mit Ruhm. Ihr seht, daß alles für uns ist.«

»Ei«, rief d'Artagnan, »wir werden sicher eine Kugel erwischen.«

»Aber, mein Lieber«, erwiderte Porthos, »mir scheint, für ein solches Unternehmen hätten wir wenigstens unsere Musketen mitnehmen sollen.«

»Ihr seid ein Tor, Freund Porthos, warum sich mit einer unnützen Bürde belasten?«

»Ich finde, eine gute Muskete mit zwölf Patronen und dem Pulversack ist dem Feind gegenüber nicht unnütz.«

»Wie«, sagte Athos, »Ihr habt nicht gehört, was d'Artagnan gesagt hat?«

»Was hat er gesagt?« fragte Porthos.

»D'Artagnan hat erzählt, bei dem Angriff in dieser Nacht seien acht bis zehn Franzosen und ebensoviel Rocheller getötet worden.« – »Und?« – »Man hat keine Zeit gehabt, sie zu plündern, nicht wahr? Weil man im Augenblick Eiligeres zu tun hatte?«

»Nun?« – »Nun, wir werden ihre Musketen, ihre Pulversäcke und ihre Patronen finden, und statt vier Musketen und zwölf Kugeln haben wir fünfzehn Gewehre und können wohl hundert Schüsse tun.

»Oh! Athos«, rief Aramis, »du bist in der Tat ein großer Mann.«

Porthos nickte mit dem Kopf zum Zeichen seiner Zustimmung.

D'Artagnan allein schien noch nicht überzeugt.

Offenbar teilte Grimaud die Zweifel des jungen Mannes, denn als er sah, daß man fortwährend auf die Bastei zumarschierte, was er bisher nicht recht hatte glauben wollen, zog er seinen

Herrn am Rockschoß.

»Wohin gehen wir?« fragte er mittels einer Geste.

Athos zeigte auf die Bastei.

»Aber da müssen wir ja unsere Haut lassen«, fuhr der schweigsame Grimaud in derselben Zeichensprache fort.

Athos hob Augen und Finger gen Himmel. Grimaud stellte den Korb auf den Boden und setzte sich kopfschüttelnd daneben. Athos zog eine Pistole aus seinem Gürtel, sah nach, ob sie gut geladen sei, spannte sie und setzte den Lauf an Grimauds Ohr.

Dieser war mit einem Satz wieder auf den Beinen. Athos bedeutete ihm nun, den Korb zu nehmen und voranzugehen. Er gehorchte. Alles, was Grimaud bei dieser kurzen Pantomime gewonnen hatte, war, daß er nun anstatt die Nachhut den Vortrab bildete.

Als die vier Freunde die Bastei erreichten, wandten sie sich um. Mehr als vierhundert Soldaten aller Waffengattungen waren an einem Tor des Lagers versammelt, und man konnte in einer besonderen Gruppe Monsieur de Busigny, den Dragoner, den Schweizer und den vierten Teilnehmer an der Wette unterscheiden. Athos nahm seinen Hut ab, steckte ihn an das Ende seines Degens und schwenkte ihn in der Luft. Alle Zuschauer gaben ihm den Gruß zurück und begleiteten diese Höflichkeit mit einem Hurra, das bis zu ihnen drang. Hierauf verschwanden alle vier in der Bastei, wohin ihnen Grimaud vorausgegangen war.

Die Bastei war, wie dies Athos vorhergesehen, nur von einem Dutzend Toter, Franzosen wie Rocheller, besetzt.

»Messieurs«, sagte Athos, der das Kommando bei diesem Zug übernommen hatte, »während Grimaud deckt, wollen wir zunächst die Gewehre und Patronen sammeln. Wir können übrigens sprechen, solange wir dieses Geschäft besorgen, denn diese Herren«, fügte er, auf die Toten deutend, hinzu, »hören

uns nicht.«

»Wir könnten sie immerhin in die Gräben werfen«, sagte Porthos, »nachdem wir uns versichert, daß sie nichts in den Taschen haben.«

»Allerdings«, versetzte Athos, »aber das ist ein Geschäft für Grimaud.«

»Wohl«, sagte d'Artagnan, »so mag sie Grimaud nachher durchsuchen und in die Gräben werfen.«

»Das sei fern von uns«, rief Athos, »sie können uns nützlich sein.«

»Diese Toten könnten uns nützlich sein?« fragte Porthos, »ei, du wirst ein Narr, lieber Freund.«

»Urteilt nicht übereilt, sagen das Evangelium und Seine Eminenz«, antwortete Athos. – »Wie viele Flinten, Messieurs?« – »Zwölf.«

»Wieviele Schüsse zu feuern?« – »Etwa hundert.«

»Das ist so viel, wie wir brauchen. Laden wir die Gewehre!«

Die vier Musketiere machten sich an die Arbeit. Als sie das letzte Gewehr geladen hatten, deutete Grimaud mit einem Zeichen an, das Frühstück sei bereit. Athos antwortete, stets mit einer Gebärde, es sei gut, und zeigte Grimaud eine Art von Nische. Dieser begriff, daß er darin Wache halten sollte.

»Und nun zu Tische«, sagte Athos.

»Jetzt«, sagte d'Artagnan, »wirst du uns hoffentlich dein Geheimnis mitteilen?«

»Das Geheimnis«, erwiderte Athos, »besteht darin, daß ich gestern abend Mylady gesehen habe.«

D'Artagnan setzte eben sein Glas an die Lippen, aber bei dem Namen Mylady zitterte seine Hand so sehr, daß er es auf den Tisch stellte, um den Inhalt nicht zu verschütten.

»Du hast deine Fr...« – »Still«, unterbrach ihn Athos. »Ihr vergeßt, mein Lieber, daß diese Herren nicht wie Ihr in meine

häuslichen Geheimnisse eingeweiht sind. Ich habe Mylady gesehen.« – »Wo?« fragte d'Artagnan. – »Ungefähr zehn Meilen von hier, in der Herberge ›Zum roten Taubenschlag‹.« – »Dann bin ich verloren«, rief d'Artagnan. – »Nein, noch nicht ganz«, versetzte Athos, »denn zu dieser Stunde muß sie die Küste von Frankreich verlassen haben.«

D'Artagnan atmete auf.

»Aber wer ist denn diese Mylady?« fragte Porthos. – »Eine reizende Frau«, erwiderte Athos, ein Glas Schaumwein kostend, »der unser Freund d'Artagnan irgendeinen üblen Streich gespielt hat, für den sie sich dadurch zu rächen sucht, daß sie ihn vor einem Monat mit Musketenschüssen töten lassen wollte, und daß sie gestern sich vom Kardinal seinen Kopf erbat.« – »Wie! Vom Kardinal meinen Kopf erbat?« rief d'Artagnan, bleich vor Schrecken. »Gewiß!« sagte Porthos, »das ist so wahr wie das Evangelium; ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört.« – »Ich ebenfalls«, fügte Aramis hinzu. – »Dann«, versetzte d'Artagnan und ließ entmutigt die Arme sinken, »dann ist es unnütz, länger zu kämpfen. Es ist besser, ich schieße mir eine Kugel vor den Kopf, und alles ist vorbei.« – »Das ist die letzte Dummheit, die man zu machen hat«, sagte Athos, »da es die einzige ist, für die es kein Gegenmittel gibt.« – »Aber solchen Feinden werde ich nie entkommen«, erwiderte d'Artagnan. »Zuerst mein Unbekannter von Meung, dann der Comte de Wardes, ferner Mylady, deren Geheimnis ich entdeckte, und endlich der Kardinal, dessen Rache ich vereitelt habe.« – »Gut«, sagte Athos, »alles das macht zusammen vier, einer gegen einen, bei Gott! Wenn wir den Zeichen glauben dürfen, die uns Grimaud macht, so werden wir es mit einer viel größeren Anzahl von Menschen zu tun haben. Was gibt es, Grimaud? In Anbetracht der dringenden Umstände erlaube ich Euch zu sprechen, doch ich bitte, faßt Euch kurz. Was seht Ihr?« – »Eine Truppe!« – »Von wieviel Personen?« – »Zwanzig Menschen.« – »Was für Menschen?« – »Sechzehn Arbeiter, vier Soldaten.« –

»Wieviel Schritte sind sie von uns entfernt?« – »Fünfhundert.« –
»Gut, wir haben noch Zeit, dieses Huhn vollends zu verzehren
und ein Glas Wein zu trinken. Auf deine Gesundheit,
d'Artagnan!« – »Auf deine Gesundheit!« wiederholten Porthos
und Aramis. – »Wohl denn, auf meine Gesundheit, obgleich ich
nicht glaube, daß mir eure Wünsche viel nützen werden.«

Nachdem Athos sein Glas geleert hatte, stand er sorglos auf,
nahm das nächstbeste Gewehr und näherte sich einer
Schießscharte. Porthos, Aramis und d'Artagnan taten dasselbe,
Grimaud erhielt Befehl, sich hinter die vier Freunde zu stellen,
um die Gewehre wieder zu laden. Bald sah man die Truppe
erscheinen, sie kam durch einen schlauchartigen Laufgraben, der
eine Verbindung zwischen der Bastei und der Stadt bildete.

»Bei Gott!« sagte Athos, »es war wohl der Mühe wert, unser
Mahl wegen zwanzig solcher mit Hauen und Schaufeln
bewaffneter Schufte zu unterbrechen. Grimaud hätte ihnen nur
ein Zeichen machen dürfen, sie sollten gehen, und ich bin
überzeugt, sie würden uns in Ruhe gelassen haben.«

»Ich bezweifle es«, sagte d'Artagnan, »denn sie rücken sehr
entschlossen heran. Übrigens sind bei den Arbeitern vier mit
Musketen bewaffnete Soldaten und ein Brigadier.

»Weil sie uns nicht gesehen haben«, entgegnete Athos.

»Wahrhaftig«, sagte Aramis, »es widerstrebt mir, auf diese
armen Teufel von Bürgern zu schießen.«

»Ein schlechter Priester«, rief Porthos, »der mit Ketzern
Mitleid hat.«

»In der Tat«, sagte Athos, »Aramis hat recht, und ich will sie
warnen.«

»Was zum Teufel macht Ihr denn?« entgegnete d'Artagnan,
»Ihr wollt Euch, scheint es, niederschießen lassen, mein
Lieber.«

Aber Athos hörte nicht auf diesen Rat, sondern stieg auf die
Bresche, wandte sich, sein Gewehr in der einen, den Hut in der

andern Hand, höflich grüßend an die Soldaten und Arbeiter, die ganz erstaunt etwa fünfzig Schritte von der Bastei stehen blieben, und rief:

»Messieurs, einige Freunde und ich sitzen hier in dieser Bastei beim Frühstück. Ihr wißt aber wohl, wie unangenehm es ist, gestört zu werden, wenn man frühstückt, wir bitten Euch also, wenn Ihr unerläßliche Geschäfte hier habt, entweder zu warten, bis wir unser Mahl beendet haben, oder später wiederzukommen, wenn Ihr nicht, was das beste wäre, Lust habt, die Partei der Rebellen zu verlassen und mit uns auf die Gesundheit des Königs von Frankreich zu trinken.«

»Nimm dich in acht, Athos«, sagte d'Artagnan, »siehst du nicht, daß sie auf dich anlegen?«

»Allerdings«, erwiderte Athos, »aber es sind Bürger, die sehr schlecht schießen und mich gewiß nicht treffen werden.«

Es wurden in der Tat in demselben Augenblick die Flintenschüsse abgefeuert, und die Kugeln schlugen um Athos her an die Mauern, aber keine traf ihn. Vier Schüsse antworteten ihnen beinahe in derselben Sekunde, aber unsere Freunde hatten besser gezielt als die Angreifenden, drei Soldaten stürzten mausetot nieder, und ein Arbeiter war verwundet.

»Grimaud, eine andere Muskete!« sagte Athos.

Grimaud gehorchte sogleich. Die drei Freunde hatten ihre Gewehre selbst wieder geladen, der Brigadier und zwei Pioniere wurden tot zu Boden gestreckt, der Rest der Truppe ergriff die Flucht.

»Auf, Messieurs, einen Ausfall«, rief Athos.

Und die vier Freunde stürzten aus dem Fort hervor, gelangten bis zu dem Schlachtfeld, rafften die vier Musketen der Soldaten und die Halbpikie des Brigadiers auf und zogen sich, überzeugt, daß die Fliehenden erst in der Stadt anhalten würden, mit ihren Siegestrophäen in die Bastei zurück.

»Lade unsere Gewehre wieder, Grimaud«, sagte Athos, »und

wir, Messieurs, wollen zu unserem Frühstück zurückkehren und unser Gespräch fortsetzen. Wo waren wir?«

»Du sagtest, Mylady habe Frankreich verlassen, nachdem sie meinen Kopf von dem Kardinal verlangt habe. Und wohin geht sie?« – »Sie geht nach England.« – »In welcher Absicht?« – »In der Absicht, Buckingham zu ermorden oder ermorden zu lassen.« – »Ei, das ist ja ganz heillos«, rief d'Artagnan, voll Staunen und Entrüstung.

»Oh!« entgegnete Athos, »danach frage ich nicht viel.«

»Wie«, versetzte d'Artagnan, »du fragst wenig danach, ob sie Buckingham ermordet oder ermorden läßt? Der Herzog ist unser Freund.«

»Der Herzog ist ein Engländer, der Herzog kämpft gegen uns, sie mag also mit ihm machen was sie will, das kümmert mich so wenig wie diese leere Flasche.«

»Einen Augenblick«, sagte d'Artagnan, »ich gebe Buckingham nicht so rasch auf. Er hat uns sehr schöne Pferde geschenkt.« – »Und ganz besonders auch sehr schöne Sättel«, sagte Porthos. – »Außerdem will Gott«, sagte Aramis, »die Bekehrung und nicht den Tod des Sünders.«

»Amen«, versetzte Athos, »wir wollen darauf, wenn es euch beliebt, später zurückkommen.«

Und bei diesen Worten schleuderte Athos eine Flasche, deren Inhalt er bis auf den letzten Tropfen in sein Glas gegossen hatte, zwanzig Schritte von sich.

»Doch mir lag am meisten daran, du wirst das wohl begreifen, d'Artagnan, dieser Frau eine Art von Vollmacht abzunehmen, die sie Richelieu abgepreßt hatte, und mit deren Hilfe sie sich ungestraft deiner und vielleicht unserer Personen entledigen könnte.«

»Und diese Vollmacht blieb in ihren Händen?« – »Hier ist sie«, erwiderte Athos und zog das kostbare Papier aus der Tasche.

D'Artagnan entfaltete es mit einer Hand, deren Zittern er nicht einmal zu verbergen suchte, und las:

»Auf meinen Befehl und zum Wohle des Staates hat der Inhaber dieses Scheines getan, was er getan hat. Den 5. August 1628 Richelieu.«

»In der Tat«, sagte Aramis, »das ist eine Absolution nach allen Regeln.«

»Man muß dieses Papier vernichten«, sagte d'Artagnan, der sein Todesurteil zu lesen meinte.

»Im Gegenteil«, erwiderte Athos, »man muß es sorgfältig aufbewahren, und ich würde dieses Papier nicht hergeben, wenn man es mit Goldstücken bedecken wollte.«

»Und was wird sie nun wohl tun?«

»Wahrscheinlich«, antwortete Athos, »wird sie dem Kardinal schreiben, ein verdammter Musketier namens Athos habe ihr mit Gewalt ihren Geleitbrief entrissen. Sie wird ihm in demselben Brief den Rat geben, sich zugleich seiner, wie seiner beiden Freunde Porthos und Aramis zu entledigen. Der Kardinal wird sich erinnern, daß das dieselben Menschen sind, auf die er immer wieder stößt. Dann wird er an einem schönen Morgen d'Artagnan verhaften lassen und, damit er sich allein nicht zu sehr langweilt, auch uns in die Bastille schicken, um ihm Gesellschaft zu leisten.«

»Zum Teufel!« rief Porthos, »es scheint mir, du machst da schlechte Spaße, mein Lieber?«

»Ich spaße nicht.«

»Weißt du«, versetzte Porthos, »daß es eine geringere Sünde wäre, dieser verdammten Mylady den Hals umzudrehen, als diesen armen Teufeln von Hugenotten, die nie ein anderes Verbrechen begangen haben, als daß sie die Psalmen französisch singen, die wir lateinisch singen.«

»Was sagt der Abbé dazu?« fragte Athos ruhig.

»Ich sage, daß ich Porthos' Meinung bin.«

»Und ich ebenfalls«, sagte d'Artagnan.

»Zum Glück ist sie fern von hier«, versetzte Porthos, »denn ich gestehe, sie würde mich hier sehr genieren.«

»Sie geniert mich in England ebenso sehr wie hier in Frankreich«, sagte Athos.

»Sie geniert mich überall«, sagte d'Artagnan.

»Aber da du sie in deinen Händen hattest«, rief Porthos, »warum hast du sie nicht ertränkt, erdrosselt, aufgehängt? ... Nur die Toten kommen nicht wieder.«

»Ihr glaubt das?« erwiderte der Musketier mit einem düsteren Lächeln, das d'Artagnan allein verstand.

»Ich habe einen Gedanken«, sagte d'Artagnan.

»Laß hören«, sagten die Musketiere.

»Zu den Waffen!« schrie Grimaud.

Die jungen Leute sprangen rasch auf und liefen nach ihren Gewehren. Ein kleiner Trupp aus zwanzig bis fünfundzwanzig Mann rückte heran. Aber diesmal waren es nur Soldaten.

»Wie wär's, wenn wir jetzt umkehrten«, sagte Porthos. – »Es scheint mir, die Partie ist ungleich.«

»Unmöglich aus drei Gründen«, antwortete Athos. »Erstens sind wir mit unserm Frühstück noch nicht fertig, zweitens haben wir uns noch Wichtiges zu sagen, drittens fehlen noch zehn Minuten, bis die Stunde um ist.«

»Wohl«, sagte Aramis, »wir müssen aber einen Schlachtplan aufstellen.«

»Das ist ganz einfach«, sagte Athos. »Sobald der Feind in Schußweite kommt, geben wir Feuer. Rückt er weiter vor, so geben wir abermals Feuer; wir feuern, solange wir geladene Gewehre haben. Wenn dann der Rest Sturm laufen will, so lassen wir die Belagerer bis in den Graben heransteigen und werfen ihnen dann einen Flügel dieser Mauer, die nur durch ein Wunder ihr Gleichgewicht hält, auf die Köpfe.«

»Bravo«, sagte Porthos, »du bist entschieden zum General geboren, Athos, und der Kardinal, der sich für einen großen Feldherrn hält, kann sich nicht entfernt mit dir messen.«

»Messieurs«, sagte Athos, »nehmt jeder Euren Mann aufs Korn!«

»Ich habe meinen«, sagte d'Artagnan.

»Ich habe meinen«, sagte Porthos.

»Und ich meinen«, sagte Aramis.

»Gebt Feuer!« sagte Athos.

Die vier Flintenschüsse gaben nur einen Knall, und vier Soldaten stürzten zu Boden. Sogleich schlug der Tambour, und der kleine Trupp rückte im Sturmschritt vor. Dann folgten die Schüsse in unregelmäßigen Abständen, aber mit der größten Genauigkeit gezielt, dennoch stürmten die Rocheller vorwärts, als hätten sie die Schwäche der Feinde erkannt. Bei drei Schüssen fielen immer zwei Mann, trotzdem wurde der Marsch der Übriggebliebenen nicht langsamer. Am Fuße der Bastei angelangt, waren die Feinde noch zwölf bis fünfzehn Mann stark. Eine letzte Ladung empfing sie, hielt sie aber nicht auf. Sie sprangen in den Graben und schickten sich an, die Bresche zu ersteigen.

»Auf, meine Freunde«, rief Athos, »machen wir mit einem Schlag ein Ende! Zur Mauer! Zur Mauer!«

Und von Grimaud unterstützt, stemmten sich die vier Freunde mit dem Lauf ihrer Flinten an einen gewaltigen Mauerflügel, der sich neigte, sich von seiner Grundlage ablöste und mit furchtbarem Krach in den Graben stürzte. Dann vernahm man ein gewaltiges Geschrei, eine Staubwolke stieg zum Himmel auf, und alles war vorbei.

»Sollten wir sie alle zerschmettert haben?« sagte Athos.
»Meiner Treu, mir kommt es so vor«, erwiderte d'Artagnan.
»Nein«, rief Porthos, »da schleppen sich zwei oder drei hinkend davon.« In der Tat flohen einige Unglückliche blutbedeckt in

den Hohlweg und gelangten so in die Stadt zurück. Das war alles, was von der kleinen Truppe übrig blieb.

Athos schaute auf seine Uhr und sagte: »Messieurs, wir sind nun eine Stunde hier, und die Wette ist gewonnen. Aber d'Artagnan hat uns seine Gedanken noch nicht mitgeteilt.«

»Ihr wollt meinen Plan kennenlernen?« sagte d'Artagnan zu seinen drei Gefährten, als sie wieder beim Frühstück saßen. – »Ja, Ihr sagtet, Ihr hättet einen Einfall.« – »Richtig, ich hab's wieder«, rief d'Artagnan. »Ich reise zum zweitenmal nach England, suche Buckingham auf und benachrichtige ihn von dem Komplott, das gegen ihn gesponnen wird.« – »Ihr werdet das nicht tun, d'Artagnan«, sagte Athos kalt. – »Und warum nicht? Habe ich es nicht bereits, getan?« – »Ja, aber damals waren wir nicht im Krieg mit England, und Buckingham war zu jener Zeit unser Verbündeter und kein Feind. Was Ihr tun wollt, würde man Verrat nennen.«

D'Artagnan schwieg.

»Aber ich glaube ebenfalls einen Gedanken zu haben«, sagte Porthos.

»Hört Porthos' Gedanken«, sagte Aramis.

»Ich verlange einen Urlaub von Monsieur de Treville unter irgendeinem Vorwand, den Ihr finden werdet, denn ich bin nicht so stark in Vorwänden. Mylady kennt mich nicht. Ich nähere mich ihr, ohne daß sie mich fürchtet, und wenn ich meine Schöne treffe, erdrossle ich sie.«

»Nun«, sagte Athos, »ich bin nicht abgeneigt, Porthos' Gedanken beizustimmen.«

»Pfui«, sagte Aramis, »eine Frau umbringen! Halt! Ich habe den wahren Einfall.« – »Laßt hören, Aramis!«

»Man müßte die Königin davon in Kenntnis setzen.«

»Ah, wahrhaftig«, sagte Porthos und d'Artagnan zugleich, »ich glaube, wir haben das Mittel.«

»Die Königin in Kenntnis setzen?« sagte Athos, »und wie?

Haben wir Verbindungen bei Hofe? Können wir jemanden nach Paris schicken, ohne daß man es im Lager erfährt? Von hier nach Paris sind es hundertvierzig Meilen; unser Brief ist noch nicht in Angers, und wir sitzen schon im Gefängnis.«

»Was die Aufgabe betrifft, Ihrer Majestät einen Brief sicher zuzustellen«, sage Aramis errötend, »so übernehme ich dies. Ich kenne in Tours eine geschickte Person ...«

Aramis hielt inne, als er Athos lächeln sah.

»Nun, Athos? Ihr nehmt dieses Mittel nicht an?« fragte d'Artagnan.

»Ich weise es nicht gänzlich zurück, aber ich wollte Aramis nur daran erinnern, daß er das Lager nicht verlassen kann, und daß zwei Stunden, nachdem der Bote abgegangen, alle Kapuziner und alle Schwarzmützen des Kardinals Euren Brief auswendig kennen, und daß man Euch samt Euren geschickten Personen verhaften wird.«

»Ganz abgesehen davon«, sagte Porthos, »daß die Königin zwar Buckingham, keineswegs aber uns retten wird.« – »Messieurs«, sprach d'Artagnan, »das, was Porthos sagt, ist sehr vernünftig.«

»Aber was geht in der Stadt vor?« rief Athos plötzlich. – »Man schlägt Generalmarsch.«

Die vier Freunde horchten, und der Lärm der Trommeln drang wirklich bis zu ihnen.

»Ihr werdet sehen, daß man ein ganzes Regiment schickt«, sagte Athos.

»Ihr hofft doch nicht, gegen ein ganzes Regiment standzuhalten?« sagte Porthos.

»Warum nicht? Ich fühle mich jetzt im Zug und würde einer ganzen Armee standhalten, wenn wir nur so vorsichtig gewesen wären, ein Dutzend Flaschen mehr mitzunehmen.«

»Bei meinem Ehrenwort, der Trommler nähert sich«, sagte d'Artagnan.

»Laßt ihn herankommen!« rief Athos. »Es ist eine Viertelstunde von hier nach der Stadt, und folglich auch von der Stadt hierher. Das ist mehr Zeit, als wir brauchen, um einen Plan auszudenken. Wenn wir von hier weggehen, finden wir nie mehr einen so passenden Ort. Und halt, gerade jetzt kommt mir der wahre Gedanke.« – »Sprecht also!«

»Erlaubt mir zuerst, daß ich Grimaud einige unerläßliche Befehle erteile.«

Athos machte seinem Bedienten ein Zeichen, sich zu nähern.

»Grimaud«, sagte Athos, auf die Toten deutend, die in der Bastei lagen, »du nimmst diese Herren, stellst sie an die Mauer, setzest ihnen ihre Hüte auf den Kopf und gibst ihnen ihre Flinten in die Hand.«

»O großer Mann!« rief d'Artagnan, »ich verstehe dich!«

»Ihr versteht es?« fragte Porthos. »Und du verstehst es auch?« fragte Aramis. Grimaud bejahte durch ein Zeichen.

»Kommen wir auf meinen Einfall zurück«, sagte Athos. »Diese Mylady, diese Frau, dieses Geschöpf, dieser Teufel, hat, wie Ihr mir, glaube ich, sagtet, einen Schwager, d'Artagnan?« – »Ja, ich kenne ihn genau, und ich bin überzeugt, daß er keine große Sympathie für seine Schwägerin hegt.« – »Das schadet nicht«, antwortete Athos. »Es wäre sogar das beste, wenn er sie haßte und verabscheute.« – »In diesem Fall sind wir nach Wunsch bedient.« – »Wie heißt der Schwager?« – »Lord Winter.« – »Wo hält er sich gegenwärtig auf?« – »Er ist bei dem ersten Kriegslärm nach London zurückgekehrt.« – »Nun, das ist gerade der Mann, den wir brauchen. Er ist es, den wir von dem, was vorgeht, in Kenntnis setzen müssen. Wir lassen ihn wissen, daß seine Schwägerin im Begriff ist, jemanden zu ermorden, und bitten ihn, sie nicht aus den Augen zu lassen. Es gibt in London hoffentlich Anstalten für gefallene Mädchen. Er läßt seine Schwägerin dahin bringen, und wir sind ruhig.« – »Ja«, sagte d'Artagnan, »bis sie wieder heraus ist.« – »Ah, wahrhaftig, Ihr verlangt zu viel, d'Artagnan.« – »Ich meinesteils«, sagte

Aramis, »halte es für das beste, wir setzen die Königin und Lord Winter zugleich in Kenntnis.« – »Ja, aber durch wen lassen wir die Briefe nach Tours und nach London bringen?« – »Ich stehe für Bazin«, sagte Aramis. – »Und ich für Planchet«, fügte d'Artagnan bei. – »In der Tat«, sagte Porthos, »wenn wir das Lager nicht verlassen können, so können es doch wenigstens unsere Lakaien verlassen.« – »Allerdings«, bemerkte Aramis, »noch heute schreiben wir die Briefe, geben ihnen Geld, und sie reisen ab.« – »Wir geben ihnen Geld?« fragte Athos. »Ihr habt also Geld?«

Die vier Freunde schauten sich an, und eine Wolke zog über ihre Stirn.

»Geschwind!« rief d'Artagnan. »Ich sehe schwarze und rote Punkte, die sich da unten bewegen. Das ist kein Regiment, Athos, das ist ein Heer.«

»In der Tat, da kommen sie. Seht, die Hinterlistigen! Sie rücken ohne Trommel und Trompete heran. Bist du fertig, Grimaud?«

Grimaud machte ein bejahendes Zeichen und deutete auf ein Dutzend Tote, die er in den malerischsten Stellungen aufgepflanzt hatte. Manche hatten ihre Gewehre geschultert, manche sahen aus als schlugen sie an, wieder andere hielten den Degen in der Faust.

»Bravo!« rief Athos, »das macht deiner Einbildungskraft Ehre!«

»Ah!« sagte Aramis, »seht, die schwarzen Punkte und die roten Punkte werden sichtbar größer, und ich glaube, daß wir keine Zeit zu verlieren haben, um das Lager zu erreichen.«

»Wahrhaftig«, sagte Athos, »ich habe nichts gegen den Rückzug einzuwenden. Wir haben auf eine Stunde gewettet und sind anderthalb Stunden geblieben. Das ist mehr als genug. Vorwärts.«

Grimaud war schon mit dem Korb vorausgegangen.

Die vier Freunde gingen hinter ihm hinaus und machten etwa zehn Schritte, als ihnen Athos zurief: »Messieurs! Was machen wir?«

»Hast du etwas vergessen?« fragte Aramis.

»Die Fahne! Mord und Teufel! Man darf keine Fahne in den Händen des Feindes lassen, selbst wenn es nur eine Serviette ist.«

Und Athos stürzte in die Bastei, erstieg die Plattform und nahm die Fahne ab. Da die Rocheller aber in Schußweite gekommen waren, eröffneten sie ein furchtbares Feuer auf diesen Mann, der sich wie zum Vergnügen den Schüssen auszusetzen schien. Doch es war, als würde Athos durch einen Zauber geschützt; die Kugeln flogen zischend um ihn her, keine einzige berührte ihn. Er schwang seine Fahne dem Feind entgegen. Da erscholl von zwei Seiten ein mächtiges Geschrei, von den Rochellern das der Wut, vom Lager das der Begeisterung. Eine zweite Ladung folgte der ersten, und drei Kugeln durchlöcherten die Serviette und machten sie so zu einer rechten Fahne.

Das ganze Lager rief: »Steigt herab, steigt herab!«

Athos stieg herab, seine Kameraden, die ängstlich seiner harreten, sahen ihn zu ihrer Freude wiedererscheinen.

»Vorwärts, Athos, vorwärts!« rief d'Artagnan, »ziehen wir uns zurück, jetzt wäre es töricht, wenn wir uns töten ließen.« Aber Athos fuhr fort, voll Würde und langsam einherzuschreiten, und da seine Gefährten sahen, daß jedes Wort umsonst war, so paßten sie ihren Gang dem seinen an. Nach einem Augenblick vernahm man das Knattern eines furchtbaren Gewehrfeuers.

»Was ist das?« fragte Porthos, »und wonach schießen sie? Ich höre die Kugeln nicht pfeifen, und sehe niemanden.«

»Sie schießen nach unseren Toten«, antwortete Athos.

»Aber die Toten werden nicht antworten.«

»Ganz richtig, dann glauben sie an einen Hinterhalt, beratschlagen, schicken einen Parlamentär ab, und wenn sie hinter die Wahrheit kommen, sind wir außer dem Bereich der Kugeln. Es ist daher unnötig, uns zu übereilen.«

»Oh! Nun begreife ich«, rief Porthos erstaunt.

»Das ist ein Glück«, sagte Athos, die Schultern zuckend.

Als die Franzosen ihre vier Freunde im Schritt zurückkommen sahen, erhoben sie ein Freudengeschrei. Jetzt vernahm man ein neues Musketenfeuer, die Kugeln prallten diesmal rechts und links von den vier Freunden gegen die Steine und zischten unheilschwanger in ihren Ohren. Die Rocheller hatten sich der Bastei bemächtigt.

»Das sind sehr geschickte Leute«, sagte Athos. »Wieviele haben wir getötet?« – »Zwölf bis fünfzehn.« – »Wieviele haben wir niedergeschmettert?« – »Acht bis zehn.« – »Und dafür nicht einmal eine Schramme? Doch was habt Ihr an der Hand, d'Artagnan? Blut, wie mir scheint.« – »Es ist nichts.« – »Eine verirrte Kugel?« – »Nicht einmal.« – »Was ist es denn?«

»Eine Hautabschürfung«, antwortete d'Artagnan, »meine Finger sind zwischen zwei Steine gekommen, zwischen den der Mauer und den meines Ringes, da wurde die Haut geritzt.«

»Das kommt davon, daß man Diamanten trägt«, sagte Athos.

»Ah! Wirklich«, rief Porthos, »er besitzt Diamanten? Und warum zum Teufel klagen wir da, daß wir kein Geld haben?«

»Ganz richtig«, sagte Aramis.

»Das ist gut, Porthos, diesmal habt Ihr einen Einfall.«

»Ganz gewiß«, sagte Porthos, stolz auf Athos' Anerkennung, »da er einen Diamanten hat, so wollen wir ihn verkaufen.«

»Aber es ist der Diamant der Königin.«

»Ein Grund mehr«, versetzte Athos. »Die Königin rettet Buckingham, ihren Liebhaber, nichts ist billiger, die Königin rettet uns, ihre Freunde, nichts ist begründeter. Verkaufen wir den Diamanten. Was meint der Herr Abbé?«

»Ich denke«, antwortete Aramis errötend, »daß d'Artagnan den Ring, da er nicht von seiner Geliebten kommt und also kein Liebespfand ist, verkaufen kann.«

»Gut!« rief d'Artagnan heiter. »Verkaufen wir den Diamanten und reden wir nicht mehr davon.«

Das Gewehrfeuer dauerte an, aber die Freunde befanden sich außerhalb der Schußweite, und die Rocheller schossen nur, um ihr Gewissen zu entlasten.

»Wahrhaftig, es war Zeit, daß Porthos auf diese Idee kam, wir sind im Lager. Also, Messieurs, kein Wort mehr von der ganzen Geschichte. Man bemerkt uns, man kommt uns entgegen, man wird uns im Triumph hineintragen!«

In der Tat war, wie bemerkt, das ganze Lager in Bewegung. Mehr als zweitausend Personen hatten das waghalsige Unternehmen der vier Freunde wie ein Schauspiel verfolgt. Man hörte nichts als den Ruf: »Es lebe die Garde! Es leben die Musketiere!« Monsieur de Busigny war der erste, der herbeikam, um Athos die Hand zu drücken und die Wette für verloren zu erklären. Der Schweizer und die Dragoner ahmten ihn nach, und alle Kameraden folgten dem Schweizer und dem Dragoner. Das Händedrücken, Glückwünschen, Umarmen wollte kein Ende nehmen, es entstand ein unauslöschliches Gelächter auf Kosten der Rocheller, und der Lärm nahm dermaßen zu, daß der Kardinal, in der Meinung, es sei ein Aufruhr ausgebrochen, La Houdinière, den Kapitän seiner Leibwache abschickte, um sich zu erkundigen, was vorging.

»Nun?« fragte der Kardinal, als er La Houdinière zurückkommen sah.

»Monseigneur«, erwiderte dieser, »drei Musketiere und ein Gardist haben mit Monsieur de Busigny gewettet, in der Bastei Saint-Gervais zu frühstücken. Sie hielten fast zwei Stunden gegen den Feind aus und töteten, ich weiß nicht wie viele Rocheller.«

»Habt Ihr nach den Namen der drei Musketiere gefragt?«

»Ja, Monseigneur.«

»Wie heißen sie?«

»Es sind die Herren Athos, Porthos und Aramis.«

»Immer meine drei Braven«, murmelte der Kardinal. »Und der Gardist?«

»Monsieur d'Artagnan.«

»Immer mein jünger Tollkopf! Die vier müssen um jeden Preis mein werden!«

Am Abend desselben Tages sprach der Kardinal mit Monsieur de Treville über die Tat. Monsieur de Treville, der die Begebenheit aus dem Mund der Helden selbst erfahren hatte, erzählte sie Seiner Eminenz in all ihren Einzelheiten, ohne die Episode mit der Serviette zu vergessen.

»Das ist schön, Monsieur de Treville«, sagte der Kardinal, »ich bitte Euch, verschafft mir diese Serviette, ich lasse drei goldene Lilien darauf sticken und gebe sie Eurer Kompanie als Standarte.«

»Monseigneur«, erwiderte Monsieur de Treville, »das wäre eine Ungerechtigkeit gegen die Garde, Monsieur d'Artagnan gehört nicht mir an, sondern Monsieur des Essarts.«

»Gut, so nehmt ihn unter die Musketiere auf. Es ist nicht mehr als billig, daß die vier braven Soldaten, die sich so sehr lieben, in einer Kompanie dienen.«

An demselben Abend teilte Monsieur de Treville den drei Musketieren und d'Artagnan die gute Botschaft mit, und lud alle vier auf den andern Tag zum Frühstück zu sich. D'Artagnan geriet außer sich vor Freude. Musketier zu sein war, wie man weiß, der Traum seines Lebens. Auch die drei Freunde waren sehr erfreut.

Bei dem Frühstück des Monsieur de Treville, das dieser zu Ehren der Musketiere gab, herrschte die ungezwungenste Heiterkeit. D'Artagnan hatte bereits seine Uniform. Da er fast

von gleichem Wuchs wie Aramis war, und dieser mit Hilfe des reichlichen Honorars von dem Buchhändler, der ihm sein Gedicht abgekauft hatte, wie er behauptete, alles doppelt besaß, so trat er d'Artagnan eine vollständige Ausrüstung ab. D'Artagnan wäre auf dem Höhepunkt seiner Wünsche gewesen, wenn ihm nicht Mylady wie eine düstere Wolke am Horizont erschienen wäre. Nachdem er den Tag damit zugebracht hatte, seine Musketieruniform in allen Straßen des Lagers zu zeigen, traf er am Abend mit den Freunden bei Athos zusammen.

Sie hatten nur noch drei Punkte zu besprechen: Was sollte man an Myladys Schwager schreiben? Was sollte man an die geschickte Person in Tours schreiben? Welche Bedienten sollten die Briefe besorgen?

Jeder bot den seinigen an. Athos sprach von der Verschwiegenheit Grimauds, der überhaupt nur dann rede, wenn ihm sein Herr den Mund öffne; Porthos rühmte die Kraft Mousquetons, der stark genug sei, um vier Männer gewöhnlichen Schlages kurz und klein hauen zu können; Aramis, der auf die Geschicklichkeit Bazins baute, hielt eine überschwengliche Lobrede auf seinen Kandidaten; d'Artagnan endlich hatte volles Vertrauen in die Tapferkeit Planchets und erinnerte daran, wie er sich in der heiklen Angelegenheit von Boulogne gehalten hatte.

Die vier verschiedenen Tugenden der Diener stritten lange um den Preis.

»Unglücklicherweise«, sagte Athos, »wäre es nötig, daß der, den man abschickt, alle vier Eigenschaften in sich vereinigt.«

»Aber wo findet man einen solchen Diener?« – »Ich weiß wohl, er ist nicht zu finden«, versetzte Athos, »nimmt also Grimaud!« – »Nehmt Mousqueton!« – »Nehmt Bazin!« – »Nehmt Planchet! Planchet ist tapfer und geschickt; das sind schon zwei von den vier Eigenschaften.«

»Meine Herren«, sagte Aramis, »die Hauptsache für uns ist nicht, zu wissen, welcher von unseren vier Dienern der

verschwiegenste, der stärkste, der geschickteste oder der tapferste ist, die Hauptsache ist, daß wir wissen, wer das Geld am meisten liebt.«

»Was Aramis da sagt, ist sehr vernünftig«, meinte Athos, »man muß auf die Fehler der Menschen spekulieren und nicht auf ihre Tugenden. Herr Abbé, Ihr seid ein großer Moralist.«

»Allerdings«, erwiderte Aramis, »wir müssen uns auf unsere Boten verlassen können, nicht nur damit der Plan gelingt, sondern auch damit die Ausführung nicht scheitert, denn in letzterem Fall geht es um den Kopf, aber nicht um den der Diener ...«

»Leiser, Aramis!« rief Athos dazwischen.

»Ihr habt recht ... nicht um den der Diener«, fuhr Aramis fort, »sondern um den des Herrn oder sogar der Herren! Sind uns nun unsere Diener so sehr ergeben, daß sie ihr Leben für uns aufs Spiel setzen?«

»Meiner Treu«, sagte d'Artagnan, »ich möchte mich fast für Planchet verbürgen.«

»Nun, mein lieber Freund, fügt zu seiner schon vorhandenen Ergebenheit eine schöne Summe, die ihm eine gewisse Wohlhabenheit verleiht, und dann verbürgt Euch statt einmal zweimal für ihn.«

»Ach, du guter Gott! Ihr seid trotzdem angeführt«, sagte Athos, der Optimist war, wenn es sich um Dinge, und Pessimist, wenn es sich um Menschen handelte. »Sie versprechen alles, um Geld zu verdienen; sind sie aber einmal auf dem Weg, dann hält die Furcht sie ab, zu handeln. Nimmt man sie gefangen, so wird ihnen gehörig zugesetzt, und dann gestehen sie alles ein. Der Teufel auch! Wir sind doch keine Kinder. Um nach England zu gehen –« Athos dämpfte seine Stimme – »muß man ganz Frankreich durchreisen, das von Spionen und Kreaturen des Kardinals wimmelt, man muß einen Paß haben, um sich einzuschiffen, man muß englisch können, um den Weg nach

London zu erfragen. Ja, seht Ihr? Ich halte deshalb die Sache für sehr schwierig.«

»Aber ganz und gar nicht«, versetzte d'Artagnan, dem viel daran lag, daß der Plan ausgeführt wurde, »ich halte sie im Gegenteil für ganz leicht. Es versteht sich wahrlich von selbst, daß, wenn man Lord Winter hochverräterische Dinge, abscheuliche Geschichten vom Kardinal ...« – »Leiser!« bat Athos. »Intrigen und Staatsgeheimnisse mitteilt«, fuhr d'Artagnan, der Ermahnung Athos' nachgebend, fort, »ich sage, dann versteht es sich von selbst, daß wir alle lebendig gerädert werden, aber um Himmels willen, vergeßt doch nicht, daß wir ihm, Athos, in einer Familienangelegenheit schreiben. Ich werde also einen Brief ungefähr folgenden Inhalts an ihn aufsetzen.«

»Laßt hören!« sagte Aramis und setzte schon im voraus die Miene eines Kritikers auf.

»Geehrter Herr und lieber Freund ...«

»Ei, gewiß, ›lieber Freund‹ an einen Engländer«, unterbrach ihn Athos, »ein guter Anfang! Bravo d'Artagnan! Allein auf dieses Wort hin werdet Ihr gevierteilt, anstatt lebendig gerädert.« – »Nun gut, so sage ich also einfach ›Geehrter Herr!‹« – »Ihr könnt sogar ›Mylord!‹ sagen«, warf Athos ein, der viel auf Einhaltung der äußeren Formen hielt.

»›Mylord!« erinnert Ihr Euch eines gewissen kleinen Geheges, wo man Euch das Leben gerettet hat?«

»Mein lieber d'Artagnan«, sagte Athos, »Ihr werdet immer nur einen sehr mittelmäßigen Briefsteller abgeben. ›Wo man Euch das Leben gerettet hat.‹ Pfui! Das ist unwürdig. An dergleichen Dienste erinnert man einen ritterlichen Mann nicht. Die Wohltat, die man einem vorwirft, wird zur Beleidigung.«

»Ei, mein Lieber«, versetzte d'Artagnan, »Ihr seid unausstehlich, und wenn der Brief unter Eurer kritischen Aufsicht geschrieben werden muß, dann verzichte ich darauf.«

»Und Ihr tut recht daran. Handhabt das Gewehr und den

Degen, mein Lieber, und Ihr werdet mit beiden Ehre einlegen. Die Feder aber tretet an den Herrn Abbé ab, das ist seine Sache.«

»Jawohl, ganz richtig«, stimmte Porthos bei, »gebt die Feder an Aramis ab, der schreibt ja sogar Thesen in lateinischer Sprache.«

»Nun gut, es sei«, sagte d'Artagnan, »setzt Ihr den Brief auf, Aramis, aber, beim heiligen Vater, nehmt Euch zusammen, denn ich werde Euch nun auch gehörig aufsitzen, das sage ich Euch.«

»Das wird mir ganz recht sein«, erwiderte Aramis mit jenem naiven Selbstvertrauen, das jeder Dichter besitzt, »aber ich muß bitten, daß man mich auf dem laufenden hält. Ich habe wohl da und dort sagen hören, daß diese Schwägerin ein elendes Weib ist, ich habe sogar einen Beweis davon erhalten, als ich ihr Gespräch mit dem Kardinal mit anhörte ...« – »Leiser doch, Donnerwetter!« rief Athos. »Aber«, fuhr Aramis fort, »die Einzelheiten fehlen mir.« – »Mir auch«, sagte Porthos.

D'Artagnan und Athos sahen sich einige Zeit stillschweigend an. Als Athos sich gesammelt hatte, machte er schließlich, noch bleicher werdend, als er gewöhnlich war, ein Zeichen der Einwilligung, und d'Artagnan begriff, daß er reden konnte.

»Nun gut«, ergriff d'Artagnan darauf das Wort, »es müßte etwa folgendes gesagt werden: ‚Mylord, Eure Schwägerin ist eine ruchlose Person, die Euch hat umbringen lassen wollen, um Euch zu beerben. Sie hätte aber Euren Bruder gar nicht heiraten dürfen, denn sie war schon in Frankreich verheiratet und ist ...«

D'Artagnan hielt inne wie um das richtige Wort zu suchen, und sah Athos an.

»Von ihrem Mann fortgejagt worden«, ergänzte Athos.

»Weil sie gebrandmarkt war«, fuhr d'Artagnan fort.

»Was?« rief Porthos. »Unmöglich. Sie hat ihren Schwager umbringen lassen wollen?« – »Ja.« – »Sie war verheiratet?« fragte Aramis. »Ja.«

Diese beiden Ja rührten von Athos her, der sie in immer düsterer werdendem Ton sprach.

»Und wer hat diese Lilie gesehen?« fragte Aramis weiter.

»D'Artagnan und ich, oder vielmehr, um die chronologische Reihenfolge einzuhalten, ich und d'Artagnan«, antwortete Athos.

»Und der Mann dieser schändlichen Kreatur lebt noch?« fuhr Aramis in seinen Fragen fort. – »Er lebt noch.« – »Seid Ihr dessen sicher?« – »Ich bin dessen ganz sicher.«

Es trat auf einen Augenblick eisiges Stillschweigen ein, währenddessen jeder den empfangenen Eindruck nach seiner Art verarbeitete.

Dann ergriff Aramis die Feder, dachte einen Augenblick nach, schrieb acht bis zehn Zeilen mit einer zierlichen Frauenhandschrift und las sodann mit weicher Stimme, als ob jedes Wort ängstlich von ihm erwogen worden wäre, wie folgt:

»Mylord,

die Person, die Euch diese Zeilen schreibt, hat die Ehre gehabt, den Degen in einem kleinen Gehege der Rue d'Enfer mit Euch zu kreuzen. Da Ihr seitdem wiederholt die Güte hattet, Euch den Freund dieser Person zu nennen, so glaubt sie Euch für diese Freundschaft durch einen guten Rat danken zu müssen. Zweimal wäret Ihr beinahe das Opfer einer nahen Verwandten geworden, die Ihr für Eure Erbin haltet, weil Ihr nicht wißt, daß sie, ehe sie in England eine Ehe eingegangen ist, sich bereits in Frankreich verheiratet hatte; aber das drittemal, daß Euch jetzt bevorsteht, könntet Ihr unterliegen. Eure Verwandte ist von La Rochelle nach England abgereist. Überwacht ihre Ankunft, denn sie hat große, furchtbare Pläne. Wenn Ihr durchaus wissen wollt, wessen sie fähig ist, so lest ihre Vergangenheit auf ihrer linken Schulter.«

»Das ist vortrefflich«, rief Athos. »Ihr habt die Feder eines Staatssekretärs, mein lieber Aramis, Lord Winter wird wohl auf

seiner Hut sein, wenn der Rat überhaupt zu ihm gelangt.«

»Aber, Messieurs, bei all dem vergessen wir die Königin. Sorgen wir auch für die Gesundheit ihres lieben Buckingham; das sind wir ihr doch zumindest schuldig.«

»Ganz richtig«, sagte Athos, »doch das geht Aramis an.«

»Wohl«, sagte dieser errötend, »was soll ich tun?«

»Ganz einfach«, antwortete Athos, »einen zweiten Brief an die gewandte Person schreiben, die in Tours wohnt.«

Aramis nahm die Feder wieder auf, dachte abermals einen Augenblick nach und schrieb folgende Zeilen:

»Meine liebe Base« –

»Aha!« sagte Athos, »diese geschickte Person ist also mit Euch verwandt?« – »Ein Geschwisterkind«, erklärte Aramis. – »Meinetwegen also. Weiter!« – Aramis fuhr fort: »Seine Eminenz, der Kardinal, den Gott zum Wohle Frankreichs und zur Schmach der Feinde des Reiches erhalten möge, ist auf dem Punkt, den ketzerischen Rebellen von La Rochelle den Garaus zu machen; es ist wahrscheinlich, daß die Hilfe der englischen Hotte nicht einmal vor der Festung ankommen wird; ich möchte fast sagen, daß Buckingham durch ein großes Ereignis verhindert sein wird, abzureisen. Seine Eminenz ist der erhabenste Politiker der Vergangenheit, der Gegenwart und wahrscheinlich auch der Zukunft. Er würde die Sonne auslöschen, wenn sie ihn störte. Teilt diese glücklichen Nachrichten Eurer Schwester mit, meine liebe Base. Ich träumte, der verdammte Engländer wäre tot. Ich weiß nicht mehr, ob durch Eisen oder durch Gift, nur dessen bin ich gewiß, daß er tot war, und Ihr wißt, meine Träume täuschen mich nie. Haltet Euch also versichert, mich bald zurückkommen zu sehen.«

»Vortrefflich«, rief Athos, »Ihr seid der König der Dichter, Ihr sprecht wie die Apokalypse und seid wahr wie das Evangelium. Es braucht jetzt nur noch die Adresse auf den Brief gesetzt zu werden.«

»Das ist sehr leicht«, sagte Aramis.

Er legte den Brief zierlich zusammen und schrieb:

»An Mademoiselle Michon, Weißnäherin in Tours.«

Die drei Freunde schauten sich lachend an.

Es wurde beschlossen, daß Planchet am anderen Morgen um acht Uhr nach England abreisen sollte, damit er während der Nacht den Brief auswendig lernen könnte. Dadurch gewann er gerade zwölf Stunden. Er mußte am sechzehnten Tag um acht Uhr abends zurückgekommen sein. Als er am andern Morgen aufs Pferd steigen wollte, nahm d'Artagnan Planchet beiseite und sagte: »Höre, wenn du Lord Winter den Brief zugestellt und er ihn gelesen hat, so sagst du ihm noch weiter: ›Wacht über Seine Herrlichkeit Lord Buckingham, denn man will ihn ermorden!‹ Siehst du, Planchet, das ist aber so ernst und so wichtig, daß ich es nicht einmal meinen Freunden gestehen wollte; ich vertraue nur dir dieses Geheimnis an, und ich möchte es nicht für eine Kapitänsstelle niederschreiben.«

»Seid unbesorgt, Monsieur, Ihr werdet sehen, daß man auf mich zählen kann.«

Und auf einem vortrefflichen Pferd, von dem er sich zwanzig Meilen von da trennen sollte, um die Post zu nehmen, ritt Planchet im Galopp von dannen.

Bazin reiste am andern Tag nach Tours ab. Nach acht Tagen sollte er zurück sein.

In den nächsten Tagen verbrachten unsere Freunde ihre Zeit damit, daß sie zu erfahren suchten, was man sich erzählte, daß sie die Schritte des Kardinals beobachteten und die ankommenden Kuriere ausspähten. Am Morgen des achten Tages trat Bazin frisch, wie immer, und lächelnd, wie gewöhnlich, in die Schenke zum Parpaillot ein, wo die vier Freunde gerade beim Frühstück saßen, und sagte, wie dies verabredet war: »Monsieur Aramis, hier ist die Antwort Eurer Base.«

Die vier Freunde tauschten einen freudigen Blick aus, die Aufgabe war zur Hälfte, allerdings zur kleineren Hälfte, erfüllt.

Aramis nahm, unwillkürlich errötend, den Brief, der plump und unorthographisch geschrieben war.

»Guter Gott«, rief er lachend, »es ist zum Verzweifeln, nie wird die arme Michon wie Monsieur de Voiture schreiben.«

Athos warf einen Blick auf das Papier und las, um jeden Verdacht, der entstehen hätte können, im Keim zu ersticken, ganz laut:

»Mein Vetter, meine Schwester und ich, wir erraten die Träume sehr gut, und wir haben eine furchtbare Angst davor, aber von Eurem wird man hoffentlich sagen können: Träume sind nur Schäume. Adieu! Bleibt gesund und macht, daß wir von Zeit zu Zeit etwas von Euch hören.

Marie Michon.«

»Von welchem Traum spricht sie?« fragte der Dragoner, der während des Lesens näher getreten war.

»Ja, von welchem Traum?« wiederholte der Schweizer.

»Ei«, erwiderte Aramis, »ganz einfach, von einem Traum, den ich gehabt und ihr erzählt habe.«

»Ja, ja, das ist allerdings ganz einfach, den Traum zu erzählen, den man gehabt hat. Ich träume aber nie.«

»Da seid Ihr sehr glücklich«, sagte Athos, indem er sich erhob, »und ich wollte, ich könnte das gleiche von mir sagen.«

»Nie!« wiederholte der Schweizer, entzückt darüber, von einem Mann wie Athos um etwas beneidet zu werden, »nie! Nie!«

Als d'Artagnan sah, daß Athos sich erhob, tat er desgleichen, nahm ihn beim Arm und entfernte sich mit ihm.

Porthos und Aramis blieben, um dem Dragoner und dem Schweizer auf ihre Späße zu antworten.

Was Bazin betrifft, so legte er sich auf einen Bund Stroh, und

da er mehr Einbildungskraft besaß als der Schweizer, so träumte er, Aramis wäre Papst geworden und setzte ihm den Kardinalshut aufs Haupt.

Die glückliche Rückkehr Bazins aber hatte, wie wir schon angedeutet haben, nur einen Teil der Unruhe verscheucht, von der die vier Freunde befallen waren. Die Tage des Wartens sind lang, und d'Artagnan namentlich hätte darauf gewettet, daß sie nunmehr achtundvierzig Stunden zählten. Er dachte nicht an die notgedrungene Langsamkeit der Schifffahrt und machte sich übertriebene Vorstellungen von Myladys Macht. Er schrieb diesem Weib, das ihm einem Dämon gleich erschien, übernatürliche Kräfte zu, beim kleinsten Geräusch bildete er sich ein, man komme, um ihn zu verhaften, und bringe Planchet herbei, um diesen ihm und seinen Freunden gegenüberzustellen. Noch mehr, sein sonst so großes Vertrauen zu dem würdigen Picarden nahm von Tag zu Tag ab. Diese Unruhe war so groß, daß sie sich auch Porthos und Aramis mitteilte. Athos allein blieb unempfindlich, als ob ihn keinerlei Gefahr umgäbe und als ob alles durchaus seinen gewohnten Gang ginge.

Am sechzehnten Tage wurden die Zeichen der Aufregung bei d'Artagnan und Porthos wie Aramis so sichtbar, daß sie es nicht in der Festung aushalten konnten und wie Schatten auf dem Wege, umherirrten, auf dem Planchet zurückkehren sollte.

»Wahrlich«, sagte Athos zu ihnen, »ihr seid Kinder, daß euch eine Frau so bange macht. Was kann denn am Ende geschehen? Daß man uns einsperrt? Man wird uns auch wieder herausholen, wie man Madame Bonacieux herausgeholt hat.«

»Das ist sehr gut«, antwortete d'Artagnan, »aber ich habe es satt, bei jedem Schluck fürchten zu müssen, der Wein könnte aus Myladys Keller kommen.«

»Ihr seid sehr heikel«, sagte Athos, »eine so schöne Frau!«

»Eine Frau mit Qualitätsstempel«, rief Porthos mit seinem plumpen Lachen.

Athos bebte, strich sich mit der Hand über die Stirn, um den Schweiß abzutrocknen, und stand ebenfalls in einer Erregung auf, die er nicht zu verbergen vermochte.

Der Tag ging indessen hin, und der Abend kam noch langsamer heran, aber er kam doch endlich, die Trinkstuben füllten sich mit Gästen. Um halb acht wurde Retraite geblasen.

»Wir sind verloren«, sagte d'Artagnan Athos ins Ohr.

»Ihr wollt sagen: Wir haben verloren«, erwiderte Athos ruhig und warf zehn Louisdor auf den Tisch, die er aus seiner Tasche gezogen hatte. »Auf, meine Herren«, fuhr er fort, »gehen wir schlafen.«

Athos verließ das Gasthaus, und d'Artagnan folgte ihm. Aramis gab Porthos den Arm und kam hinter ihnen nach, Aramis deklamierte leise Verse, und Porthos riß sich von Zeit zu Zeit ein Haar aus dem Schnurrbart als Zeichen der Verzweiflung. Aber plötzlich zeigte sich in der Dunkelheit ein Schatten, dessen Form d'Artagnan bekannt schien, und eine Stimme sagte: »Monsieur, ich bringe Euch Euren Mantel, denn es ist frisch heute abend.«

»Planchet!« rief d'Artagnan, trunken vor Freude.

»Planchet!« riefen Porthos und Aramis.

»Jawohl, Planchet!« sagte Athos. »Was ist darüber zu staunen? Er hatte versprochen, um acht zurückzukommen, und eben schlägt es acht Uhr. Bravo, Planchet, Ihr seid ein Mann von Wort, und wenn Ihr je Euren Herrn verlaßt, so nehme ich Euch in meine Dienste.«

»O nein, nie, nie verlasse ich Monsieur d'Artagnan.«

Und in demselben Augenblick fühlte d'Artagnan, daß ihm Planchet ein kleines Billett in die Hand schob. Er hatte große Lust, seinen Planchet zu umarmen, aber er fürchtete, dieses Freundschaftszeichen gegen seinen Diener auf offener Straße könnte einem Vorübergehenden auffallen, und er hielt sich zurück.

»Ich habe das Billett«, sagte er zu seinen Freunden.

»Das ist gut«, sagte Athos, »gehen wir nach Hause und lesen wir es!«

Das Billett brannte d'Artagnan in der Hand. Er wollte seinen Gang beschleunigen, aber Athos nahm ihn beim Arm, und der junge Mann war genötigt, gleichen Schritt mit seinem Freund zu halten. Endlich trat man in das Zelt und zündete eine Lampe an. Während Planchet bei der Tür blieb, damit die vier Freunde nicht überrascht würden, erbrach d'Artagnan mit zitternder Hand das Siegel und öffnete den so sehnsüchtig erwarteten Brief.

Er enthielt eine halbe Zeile in echt britischer Handschrift und lakonischer Gedrängtheit:

»Danke Euch, seid unbesorgt.«

Athos nahm d'Artagnan den Brief aus den Händen, hielt ihn über die Lampe und ließ ihn nicht aus den Augen, bis er in Asche verwandelt war. Dann rief er Planchet und sagte: »Nun, mein Junge, da hast du siebenhundert Livres als Lohn. Nun erzähle uns!« – »Das würde sehr lange währen, Monsieur.« – »Du hast recht, Planchet, überdies könnte es auffallen, wenn wir länger Licht behielten als die anderen. Also legen wir uns nieder. Schlaf wohl, Planchet!« – »Wahrhaftig, Monsieur, das ist das erstemal seit vierzehn Tagen.« – »Bei mir auch!« sagte d'Artagnan. – »Bei mir auch«, sagte Porthos. – »Bei mir auch«, sagte Aramis. – »Nun, soll ich Euch die Wahrheit gestehen? Bei mir auch«, sagte Athos.

12

Außer sich vor Zorn und auf dem Deck wie eine Löwin fauchend, die man einschiff, hatte Mylady mehrmals sich versucht gefühlt, sich ins Meer zu stürzen, um die Küste wieder zu erreichen. Sie bat schließlich den Kapitän, sie ans Ufer zu

setzen, aber hier von den französischen, dort von den englischen Kreuzern bedroht, lag dem Kapitän alles daran, so bald wie möglich nach England zu gelangen. Er weigerte sich also hartnäckig, ihrem Verlangen, das er für den Wunsch einer launischen Frau hielt, entgegenzukommen. Aber das Meer war schlimm und die Winde entgegengesetzt, so daß das Schiff erst am zehnten Tage in den Hafen von Portsmouth einlief, an demselben Tage, an dem sich Planchet, der bei der Überfahrt Glück gehabt hatte, in Portsmouth bereits wieder nach Frankreich einschiffte.

Es war einer von den schönen, seltenen Sommertagen, da auch der Engländer merkt, daß es eine Sonne gibt. Das bleiche, aber immer noch schimmernde Gestirn ging am Horizont unter, übergießt den Himmel und die See mit Feuerstreifen und warf auf die Türme und Gebäude der Stadt einen letzten goldenen Strahl, der die Scheiben wie im Abglanz eines Brandes funkeln ließ.

Man lief in die Reede ein, aber als man sich anschickte, Anker zu werfen, näherte sich ein kleiner, stark bemannter Kutter dem Handelsschiff. Ein Offizier stieg allein an Bord, wo er mit der Achtung aufgenommen wurde, die die Uniform einflößt.

Der Offizier unterhielt sich einige Augenblicke mit dem Kapitän, ließ ihn einige Papiere lesen, die er bei sich trug, und alle auf dem Schiff befindlichen Personen, Matrosen und Passagiere wurden auf das Deck gerufen. Hierauf fragte der Offizier ganz laut nach dem Auslaufhafen der Brigg, nach ihrer Route, nach ihrer Ladung, und all diese Fragen wurden von dem Kapitän ohne Zögern beantwortet. Dann ließ der Offizier alle Personen, eine nach der andern Revue passieren, und als die Reihe an Mylady kam, betrachtete er sie aufmerksam, aber ohne ein Wort an sie zu richten. Dann kehrte er zum Kapitän zurück, sagte ihm einige Worte und hieß die Matrosen, als ob er jetzt das Kommando hätte, ein Manöver ausführen.

Während der Offizier Mylady prüfend anschaute, hatte ihn Mylady ihrerseits, wie sich leicht denken läßt, mit den Blicken

verschlungen. Aber wie sehr sie auch gewöhnt war, mit ihren Flammenaugen in den Herzen derer zu lesen, deren Geheimnisse sie erraten wollte, so forschte sie doch ganz vergeblich in diesen völlig unbeweglichen Zügen. Der Offizier, der vor ihr stehen geblieben war und stillschweigend ihr Äußeres so sorgfältig musterte, mochte etwa fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt sein, er hatte eine bleiche Gesichtsfarbe und blaue, etwas tiefliegende Augen. Sein feiner, wohlgezeichneter Mund war fest geschlossen, sein kräftiges Kinn deutete Willenskraft an.

Als man in den Hafen einlief, war es bereits Nacht. Der Nebel vermehrte noch die Dunkelheit und bildete um die Lichter der Laternen des Hafendamms einen Kreis, dem ähnlich, der den Mond umgibt, wenn das Wetter regnerisch zu werden droht. Die Luft, die man einatmete, war trübe, feucht und kalt. Mylady schauderte trotz all ihrer Stärke. Der Offizier ließ sich die einzelnen Stücke von Myladys Gepäck nennen, dieses sodann in das Boot bringen, und ersuchte sie hierauf, selbst hinabzusteigen, wobei er ihr seine Hand bot. Mylady schaute den Mann zögernd an.

»Wer seid Ihr, Monsieur«, fragte sie, »der Ihr die Güte habt, Euch so ganz besonders mit mir zu beschäftigen?«

»Ihr müßt es wohl an meiner Uniform sehen, Madame. Ich bin englischer Marineoffizier.«

»Aber sagt mir, ist es denn Sitte, daß sich die englischen Marineoffiziere ihren Landsleuten zur Verfügung stellen, wenn sie in einem Hafen Großbritanniens ankommen, und ihre Höflichkeit sogar so weit treiben, sie bis ans Land zu begleiten?«

»Ja, Mylady, aber nicht aus Galanterie, sondern aus Klugheit werden die Fremden in Kriegszeiten in ein bestimmtes Gasthaus geführt, damit die Regierung sie überwachen kann, bis man vollständige Auskunft über sie erhalten hat.«

Diese Worte wurden mit der größten Artigkeit und der

vollkommensten Ruhe ausgesprochen, aber sie waren nicht imstande, Mylady zu überzeugen.

»Ich bin keine Fremde,«, sagte sie mit dem reinsten Akzent, der je zwischen Portsmouth und Manchester erklang, »ich bin Lady Winter, und diese Maßregel ...«

»Diese Maßregel ist allgemein, Mylady, und Ihr würdet vergeblich versuchen, Euch zu entziehen.«

»Ich folge Euch also, mein Herr.«

Und die Hand des Offiziers ergreifend, fing sie an, die Treppe hinabzusteigen, unter der das Boot wartete. Der Offizier folgte ihr; ein großer Mantel war auf dem hinteren Ende ausgebreitet, der Offizier bat sie, sich auf dem Mantel niederzulassen, und setzte sich neben sie.

»Fahrt zu«, sagte er zu den Matrosen.

Die acht Ruder fielen geräuschvoll ins Meer, ließen nur einen gleichzeitigen Schlag hören, und das Boot schien auf der Oberfläche des Wassers hinzufliegen. Nach fünf Minuten hatte man das Land erreicht. Der Offizier sprang auf den Kai und bot Mylady die Hand. Ein Wagen wartete.

»Ist dieser Wagen für uns?« – »Ja, Madame.« – »Das Gasthaus ist also sehr weit?« – »Am anderen Ende der Stadt.«

»Vorwärts!« rief Mylady und stieg entschlossen in den Wagen. Der Offizier nahm neben Mylady Platz und schloß den Kutschenschlag, und ohne daß ihm ein bestimmtes Ziel angegeben wurde, setzte der Kutscher seine Pferde in Galopp. Ein so sonderbarer Empfang mußte Mylady reichlichen Stoff zum Nachdenken bieten. Als sie sah, daß der junge Offizier durchaus nicht geneigt schien, ein Gespräch anzuknüpfen, lehnte sie sich in eine Ecke des Wagens und erging sich in allen möglichen Vermutungen. Da die Fahrt jedoch kein Ende nahm, neigte sie sich nach Verlauf einer Viertelstunde aus dem Kutschenschlag, um zu sehen, wohin man sie führe. Sie erblickte keine Häuser mehr, Bäume erschienen in der

Finsternis, wie große schwarze, einander nachlaufende Gespeister.

Mylady erbehte und sagte: »Aber wir sind nicht mehr in der Stadt, Monsieur.«

Der Offizier beobachtete dasselbe Stillschweigen.

»Ich will nicht weiter, wenn Ihr mir nicht sagt, wohin Ihr mich führt, das erkläre ich Euch!«

Auch diese Drohung fand keine Antwort.

»Ah! Das ist zu stark!« rief Mylady. »Zu Hilfe! Zu Hilfe!«

Keine Stimme antwortete der ihrigen. Der Wagen rollte mit derselben Geschwindigkeit fort. Der Offizier war wie eine Bildsäule. Mylady schaute ihn mit dem ihr eigentümlichen, furchtbaren Ausdruck an, der nur selten seine Wirkung verfehlte. Der Zorn ließ ihre Augen in der Finsternis funkeln. Der junge Mann blieb unbeweglich. Da wollte sie den Kutschenschlag öffnen und hinauspringen.

»Nehmt Euch in acht, Madame«, sagte der junge Mann kalt. »Ihr tötet Euch, wenn Ihr springt.«

Mylady lehnte sich wutschäumend wieder zurück. Nachdem man ungefähr eine Stunde gefahren war, hielt der Wagen vor einem eisernen Gitter, das einen Hohlweg verschloß, der zu einem massiven Schloß von düsterem Aussehen führte. Als die Räder jetzt auf feinem Sand hinliefen, hörte Mylady ein dumpfes Geräusch, das sie als das Brausen der See erkannte, die sich am felsigen Gestade brach. Der Wagen lief unter zwei Gewölben hin und hielt endlich in einem dunklen, viereckigen Hof. Fast in demselben Augenblick öffnete sich der Kutschenschlag, der junge Mann sprang leicht heraus und bot Mylady seine Hand. Sie stützte sich darauf und stieg, jetzt anscheinend beruhigt, aus.

»Es wird mir immer klarer«, sagte sie, indem sie um sich schaute und ihre Augen dann mit dem anmutigsten Lächeln der Welt auf den jungen Offizier richtete, »es wird mir immer

klarer, daß ich eine Gefangene bin. Aber ich werde es nicht lange bleiben, das weiß ich gewiß«, fügte sie hinzu. »Mein Gewissen und Eure Ritterlichkeit, Monsieur, bürgen mir dafür.«

So schmeichelhaft auch dieses Kompliment war, so antwortete doch der Offizier nicht darauf, sondern zog aus seinem Gürtel eine kleine silberne Pfeife hervor und piff dreimal auf drei verschiedene Weisen. Sogleich erschienen mehrere Männer, spannten die Pferde aus und schoben den Wagen fort. Der Offizier forderte, stets mit derselben ruhigen Höflichkeit, seine Gefangene auf, in das Haus einzutreten. Diese nahm, fortwährend mit demselben lächelnden Gesicht, seinen Arm und trat mit ihm unter eine niedrige Tür, die durch ein nur im Hintergrund beleuchtetes Gewölbe nach einer steinernen Treppe führte. Dann blieb man vor einer zweiten starken Tür stehen, die sich, nachdem sie der junge Mann mit einem Schlüssel aufgeschlossen hatte, den er bei sich trug, schwerfällig in ihren Angeln drehte.

Mit einem einzigen Blick hatte die Gefangene das für sie bestimmte Zimmer in seinen kleinsten Einzelheiten überschaut. Es war eine Stube, die für ein Gefängnis reinlich und anständig ausgestattet war, für die Wohnung eines freien Menschen aber etwas Strenges hatte. Die eisernen Stangen an den Fenstern und die Riegel an der Tür ließen nicht mehr daran zweifeln, daß es ein Gefängnis war. Einen Augenblick verließ Mylady, trotz all ihrer scheinbar unerschöpflichen Kraft, ihre ganze Seelenstärke. Sie fiel auf einen Stuhl zurück, kreuzte die Arme, ließ den Kopf sinken und erwartete jeden Augenblick, es werde ein Richter erscheinen, um sie zu verhören. Aber es kam niemand, außer zwei Marinesoldaten, die die Koffer und Kisten brachten, diese in eine Ecke niederstellten und sich entfernten, ohne ein Wort zu sprechen.

Der Offizier bewahrte inzwischen immer dieselbe Ruhe, die Mylady beständig an ihm wahrgenommen hatte. Endlich konnte sie nicht länger an sich halten. Sie unterbrach das Stillschweigen

und rief: »Um Gottes willen, was soll das alles bedeuten? Macht meiner Unruhe ein Ende! Ich habe Mut, jeder Gefahr, die ich vorhersehe, jedem Unglück, das ich erkenne, zu trotzen. Wo bin ich und was bin ich? Bin ich frei? Warum diese eisernen Stangen und diese Türen? Bin ich eine Gefangene? Welches Verbrechen habe ich begangen?«

»Ihr seid hier in der für Euch bestimmten Wohnung, Madame. Ich habe Befehl erhalten, Euch auf See abzuholen und in dieses Schloß zu bringen. Diesen Befehl habe ich, wie ich glaube, mit aller Strenge eines Soldaten, aber zugleich mit aller Höflichkeit eines Edelmannes vollzogen. Damit ist fürs erste der Auftrag, den ich bei Euch zu erfüllen hatte, zu Ende, das weitere geht eine andere Person an.«

»Und die andere Person, wer ist sie? Könnt Ihr mir nicht ihren Namen sagen?«

In diesem Augenblick vernahm man auf der Treppe lautes Sporengeklirr, einige Stimmen wurden im Vorzimmer hörbar und verhallten wieder. Dann näherte sich ein einzelner Schritt der Tür.

»Hier ist sie, Mylord«, sagte der Offizier, öffnete die Tür und nahm eine ehrfurchtsvolle Haltung an.

Zugleich erschien ein Mann auf der Schwelle, er war ohne Hut und trug einen Degen an seiner Seite, und blieb außerhalb des Lichtkreises der Lampe stehen. Mylady glaubte ihn zu erkennen. Der Fremde näherte sich langsam. Sobald er in den von der Lampe geworfenen Lichtkreis trat und näher kam, wich Mylady unwillkürlich zurück. Als ihr kein Zweifel mehr übrig blieb, rief sie mit dem höchsten Erstaunen:

»Wie, mein Bruder, Ihr seid es?« – »Ja, schöne Dame«, antwortete Lord Winter mit einer halb höflichen, halb ironischen Verbeugung, »ich bin es.« – »Aber dieses Schloß?« – »Gehört mir.« – »Dieses Zimmer?« – »Ist das Eure.« – »Und ich bin also Eure Gefangene?« – »So ungefähr.« – »Aber das ist ein ganz abscheulicher Mißbrauch der Gewalt.« – »Keine großen Worte!

Setzen wir uns und unterhalten wir uns ruhig miteinander, wie es sich zwischen Bruder und Schwester geziemt.«

Dann wandte er sich nach der Tür um und sagte, als er sah, daß der junge Offizier auf seine letzten Befehle wartete: »Es ist gut, ich danke Euch, laßt uns nun allein, Leutnant Feiton.«

Während Lord Winter die Tür schloß, einen Laden aufstieß und einen Stuhl näher zu dem seiner Schwägerin rückte, suchte Mylady alle Möglichkeiten zu ergründen, und entdeckte einen Zusammenhang, den sie nicht geahnt hatte.

»Ja, unterhalten wir uns, mein Bruder«, sagte sie wie erfreut, dabei fest entschlossen, sich trotz aller etwaigen Verstellung des Lords, aus dem Gespräch die nötige Aufklärung zu verschaffen, um ihr Benehmen danach einzurichten.

»Ihr habt Euch also entschlossen, nach England zurückzukehren«, sagte Lord Winter, »obschon Ihr mir in Paris so oft erklärt habt, daß Ihr Großbritannien nie wieder betreten würdet?«

Mylady antwortete auf diese Frage mit einer andern Frage.

»Vor allem«, entgegnete sie, »sagt mir doch, wie Ihr mich so genau habt beobachten lassen, daß Ihr nicht nur über mein Kommen, sondern auch über den Tag, die Stunde meines Eintreffens in dem Hafen, in dem ich landen würde, unterrichtet ward?«

Lord Winter wandte dieselbe Methode an wie Mylady, und antwortete ebenfalls mit einer Frage.

»Sagt Ihr mir lieber, meine teure Schwägerin«, lächelte er, »zu welchem Zweck Ihr eigentlich nach England gekommen seid.«

»Zu welchem Zweck? Nun, um Euch zu besuchen«, erwiderte sie, ohne zu wissen, wie sehr diese Antwort den Verdacht bekräftigte, den der Brief d'Artagnans in ihrem Schwager erregt hatte.

»So, so! Um mich zu besuchen?« sagte Lord Winter in

zweifelndem Ton. – »Natürlich, um Euch zu besuchen. Was gibt es denn dabei zu verwundern?« – »Eure Reise nach England hat also gar keinen andern Zweck, als mich zu besuchen?« – »Nein.«

»So habt Ihr Euch also nur meiner wegen die Mühe gemacht, über den Kanal zu fahren?« – »Nur Eure wegen.« – »Potttausend! Welche Zärtlichkeit, meine Liebe!« – »Bin ich denn nicht Eure nächste Verwandte?« fragte Mylady im Ton der rührendsten Naivität. – »Ja, sogar meine einzige Erbin, nicht wahr?« versetzte Lord Winter, indem er seine Augen fest auf Mylady heftete.

So sehr Mylady sich auch zu beherrschen vermochte, so konnte sie sich doch eines Zitterns nicht erwehren, und da Lord Winter bei den letzten Worten seine Hand auf den Arm seiner Schwägerin gelegt hatte, so war ihm dieses Zittern nicht entgangen.

Es war ein gut geführter Hieb, und er saß fest. Myladys erster Gedanke war, daß Kitty sie verraten und Lord Winter von ihrer dem Eigennutz entspringenden Abneigung gegen ihn erzählt hatte. Unklugerweise hatte sie vor ihrer Zofe aus dieser Abneigung kein Geheimnis gemacht.

»Ich begreife nicht, Mylord«, sagte sie, um Zeit zu gewinnen und ihren Gegner zum Sprechen zu bringen. »Was sollen Eure Worte bedeuten? Liegt etwa ein geheimer Sinn darin?«

»O mein Gott, nein. Ihr habt das Verlangen, mich zu sehen und kommt nach England. Ich erfahre von Eurem Wunsch oder vermute ihn vielmehr, und um Euch alle Unannehmlichkeiten zu ersparen, stelle ich Euch sogar einen Wagen zur Verfügung, der Euch abholt.«

»Ich staune nur darüber, daß Ihr von meiner Ankunft benachrichtigt gewesen seid.«

»Das ist doch die einfachste Sache, meine liebe Schwester. Ihr konntet wohl sehen, daß der Kapitän Eures kleinen Fahrzeuges,

ehe er in der Reede einlief, um die Erlaubnis zur Hafeneinfahrt zu erlangen, ein Boot vorausschickte, der sein Logbuch und sein Mannschaftsregister überbrachte. Ich bin Hafenkommendant, und man übergab mir dieses Buch, in dem ich Euren Namen las. Mein Herz sagte mir, in welcher Absicht Ihr Euch den Beschwerden einer so gefährlichen Seefahrt aussetzt, und ich schickte meinen Kutter entgegen. Das weitere wißt Ihr.«

Mylady sah wohl, daß Lord Winter die Unwahrheit sprach, und geriet darum nur noch mehr in Schrecken.

»Ihr sagt also, Ihr kommt, um mich zu sehen?« – »Ja.« – »Nun wohl, ich antworte Euch, Ihr sollt nach Wunsch bedient werden, und wir werden uns jeden Tag sehen.« – »Soll ich also ewig hier bleiben?« fragte Mylady nicht ohne Schrecken. – »Wenn Euch diese Wohnung nicht genügt, meine Schwester, so verlangt, was Euch fehlt, und ich werde mich beeilen, es Euch geben zu lassen.« – »Ich habe meine Frauen, meine Leute nicht bei mir.« – »Ihr sollt das alles haben, Madame. Sagt mir, wie Euer erster Gatte Euer Haus eingerichtet hatte, und ich werde es, obgleich ich nur Euer Schwager bin, ebenso einrichten.« – »Mein erster Gatte!« rief Mylady und schaute Lord Winter mit verstörten Augen an. – »Ja, Euer französischer Gatte! Ich spreche nicht von meinem Bruder. Übrigens, wenn Ihr es vergessen habt, könnte ich ihm, da er noch lebt, schreiben, und er wird mir wohl Auskunft geben.«

Ein kalter Schweiß perlte auf Myladys Stirn. »Ihr spottet«, sagte sie mit dumpfer Stimme. – »Sehe ich so aus?« fragte Lord Winter, indem er aufstand und einen Schritt zurückging. – »Oder vielmehr, Ihr beleidigt mich«, fuhr sie fort, indem sie mit ihren Händen krampfhaft die Arme des Lehnstuhls drückte und sich mit Mühe aus ihm zu erheben suchte. – »Euch beleidigen, ich?« sagte Lord Winter verächtlich. »In der Tat, Madame, glaubt Ihr, dies sei möglich?« – »Mylord, Ihr seid entweder betrunken oder wahnsinnig. Geht und schickt mir Eure Frauen.« – »Diese Frauen sind sehr neugierig, meine Schwester. Könnte

nicht ich Euch als Zofe dienen? Auf diese Art blieben alle Geheimnisse in der Familie.« – »Unverschämter!« rief sie, und wie von einer Feder emporgeschnellte, sprang sie gegen Lord Winter, der sie ganz ruhig erwartete, obschon er mit einer Hand an seinen Degen griff. – »Ei, ei, ich weiß, daß Ihr die Gewohnheit habt, die Leute zu ermorden, aber ich werde mich verteidigen, das sage ich Euch, und wäre es auch gegen Euch.« – » Oh! Ihr habt recht, Ihr kommt mir feig genug vor, um Hand an eine Frau zu legen.« – »Wenn dies geschähe, so wäre ich entschuldigt. Meine Hand wäre übrigens nicht die erste Männerhand, die Euch träfe, denke ich.«

Lord Winter deutete mit einer langsamen, anklagenden Gebärde auf die linke Schulter Myladys, die er fast mit dem Finger berührte. Mylady stieß ein dumpfes Röcheln aus und wich bis in die Ecke des Zimmers zurück, wie ein Panther, der sich zum Sprung bereit macht.

»O brüllt, solange Ihr wollt«, rief Lord Winter, »aber versucht nicht zu beißen, denn ich sage Euch, das würde Euch schaden. Es gibt hier keine Prokuratoren, die die Erbfolge im voraus ordnen; es gibt hier keinen fahrenden Ritter, der der schönen Dame zuliebe, die ich gefangenhalte, mir Fehde ansagen würde, aber ich habe ganz in der Nähe Richter, die über eine Frau urteilen würden, die schamlos genug ist, durch eine Doppelheh in die Familie Lord Winters, meines älteren Bruders, einzudringen, und diese Richter würden Euch einem Henker überliefern, der Eure beiden Schultern gleichmacht.«

Myladys Augen schleuderten so mächtige Blitze, daß Lord Winter, obgleich er ein Mann war und bewaffnet vor einer wehrlosen Frau stand, bis in die Tiefe seiner Seele kalte Furcht fühlte. Nichtsdestoweniger fuhr er mit wachsendem Grimm fort: »Ja, ich begreife, nachdem Ihr meinen Bruder beerbt habt, wäre es Euch angenehm gewesen, auch mich zu beerben. Aber wißt im voraus, Ihr könnt mich töten oder töten lassen, meine Vorsichtsmaßregeln sind getroffen. Nicht ein Penny von dem,

was ich besitze, soll in Eure oder in Eures Sohnes Hände übergehen. Seid Ihr nicht reich, besitzt Ihr nicht fast eine halbe Million, und könntet Ihr nicht auf Eurem armseligen Pfad haltmachen, wenn Ihr nicht das Böse aus grenzenloser Lust verübtet? Oh, ich sage Euch, wenn mir das Andenken an meinen Bruder nicht heilig wäre, müßtet Ihr in einem Staatsgefängnis vermodern oder in Tyburn in des Henkers Hand die Neugierde der Matrosen befriedigen! Ich werde schweigen, aber Ihr müßt Eure Gefangenschaft ruhig ertragen. In vierzehn Tagen bis drei Wochen gehe ich mit dem Heer nach La Rochelle, doch am Vorabend meiner Abreise holt Euch ein Schiff, dessen Abfahrt ich noch beiwohnen werde, und das Euch nach unsern Kolonien im Süden führt, und seid unbesorgt, ich gebe Euch einen Gesellschafter, der Euch bei dem ersten Versuch, den Ihr wagt, um nach England oder auf den Kontinent zurückzukommen, über den Haufen schießt.«

Mylady hörte ihn gespannt an, wobei sich ihre flammenden Augen immer mehr weiteten.

»Vorläufig aber«, fuhr Lord Winter fort, »bleibt Ihr in diesem Schloß.«

Als sich Mylady verraten sah, preßte sie sich die Nägel in das Fleisch, um jede Bewegung zu bewältigen, die ihren Zügen irgendeinen anderen Ausdruck als den des Schreckens hätte geben können.

Lord Winter fuhr fort:

»Den Offizier, der allein hier in meinem Namen kommandiert, habt Ihr gesehen und kennt ihn also bereits.«

Er ging nach der Tür und riß sie auf.

»Man rufe mir Leutnant Feiton!« sagte er. »Wartet noch ein wenig, und ich werde Euch ihm empfehlen.«

Es herrschte einen Augenblick ein seltsames Schweigen zwischen den beiden Personen. Bald sah man im Schatten des Hausflurs eine menschliche Gestalt, und der junge Leutnant, mit

dem wir bereits Bekanntschaft gemacht haben, erschien, die Befehle Lord Winters erwartend, auf der Schwelle.

»Tretet ein, mein lieber John«, sagte Lord Winter, »tretet ein und schließt die Tür.« Der junge Offizier trat ein.

»Schaut nun diese Frau an«, sagte der Lord, »sie ist jung, sie ist schön, alle Verführungsmittel der Welt stehen ihr zu Gebote. Hört wohl, sie ist ein Ungeheuer, das sich mit fünfundzwanzig Jahren so vieler Verbrechen schuldig gemacht hat, als Ihr in einem Jahr in den Archiven unserer Tribunale lesen könnt. Ihre Stimme ist einnehmend, ihre Schönheit lockt die Opfer an. Diese Frau ist nach England gekommen, um mir nach dem Leben zu trachten. Ich halte die Schlange in meinen Händen; ich habe Euch rufen lassen und sage Euch: Freund Feiton, John, mein Junge, hüte dich und mich vor dieser Frau. Schwöre mir bei deinem Seelenheil, sie für die verdiente Strafe aufzubewahren. Feiton, ich baue auf dein Wort, John Feiton, ich vertraue deiner Rechtschaffenheit.«

»Mylord«, erwiderte der junge Offizier, indem er sein reines Auge mit allem Haß erfüllt, den er in seinem Herzen finden konnte, auf der jungen Frau ruhen ließ, »Mylord, ich schwöre Euch, daß ich tun werde, wie Ihr wünscht.«

Es war unmöglich, sich einen unterwürfigeren und sanfteren Ausdruck zu denken, als den, welcher jetzt ihr schönes Gesicht zeigte. Kaum daß Lord Winter selbst in ihr die Tigerin wiedererkannte, die zu bekämpfen er sich einen Augenblick vorher angeschickt hatte.

»Sie darf nie aus diesem Zimmer kommen, hört Ihr, John«, fuhr Lord Winter fort, »sie darf an niemanden schreiben, sie darf nur mit Euch sprechen, sofern Ihr ihr überhaupt die Ehre erweisen wollt, das Wort an sie zu richten.«

»Es ist genug, Mylord, ich habe geschworen.«

»Und nun, Madame«, sagte Lord Winter, »und nun versucht es, Euren Frieden mit Gott zu machen, denn von den Menschen

seid Ihr gerichtet.«

Mylady ließ das Haupt sinken, als ob sie durch dieses Urteil zu Boden geschmettert wäre. Lord Winter entfernte sich mit einer Gebärde gegen Feiton, der ihm folgte und die Tür schloß.

13

Richelieu erwartete inzwischen Kunde aus England. So gut La Rochelle eingeschlossen war, so sehr der Erfolg durch die Maßregeln, die man ergriffen, und besonders durch den Damm, der keine Barke mehr in die belagerte Stadt eindringen ließ, gesichert schien, so konnte die Blockade doch noch lange dauern, und das war eine große Schande für die Waffen des Königs und eine große Last für den Kardinal.

Nichtsdestoweniger ging die Zeit vorüber und die Rocheller ergaben sich nicht. Der letzte Spion, den man auffing, war der Überbringer eines Briefes, der Buckingham mitteilte, daß die Stadt jetzt in der äußersten Not sei, aber statt des Beisatzes: »Wenn Eure Hilfe nicht binnen vierzehn Tagen eintrifft, werden wir uns ergeben«, war nur hinzugefügt: »Wenn Eure Hilfe nicht binnen vierzehn Tagen eintrifft, werden wir bei Eurem Erscheinen samt und sonders verhungert sein.«

Die Rocheller setzten also ihre ganze Hoffnung auf Buckingham. Buckingham war ihr Messias. Es war klar, wenn sie eines Tages in zuverlässiger Weise erfahren würden, daß sie auf Buckingham nicht mehr rechnen könnten, so würde mit ihrer Hoffnung auch ihr Mut schwinden.

Der Kardinal erwartete mit großer Ungeduld Nachrichten aus England, die ihm melden sollten, daß Buckingham nicht komme.

Als Heinrich IV. Paris belagerte, ließ er Brot und Lebensmittel über die Mauern werfen. Der Kardinal ließ kleine Zettel hinüberwerfen, auf denen er den Rochellern vorstellte,

wie ungerecht, selbststüchtig und barbarisch das Verfahren ihrer Führer sei. Diese hatten Getreide im Überfluß und verteilten es nicht. Sie stellten als Grundsatz auf, es liege wenig daran, ob Weiber, Kinder und Greise umkommen, wenn nur die Männer, die die Mauern verteidigen sollten, stark und gesund blieben. Aber Richelieus Zettel erinnerten auch die Männer nachdrücklich daran, daß die Kinder, Weiber und Greise, die man sterben ließ, ihre Söhne, Frauen und Väter waren.

Jedoch in dem Augenblick, wo der Kardinal bereits sein Mittel Früchte tragen sah, gelangte ein Einwohner von La Rochelle, der den wachsamen Argusaugen der Belagerer entgangen war, von Portsmouth her in die Stadt und erzählte, er habe eine herrliche Flotte gesehen, die binnen acht Tagen auslaufen werde. Überdies ließ Buckingham den Bürgermeister wissen, daß endlich das große Bündnis gegen Frankreich geschlossen worden sei, und daß zu gleicher Zeit die englischen und spanischen Heere das Königreich überfallen würden. Dieser Brief wurde öffentlich auf allen Plätzen vorgelesen. Man klebte eine Abschrift an die Straßenecken, und die Friedensfreunde, die Unterhandlungen angeknüpft hatten, brachen sie wieder ab, um die in so kurzer Zeit angekündigte Hilfe zu erwarten.

Dieser unerwartete Umstand versetzte Richelieu wieder in seine frühere Unruhe und zwang ihn wider Willen, sein Augenmerk neuerdings auf die andere Seite des Kanals zu richten.

Während dieser Zeit führte das königliche Heer, frei von den Besorgnissen seines einzigen und wahren Oberhauptes, ein lustiges Leben, es fehlte im Lager weder an Speise und Trank, noch an Geld. Alle Truppenkörper wetteiferten miteinander an Kühnheit und Heiterkeit. Spione aufgreifen und sie hängen, gewagte Streifzüge auf den Damm oder das Meer unternehmen, Tollheiten ersinnen und sie kaltblütig ausführen, das war der Zeitvertreib, der den Truppen diese Tage verkürzte, und diese Tage erschienen nicht nur den von der Hungersnot und von

banger Sorge aufgeriebenen Rochellern, sondern auch dem sie so hartnäckig belagernden Kardinal gar lang.

Eines Tages war der Kardinal, den tödliche Langeweile quälte, und der mit Ungeduld Nachrichten aus England erwartete, da die Unterhandlungen mit der Stadt hoffnungslos geworden schienen, zu keinem anderen Zweck ausgeritten, als sich im Freien zu ergehen. Nur von Cahusac und von La Houdinière begleitet, ritt er den Strand entlang, und die Unermeßlichkeit seiner Träume verlor sich in der Unermeßlichkeit des Ozeans. So kam er in langsamem Schritt auf einen Hügel, von dessen Höhe aus er hinter einer Hecke sieben Männer erblickte, die sich bei dem zu dieser Jahreszeit so seltenen Sonnenschein in den Sand gelagert hatten und von leeren Flaschen umgeben waren. Vier dieser Männer waren unsere Musketiere, die sich zurechtgesetzt hatten, dem Vorlesen eines Briefes zu lauschen, der einem von ihnen soeben zugekommen war. Dieser Brief war so wichtig, daß seinetwegen Karten und Würfel, die auf einer Trommel lagen, im Stich gelassen wurden.

Die drei anderen waren damit beschäftigt, eine ungeheure Flasche Bordeauxwein aufzumachen. Das waren die Diener dieser Herren.

Der Kardinal befand sich, wie gesagt, in finsterster Laune, und in dieser Gemütsverfassung war nichts mehr geeignet, seinen Widerwillen zu steigern, als wenn er andere heiter sah. Zudem bildete er sich sonderbarerweise immer ein, gerade die Ursache seiner Verstimmung veranlasse die Heiterkeit der anderen. Er gab La Houdinière und Cahusac ein Zeichen, anzuhalten, stieg vom Pferd und näherte sich den verdächtigen Lachern. Dabei hoffte er, daß, da der Sand seine Schritte dämpfte und die Hecke ihn verdeckte, es ihm möglich sein würde, einige Worte dieser Unterhaltung zu vernehmen, die ihm so interessant erschien. Zehn Schritte von der Hecke entfernt erkannte er den gascognischen Dialekt, und da er bereits wußte,

daß die Leute Musketiere waren, so zweifelte er nicht daran, daß er in den drei anderen die Unzertrennlichen, wie man sie nannte, vor sich hatte, nämlich Athos, Porthos und Aramis.

Man kann sich denken, daß diese Entdeckung sein Verlangen, das Gespräch mitanzuhören, nur noch steigerte. Seine Augen nahmen einen eigentümlichen Ausdruck an, und schleichend wie eine Katze trat er an die Hecke heran, aber er hatte noch nicht mehr als unbestimmte Silben ohne Zusammenhang erhaschen können, als ein kurzer, lauter Ruf ihn erbeben machte und die Aufmerksamkeit der Musketiere erregte.

»Offizier!« schrie Grimaud.

»Ich glaube gar, Ihr sprecht, Dummkopf«, sagte Athos. indem er sich auf einen Ellenbogen stützte und Grimaud mit flammendem Blick durchbohrte.

Grimaud fügte denn auch kein Wort mehr hinzu, sondern beschränkte sich darauf, mit dem Zeigefinger nach der Hecke hin zu deuten und durch diese Bewegung die Anwesenheit des Kardinals und seines Gefolges anzuzeigen.

Mit einem Satz waren die vier Musketiere auf den Beinen und grüßten ehrerbietig.

Der Kardinal schien wütend.

»Es scheint, die Herren Musketiere stellen Wachen aus!« sagte er. »Kommen die Engländer denn auf dem Landweg, oder betrachten sich die Musketiere als höhere Offiziere?«

»Monseigneur«, erwiderte Athos, denn inmitten des allgemeinen Schreckens hatte er allein die Ruhe und die Kaltblütigkeit bewahrt, die ihn nie verließen. »Monseigneur, wenn die Musketiere nicht im Dienst sind, oder wenn ihr Dienst vorüber ist, so trinken und würfeln sie, und sie sind dann für ihre Diener sehr hohe Offiziere.«

»Diener!« brummte der Kardinal, »Diener, die den Auftrag haben, ihre Herren zu benachrichtigen, wenn jemand kommt, sind keine Diener, sondern Schildwachen.«

»Eure Eminenz sieht aber wohl, daß, wenn wir diese Vorsichtsmaßregel nicht angewendet hätten, uns das Mißgeschick zugestoßen wäre, Euch vorübergehen zu lassen, ohne Euch unsere Ehrfurcht zu bezeugen und unseren Dank darzubringen, für die Gnade, die Ihr uns durch unsere Vereinigung erwiesen habt. D'Artagnan«, fuhr Athos fort, »Ihr habt vorhin die Gelegenheit herbeigewünscht, Monseigneur Eure Dankbarkeit auszudrücken, diese Gelegenheit ist jetzt da, benützt sie!«

Diese Worte wurden mit jenem unerschütterlichen Gleichmut gesprochen, der Athos in den Stunden der Gefahr auszeichnete, und mit jener außerordentlichen Höflichkeit, die ihn in gewissen Augenblicken zu einem König machten, der majestätischer erschien als mancher König von Geburt.

D'Artagnan trat näher und stammelte einige Worte des Dankes, die indes unter den finsternen Blicken des Kardinals bald erstarben.

»Gleichviel, Messieurs«, fuhr der Kardinal fort, »ich liebe es nicht, wenn einfache Soldaten, die den Vorzug haben, in einem privilegierten Corps zu dienen, so die großen Herren spielen. Die Disziplin ist für sie die gleiche wie für jedermann.«

Athos ließ den Kardinal seinen Satz vollständig aussprechen, dann verbeugte er sich zum Zeichen der Zustimmung und sagte:

»Die Disziplin, Monseigneur, ist, wie ich hoffe, von uns in keiner Weise außer acht gelassen worden. Wir haben keinen Dienst und glaubten uns daher berechtigt, nach Gutdünken über unsere Zeit zu verfügen. Sollten wir so glücklich sein, von Eurer Eminenz einen besonderen Befehl zu erhalten, so wären wir sogleich bereit, zu gehorchen. Monseigneur sieht«, setzte Athos mit hochgezogenen Augenbrauen hinzu, denn dieses Verhör fing an, ihn ungeduldig zu machen, »daß wir, um beim geringsten Alarmzeichen gerüstet zu sein, unsere Waffen mitgenommen haben.«

Dabei wies er den Kardinal mit dem Finger auf die Musketen

neben der Trommel hin, auf der die Karten und die Würfel lagen.

»Eure Eminenz wollen versichert sein«, fügte d'Artagnan hinzu, »daß wir Ihr entgegengegangen wären, wenn wir hätten vermuten können, daß Sie sich uns mit so kleinem Gefolge näherte.«

»Wißt ihr, wofür man euch halten könnte, da ihr immer beisammensteckt, immer bewaffnet und von Euren Dienern bewacht seid?« sagte der Kardinal. »Man könnte euch für vier Verschwörer halten.« – »Oh, was das betrifft, Monseigneur, so ist das wahr«, erwiderte Athos, »wir sind allerdings Verschwörer, nur richtet sich unsere Verschwörung, wie Eure Eminenz neulich an jenem Morgen haben bemerken können, gegen die Rocheller.« – »Ei, meine Herren Politiker!« versetzte der Kardinal, die Stirn runzelnd, »in euren Köpfen wäre vielleicht das Geheimnis von vielen Sachen zu finden, die unbekannt sind, wenn man darin lesen könnte, wie ihr in dem Brief gelesen habt, den ihr verstecktet, als ihr mich habt kommen sehen.«

Athos stieg das Blut ins Gesicht, er trat einen Schritt auf Seine Eminenz zu.

»Man könnte glauben, daß Ihr uns wirklich im Verdacht habt, Monseigneur, und daß wir hier einem förmlichen Verhör unterzogen werden; wenn dem so ist, so wolle Eure Eminenz sich nur erklären, dann wissen wir wenigstens, woran wir sind.« – »Und wenn es wirklich ein Verhör sein sollte?« versetzte der Kardinal. »Schon andere als Ihr sind einem solchen unterzogen worden, Monsieur Athos, und sind Rede und Antwort gestanden.« – »Ich habe Eurer Eminenz auch bereits bemerkt, daß Sie nur zu fragen braucht und daß wir bereit sind, zu antworten.«

»Was war das für ein Brief, den Ihr im Begriff wart, zu lesen, Monsieur Aramis, und den Ihr versteckt habt?« – »Der Brief einer Frau, Monseigneur.« – »Ah, ich begreife«, sagte der

Kardinal, »mit solchen Briefen muß man diskret verfahren. Indessen einem Beichtvater kann man sie doch zeigen, und Ihr wißt, ich habe die Weißen empfangen.«

»Monseigneur«, erwiderte Athos mit einer umso furchtbareren Ruhe, als er wußte, daß er mit seiner Antwort um seinen Kopf spielte, »der Brief ist von einer Frau, aber weder von Marion de Lorme noch von Madame de Aiguillon unterzeichnet.«

Der Kardinal wurde bleich wie der Tod, ein fahler Blitz schoß aus seinen Augen, er drehte sich um, wie um Cahusac und La Houdinière einen Befehl zu geben. Athos gewährte diese Bewegung und machte einen Schritt gegen die Musketen, auf die die drei Freunde ihre Blicke gerichtet hatten wie Männer, die nicht geneigt sind, sich ohne weiteres verhaften zu lassen. Der Kardinal befand sich in Begleitung von nur zwei Mann, die Musketierte mit ihren Dienern zählten hingegen sieben Mann. Er sagte sich also, die Partie wäre umso weniger gleich, als Athos und seine Gefährten in der Tat konspirierten, und in einem jener raschen Wechsel, die ihm immer zu Gebote standen, schmolz sein ganzer Zorn in einem Lächeln dahin.

»Nun, nun!« sagte er, »ihr seid tapfere junge Leute, stolz im Sonnenlicht, getreu in der Dunkelheit. Es ist nichts Schlimmes dabei, über sich selbst zu wachen, wenn man so gut über andere wacht. Messieurs, ich habe die Nacht nicht vergessen, in der ihr mir auf dem Wege ›Zum Roten Taubenschlag‹ das Geleit gegeben habt. Wenn auf dem Wege, den ich einschlagen werde, irgendeine Gefahr zu befürchten wäre, so würde ich Euch bitten, mich zu begleiten, da aber keine Gefahr vorhanden ist, so bleibt, wo ihr seid, trinkt euren Wein, spielt eure Partie und lest euren Brief zu Ende. Adieu, Messieurs!«

Und indem er sein Pferd wieder bestieg, das Cahusac ihm herbeigebracht hatte, grüßte er sie mit der Hand und entfernte sich.

Die vier jungen Leute, die unbeweglich dastanden, folgten

ihm mit den Augen, ohne ein Wort zu sprechen, bis er verschwunden war.

Dann sahen sie einander an. Sie waren alle ganz bestürzt, denn trotz des freundschaftlichen Abschieds Seiner Eminenz war ihnen klar, daß der Kardinal mit Wut in seinem Herzen davonging.

Als der Kardinal sich außer Seh- und Hörweite befand, rief Porthos, der große Lust zeigte, seine schlechte Laune an irgend jemandem auszulassen:

»Dieser Grimaud hat uns aber auch spät genug gewarnt.«

Grimaud wollte antworten, um sich zu entschuldigen. Athos erhob aber den Finger, und so schwieg der Diener.

»Hättet Ihr ihm den Brief gegeben, Aramis?« fragte d'Artagnan. – »Ich hatte meinen Entschluß gefaßt«, erwiderte Aramis mit seiner sanftesten Stimme. »Wenn er die Auslieferung verlangt hätte, würde ich ihm mit einer Hand den Brief dargereicht und mit der anderen Hand meinen Degen durch den Leib gestoßen haben.«

»Das habe ich mir wohl gedacht«, sagte Athos, »deshalb bin ich auch zwischen Euch und ihn getreten. Es ist wahrlich sehr unklug von dem Mann, so mit anderen Männern zu sprechen, man könnte meinen, er hätte immer nur mit Weibern und Kindern zu tun gehabt.«

»Mein lieber Athos«, sprach d'Artagnan, »ich bewundere Euch. Indessen waren wir im Grunde genommen im Unrecht.«

»Wie, wir im Unrecht?« versetzte Athos. »Wem gehört denn diese Luft, die wir atmen? Wem dieser Ozean, der sich vor unseren Blicken ausbreitet? Wem dieser Sand, auf dem wir uns gelagert hatten? Wem dieser Brief von Eurer Geliebten? Etwa dem Kardinal? Bei meiner Ehre, der Mann bildet sich ein, die Welt gehöre ihm. Heißt verliebt sein denn konspirieren? Ihr seid in eine Frau verliebt, die der Kardinal hat einsperren lassen. Ihr wollt sie den Händen des Kardinals entreißen. Es handelt sich

hier also nur um eine Partie, die Ihr mit Seiner Eminenz spielt. Dieser Brief ist Eure Karte, warum solltet Ihr Eure Karte Eurem Gegner zeigen? So etwas tut man nicht. Er mag sie erraten, gut! Wir sind über seine Karten auch nicht im unklaren.«

»Was Ihr da sagt, Athos«, erwiderte d'Artagnan, »ist in der Tat sehr vernünftig.« – »Nun gut, dann sei von dem Vorgefallenen nicht mehr die Rede. Aramis nehme den Brief seiner Base da wieder auf, wo Seine Eminenz ihn unterbrochen hat.«

Aramis zog den Brief aus seiner Tasche, die drei Freunde traten nahe zu ihm heran, während die drei Diener sich wieder um die große Flasche gruppierten.

»Ihr hattet nur eine oder zwei Zeilen gelesen«, sagte d'Artagnan, »fangt doch den Brief nochmals von vorne an!«

»Gerne«, erwiderte Aramis und las:

»Mein lieber Vetter!

Ich glaube, ich werde mich doch wohl entschließen, nach Bethune abzureisen. Meine Schwester hat dort unsere kleine Magd in dem Karmeliterinnenkloster untergebracht. Das arme Kind hat sich darein ergeben, es weiß, daß es nirgends sonst leben kann, ohne daß das Heil seiner Seele in Gefahr gerät. Wenn jedoch unsere Familienangelegenheiten sich so ordnen, wie wir es wünschen, so bin ich überzeugt, daß sie selbst auf die Gefahr hin, der Verdammnis anheimzufallen, zu denen zurückkehren wird, nach welchen sie sich um so mehr sehnt, als sie weiß, daß man fortwährend an sie denkt. Inzwischen ist sie jedoch nicht allzu unglücklich. Alles, was sie wünscht, ist ein Brief von ihrem Bräutigam. Ich weiß wohl, daß diese Art Sendungen schwer durch das Gitter gelangen, wie ich Euch aber schon bewiesen habe, mein lieber Vetter, bin ich nicht allzu ungeschickt, und so will ich die Vermittlung übernehmen. Meine Schwester dankt Euch für Euer gutes und ewiges Gedenken. Sie war einen Augenblick in großer Sorge, ist jetzt aber wieder einigermaßen beruhigt, da sie ihren Gehilfen

hinüberschickt hat, damit nichts Unvorhergesehenes vorkomme.

Adieu, mein lieber Vetter, schreibt uns, so oft es Euch möglich ist, das heißt, so oft Ihr glaubt, es tun zu können.

Ich umarme Euch.

Marie Michon.«

»Oh, wie vielen Dank bin ich Euch schuldig, Aramis«, rief d'Artagnan. »Geliebte Constance! Endlich höre ich also von ihr, sie lebt, sie ist in Sicherheit in einem Kloster, sie ist in Bethune! Wo liegt denn Bethune, Athos?«

»Einige Meilen von der elsässischen Grenze entfernt. Ist die Belagerung einmal aufgehoben, so können wir eine Reise dorthin unternehmen.«

»Und das wird, wie man hoffen darf, nicht mehr lange anstehen«, sagte Porthos, »denn heute morgen wurde ein Spion gehängt, der erklärt hat, daß die Rocheller in ihrer Nahrung schon beim Oberleder ihrer Stiefel angelangt sind. Nimmt man nun an, daß, wenn auch das Oberleder verzehrt ist, sie die Sohle essen, so weiß ich nicht, was ihnen, wenn sie auch damit fertig sind, noch viel übrig bleibt, sofern sie nicht einander aufessen wollen.«

»Arme Toren!« sagte Athos, indem er ein Glas vorzüglichen Bordeaux leerte. »Arme Toren! Als ob die katholische Religion nicht die angenehmste aller Religionen wäre! Doch gleichviel«, fuhr er fort, »es sind tapfere Leute. Aber, zum Teufel, was tut Ihr denn da, Aramis? Ihr steckt diesen Brief in Eure Tasche?«

»Jawohl«, stimmte d'Artagnan bei, »Athos hat recht, er muß verbrannt werden. Zwar wer weiß, ob der Kardinal nicht ein Geheimnis besitzt, um die Asche zu befragen.« – »Er muß ein solches besitzen«, meinte Athos.

»Was wollt Ihr aber mit dem Brief tun?« fragte Porthos. – »Kommt her, Grimaud!« rief Athos. Grimaud erhob sich und gehorchte.

»Zur Strafe dafür, daß Ihr ohne Erlaubnis gesprochen habt,

mein Freund, werdet Ihr jetzt dieses Stück Papier essen. Dann dürft Ihr zur Belohnung für den Dienst, den Ihr uns damit leistet, dieses Glas Wein trinken. Hier zunächst den Brief, kaut tüchtig!«

Grimaud lächelte, und die Augen auf das Glas geheftet, das Athos bis zum Rand gefüllt hatte, zerkaute er das Papier und verschluckte es.

»Bravo, Meister Grimaud!« sagte Athos, »und nun nehmt dieses. Schon gut, ich erlasse es Euch, mir zu danken.«

Grimaud trank stillschweigend das Glas Bordeauxwein, aber seine zum Himmel erhobenen Augen redeten während der ganzen Dauer dieser süßen Beschäftigung eine Sprache, die, wenn auch stumm, darum nicht weniger ausdrucksvoll war.

»Und nun«, sagte Athos, »sofern Seine Eminenz nicht auf den geistreichen Gedanken verfällt, Grimaud den Bauch aufschneiden zu lassen, können wir, glaube ich, ganz beruhigt sein.«

Unterdessen setzte Richelieu seinen melancholischen Spazierritt fort und brummte in seinen Bart, was er sich schon oft gesagt hatte:

»Diese vier Männer müssen entschieden mein werden.«

Kehren wir zu Mylady zurück.

Die ersten Augenblicke der Gefangenschaft waren furchtbar. Mit krampfhaften Zuckungen der Wut, die sie nicht zu überwinden vermochte, zahlte sie den Zoll weiblicher Schwäche. Allmählich aber wurde sie Herrin der Ausbrüche ihres tollen Zornes, das Zittern, das ihren Körper bewegte, verschwand, und sie zog sich wie eine ruhende Schlange in sich selbst zurück.

»Auf! Auf! Ich war eine Törin, daß ich mich hinreißen ließ«, sprach sie, in den Spiegel schauend, der ihren Augen den glühenden Blick zurückwarf, durch den sie sich selbst zu befragen schien, »keine Unbeherrschtheit! Die Unbeherrschtheit

ist ein Zeichen der Schwäche, und noch nie habe ich dadurch gesiegt.«

Es war ungefähr acht Uhr abends. Mylady bemerkte ein Bett und dachte, ein paar Stunden Ruhe würden nicht nur ihrem Kopf und ihre Gedanken, sondern auch ihren Teint erfrischen. Doch ehe sie sich niederlegte, kam ihr noch eine bessere Idee. Sie hatte vom Abendessen sprechen hören. Schon war sie seit geraumer Zeit in diesem Zimmer, und man konnte nicht länger zögern, ihr das Mahl zu bringen. Die Gefangene wollte keine Zeit verlieren, und beschloß, schon an diesem Abend einen Versuch zu machen, um die Charaktere der Leute zu erforschen, denen ihre Bewachung anvertraut war.

Ein Licht erschien unter der Tür, es kündete die Rückkehr ihrer Kerkermeister an. Mylady, die sich erhoben hatte, warf sich rasch wieder in ihren Lehnstuhl, den Kopf zurückgebogen, die Haare aufgelöst, den Hals halb entblößt unter zerknitterten Spitzen, eine Hand auf ihrem Herzen, die andere herabhängend. Man öffnete den Riegel, die Tür ächzte in ihren Angeln. Tritte erschollen im Innern und näherten sich.

»Stellt den Tisch hierher«, sagte eine Stimme, an der Mylady Feiton erkannte.

Der Befehl wurde vollzogen.

Endlich wandte sich Feiton, der Mylady noch nicht angesehen hatte, nach ihr um.

»Ah! Ah!« sagte er, »sie schläft, gut, bei ihrem Erwachen wird sie zu Nacht speisen.«

Er machte einige Schritte, um sich zu entfernen.

»Leutnant«, sagte der Soldat, der etwas weniger stoisch war als sein Vorgesetzter, und sich Mylady genähert hatte, »diese Frau schläft nicht.«

»Wie, sie schläft nicht?« sagte Feiton, »was macht sie denn?«

»Sie ist ohnmächtig. Ihr Gesicht ist sehr bleich, und ich höre, wie sehr ich auch lausche, keinen Atemzug.«

»Ihr habt recht«, erwiderte Feiton, nachdem er Mylady von dem Platz, wo er stand, ohne einen Schritt nach ihr zu tun, angeschaut hatte. »Benachrichtigt Lord Winter, seine Gefangene sei in Ohnmacht gefallen, denn ich weiß nicht, was ich tun soll, da dieser Fall nicht vorgesehen ist.«

Der Soldat ging fort, um dem Befehl des Offiziers zu gehorchen. Feiton setzte sich auf einen Stuhl, der sich in der Nähe der Tür befand, und wartete, ohne ein Wort zu sprechen, ohne die geringste Gebärde zu machen. Sie bedachte nun, daß Lord Winter kommen und durch seine Gegenwart ihrem Kerkermeister neue Kraft verleihen würde. Ihr erster Versuch war gescheitert; sie faßte ihren Entschluß wie eine Frau, die ihre Mittel zählt. Diesem Entschluß zufolge hob sie den Kopf, öffnete die Augen und stieß einen schwachen Seufzer aus. Bei diesem Seufzer wandte sich Feiton um.

»Ah! Ihr seid erwacht, Madame«, sagte er, »ich habe also nichts mehr hier zu tun. Wenn Ihr etwas braucht, so ruft.«

»O mein Gott, mein Gott! Was habe ich gelitten!« murmelte Mylady mit der wohlklingenden Stimme, die alle bezauberte, die sie ins Verderben stürzen wollte.

Und sich auf ihrem Stuhl aufrichtend, nahm sie eine noch anmutigere und zugleich nachlässigere Haltung an. Feiton stand auf.

»Ihr werdet auf diese Art dreimal des Tages bedient werden, Madame«, sagte er, »morgens um neun Uhr, mittags um ein Uhr und abends um acht Uhr. Wenn Euch das nicht genehm ist, so könnt Ihr andere Stunden statt der vorgeschlagenen nennen, und man wird sich Euren Wünschen fügen.«

»Aber soll ich denn immer in dieser großen, traurigen Stube allein bleiben?« fragte Mylady.

»Eine Frau aus dieser Gegend ist bestellt, sie wird morgen im Schloß sein und zu Euch kommen, sooft Ihr ihre Gegenwart wünscht.«

»Ich danke Euch, Monsieur«, antwortete die Gefangene.

Feiton grüßte leicht und wandte sich nach der Tür. In dem Augenblick, wo er über die Schwelle treten wollte, erschien Lord Winter mit dem Soldaten, der ihn von Myladys Ohnmacht in Kenntnis gesetzt hatte, im Flur. Er hielt ein Flakon mit Riechsalz in der Hand.

»Wie! Was geht denn hier vor?« sagte er mit spöttischem Ton, als er sah, daß seine Gefangene aufrecht stand und Feiton im Begriff war zu gehen. »Die Tote ist also wiedererweckt? Mein Gott, Feiton, mein Junge, hast du denn nicht bemerkt, daß man dich für einen Neuling hielt und den ersten Akt einer Komödie mit dir spielte, deren ganze Entwicklung zu verfolgen wir ohne Zweifel das Vergnügen haben werden?«

»Ich habe es wohl gedacht, Mylord«, erwiderte Feiton, »aber da die Gefangene immerhin eine Frau ist, so wollte ich die Rücksicht nehmen, die ein Mann einem weiblichen Wesen schon um seiner selbst willen schuldig ist.«

Mylady bebte am ganzen Leibe. Diese Worte liefen wie Eis durch alle ihre Adern.

»Diese schönen Haare«, versetzte Lord Winter lächelnd, »diese schönen, so geschickt ausgebreiteten Haare, diese weiße Haut, dieser schmachthende Blick haben dich also nicht verführt, Marmorherz?«

»Nein, Mylord«, antwortete der unempfindliche junge Mann, »glaubt mir, es bedarf mehr als Frauenkunstgriffe und Koketterien, um mich zu bestechen.«

»Wenn dem so ist, mein braver Leutnant, so mag Mylady etwas anderes ersinnen, und wir wollen zu Nacht speisen. Oh! Sei ruhig, sie hat eine furchtbare Phantasie, und der zweite Akt der Komödie wird bald dem ersten folgen.«

Nach diesen Worten nahm Lord Winter Feiton beim Arm und ging lachend mit ihm weg.

»Oh! Ich werde schon finden, was dir nottut«, murmelte

Mylady zwischen den Zähnen, »armseliger halber Mönch und halber Soldat, der seine Uniform aus einer Kutte geschnitten hat.«

»Doch, was ich noch sagen wollte«, sagte Lord Winter, auf der Schwelle stehen bleibend, »dieses Scheitern braucht Euch den Appetit nicht zu nehmen. Kostet das Huhn und die Fische, die ich bei meinem Ehrenwort nicht habe vergiften lassen. Ich bin mit meinem Koch ganz zufrieden, und da er nichts von mir zu erben hat, so setze ich volles Vertrauen in ihn. Macht es wie ich, Gott befohlen, liebe Schwester. Bei Eurer nächsten Ohnmacht sehen wir uns wieder.«

Das war mehr, als Mylady zu ertragen vermochte. Ihre Hände zogen sich krampfhaft auf dem Lehnstuhl zusammen. Ihre Zähne knirschten dumpf, ihre Augen folgten der Bewegung der Tür, die sich hinter Lord Winter und Feiton schloß, und als sie sich allein sah, fühlte sie sich von einer neuen Verzweiflung befallen. Sie schaute nach dem Tisch, gewahrte ein Messer, stürzte darauf los und ergriff es. Aber es trat sogleich eine grausame Enttäuschung ein, die Klinge war rund und von biegsamem Silber. Ein schallendes Gelächter wurde an der Tür hörbar, und diese öffnete sich wieder.

»Ah! Ah!« rief Lord Winter, »ah, ah! Siehst du wohl, mein braver Feiton, was ich dir gesagt habe? Dieses Messer war für dich bestimmt, mein Sohn, sie hätte dich umgebracht. Siehst du, das ist eine ihrer Sonderbarkeiten, daß sie sich der Leute, die ihr unangenehm sind, so oder so entledigt. Wenn ich auf dich gehört hätte, so wäre das Messer spitz und von Stahl gewesen, und dann gäbe es keinen Feiton mehr, sie hätte dich erstochen und nach dir alle anderen. Siehst du, John, wie sie das Messer gut zu halten weiß?«

Mylady hielt die unschädliche Waffe in der Tat noch in ihrer Hand. Die letzte Beleidigung löste ihre Hände, ihre Kräfte und sogar ihren Willen auf, und das Messer fiel zu Boden.

»Ihr habt recht, Mylord«, sagte Feiton mit einem Ausdruck

tiefsten Ekels, der in dem Herzen Myladys widerhallte, »Ihr habt recht und ich hatte unrecht.«

Hierauf entfernten sich beide. Aber diesmal horchte Mylady aufmerksamer als das erstemal, und sie hörte, wie die Schritte nach und nach im Hintergrund des Flurs erstarben.

»Ich bin verloren«, murmelte sie, »ich befinde mich in der Gewalt von Leuten, auf die ich nicht mehr Einfluß ausüben werde als auf Bildsäulen von Erz und Granit. Sie kennen mich auswendig und sind gegen alle meine Waffen immun. Doch wie immer es sei, die Sache kann unmöglich das Ende nehmen, das sie im Sinne haben.«

Furcht und Schwäche hatten, wie man sieht, in dieser Seele nicht viel Raum. Mylady setzte sich zu Tisch, aß von mehreren Gerichten, trank ein wenig spanischen Wein und fühlte ihre ganze Entschlossenheit wiedererwachen.

Ehe sie sich schlafen legte, hatte sie die Worte, die Schritte, die Gebärden, die Zeichen und sogar das Schweigen ihrer Kerkermeister nach jeder Richtung hin erwogen und zerlegt und war zu dem Schluß gekommen, daß Feiton jedenfalls leichter verwundbar sei als Lord Winter. Besonders ein Wort tönte ihr immer wieder in den Ohren.

»Wenn ich auf dich gehört hätte«, hatte Lord Winter zu Feiton gesagt.

Feiton hatte also zu ihren Gunsten gesprochen, da Lord Winter auf ihn nicht hören wollte.

»Dieser Mensch«, sagte sie sich, »hat also einen Schimmer von Mitleid in seinem Herzen. Diesen Schimmer werde ich zu einem Brand anfachen, der ihn verzehren soll.«

Am anderen Morgen, als man in ihr Zimmer kam, lag sie noch im Bett. Feiton blieb im Gang zurück. Er brachte die Frau, von der man tags zuvor gesprochen hatte und die soeben eingetroffen war. Diese Frau näherte sich dem Bett von Mylady und bot ihr ihre Dienste an.

Mylady war gewöhnlich bleich, ihre Gesichtsfarbe konnte also eine Person, die sie zum erstenmal sah, wohl irreführen.

»Ich habe Fieber«, sagte sie, »ich habe während dieser ganzen langen Nacht nicht einen Augenblick geschlafen und leide unsäglich. Werdet Ihr menschlicher sein, als man es gestern gegen mich gewesen ist? Alles, was ich übrigens verlange, ist die Erlaubnis, im Bett bleiben zu dürfen.«

»Wünscht Ihr, daß man einen Arzt ruft?« fragte die Frau.

Feiton hörte dieses Zwiegespräch, ohne ein Wort zu sprechen.

Mylady überlegte, daß sie, je mehr Leute um sie wären, desto mehr zum Mitleid zu bewegen hätte, und daß die Wachsamkeit Lord Winters dadurch nur verdoppelt würde, zudem konnte der Arzt erklären, daß die Krankheit nur geheuchelt war, und Mylady wollte, nachdem ihr erster Versuch fehlgeschlagen war, nicht auch den zweiten scheitern sehen.

»Einen Arzt holen?« sagte sie, »wozu? Die Herren haben gestern erklärt, daß mein Leiden nur eine Komödie sei. Das würde heute ohne Zweifel wieder geschehen, und seit gestern abend hat man wohl Zeit gehabt, den Doktor zu benachrichtigen.«

»Dann sagt selbst, Madame«, warf nun Feiton ein, der ungeduldig geworden war, »welche Kur Ihr gebrauchen wollt.« – »Ach, weiß ich es denn, guter Gott! Ich fühle nur, daß ich leide, das ist alles. Mag man mir geben, was man will, mir ist es gleichgültig.« – »Holt Lord Winter!« sagte Feiton, der dieser ewigen Klagen müde wurde. – »O, nein, nein!« rief Mylady, »ruft ihn nicht, ich beschwöre Euch, ich bin ganz wohl, ich brauche nichts, ruft ihn nicht!«

Sie sprach diese Worte so wunderbar bewegt, mit so hinreißender Beredsamkeit, daß Feiton, lebhaft davon berührt, einige Schritte in das Zimmer tat.

»Wenn Ihr wirklich leidet, Madame«, sagte Feiton, »so wird man einen Arzt holen, täuscht Ihr uns, nun gut, dann um so

schlimmer für Euch, wir aber werden uns wenigstens keinen Vorwurf zu machen haben.« Mylady antwortete nicht, sondern warf ihr schönes Haupt auf das Kissen zurück und brach in Tränen und Schluchzen aus.

Feiton betrachtete sie einen Augenblick mit seiner gewohnten Unempfindlichkeit, dann, als er sah, daß der Anfall sich in die Länge zu ziehen drohte, verließ er das Zimmer. Die Frau folgte ihm. Lord Winter erschien nicht.

»Ich glaube, ich fange an, klarzusehen«, murmelte Mylady mit wilder Freude, indem sie sich unter ihre Bettücher vergrub, um denen, die sie etwa beobachteten, diese Regung innerer Befriedigung zu verbergen. – So verflossen zwei Stunden.

»Jetzt ist es Zeit, daß die Krankheit ein Ende nimmt«, sagte sie zu sich, »stehen wir auf und sehen wir zu, gleich heute irgendeinen Erfolg zu erringen. Ich habe nur zehn Tage vor mir, und heute abend werden schon zwei davon verflossen sein.«

Als man am Morgen in Myladys Zimmer gekommen war, hatte man ihr Frühstück gebracht. Sie dachte nun, es könne nicht lange anstehen, bis man den Tisch wieder wegtrage, und bei dieser Gelegenheit würde sie Feiton wiedersehen.

Mylady täuschte sich nicht, Feiton erschien wieder, und ohne darauf zu achten, ob Mylady das Essen berührt hatte oder nicht, gab er ein Zeichen, daß der Tisch, den man vollständig gedeckt gebracht hatte, aus dem Zimmer getragen werde.

Feiton blieb allein zurück. Er hielt ein Buch in der Hand.

Mylady, die in einem Sessel beim Kamin saß, schön, bleich und ergeben, glich einer heiligen Jungfrau, die ihrem Märtyrertum entgegensieht.

Feiton näherte sich ihr und sprach: »Lord Winter, der ein Katholik ist, wie Ihr, Madame, glaubte, Ihr würdet die kirchlichen Gebräuche und Zeremonien Eurer Religion schmerzlich entbehren. Er erlaubt also, daß Ihr jeden Tag die gewöhnlichen Gebete Eurer Messe lest, und hier ist ein Buch,

welches das Ritual enthält.«

Bei der Miene, mit der Feiton das Buch auf das Tischchen legte, an dem Mylady saß, bei dem Ton, mit dem er die Worte »Eure Messe« aussprach, und dem verächtlichen Lächeln, womit er sie begleitete, hob Mylady den Kopf und schaute den Offizier aufmerksam an. An dem ernsten Schnitt des Haares und der einfachen Tracht erkannte sie einen von den finstern Puritanern, die sie sowohl am Hof des Königs Jakob wie am Hof des Königs von Frankreich häufig getroffen hatte, und vermöge einer raschen Eingebung, wie sie nur geniale Menschen in Augenblicken, die über Glück und Leben entscheiden, zu haben pflegen, erwiderte sie mit dem gleichen verächtlichen Ton, den sie von dem jungen Mann gehört hatte:

»Ich, mein Herr? Meine Messe? Lord Winter, der verblendete Katholik, weiß recht gut, daß ich nicht seiner Religion angehöre, das ist nur eine Falle, die er mir stellen will.«

»Und welcher Religion seid Ihr denn, Madame?« fragte Feiton mit einem Staunen, das er trotz seiner Selbstbeherrschung nicht ganz zu verbergen vermochte.

»Ich werde es sagen!« rief Mylady mit geheuchelter Begeisterung, »wenn ich genug für meine Religion gelitten habe.«

Der Blick Feitons enthüllte vor Mylady die unbegrenzten Möglichkeiten, die sich durch dieses einzige Wort eröffnet hatten. Doch blieb er stumm und unbeweglich, nur sein Blick hatte gesprochen.

»Ich bin in den Händen meiner Feinde«, fuhr sie in jenem Ton der Begeisterung fort, von dem sie wußte, daß er den Puritanern eigen war. »Gott mag mich retten, oder ich mag für meinen Gott untergehen! Das ist die Antwort, die ich Euch Lord Winter zu überbringen bitte. Und dies«, fügte sie hinzu und deutete mit der Fingerspitze auf das Gebetbuch, ohne es jedoch zu berühren, als würde sie sich durch eine solche Berührung beflecken, »dies könnt Ihr zurückbringen oder gebraucht es für Euch selbst; denn

Ihr seid ohne Zweifel ein doppelter Mitschuldiger von Lord Winter, mitschuldig bei seiner Verfolgung wie bei seiner Ketzerei.«

Feiton antwortete nicht. Er nahm das Buch mit demselben Gefühl des Widerwillens, das er bereits gezeigt hatte, und entfernte sich nachdenklich.

Lord Winter kam gegen fünf Uhr abends. Mylady hatte während des ganzen Tages Zeit gehabt, ihren Plan genau zu überdenken, und sie empfing ihn als eine Frau, die sich schon wieder im Vorteil fühlt.

»Es scheint«, sagte Lord Winter, indem er sich Mylady gegenüber auf einem Sessel niederließ und die Füße nachlässig gegen den Kamin ausstreckte, »es scheint, daß wir einen kleinen Glaubenswechsel vorgenommen haben.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« – »Ich will damit sagen, daß, seit wir uns das letztemal gesehen haben, wir eine andere Religion angenommen haben. Solltet Ihr etwa einen dritten, und zwar einen protestantischen Mann geheiratet haben?«

»Erklärt Euch, Mylord«, versetzte die Gefangene majestätisch, denn ich muß Euch sagen, daß ich Eure Worte wohl vernehme, aber nicht verstehe.« – »Dann habt Ihr also überhaupt keine Religion mehr, das ist mir lieber«, erwiderte Lord Winter mit Hohnlächeln.

»Es entspricht jedenfalls mehr Euren Grundsätzen«, entgegnete Mylady kühl. – »Oh, ich gestehe, daß mir das ganz und gar gleichgültig ist.« – »Nun, wenn Ihr diese religiöse Gleichgültigkeit auch nicht eingestehen würdet, Mylord, so würden doch Eure Ausschweifungen und Eure Verbrechen Zeugnis davon ablegen.«

»Wie, Ihr sprecht von Ausschweifungen, Messalina, Lady Macbeth? Entweder habe ich das falsch verstanden oder Ihr seid, bei Gott, recht unverschämt.« – »Ihr sprecht so, weil Ihr wißt, daß man uns belauscht«, antwortete Mylady kalt, »und

weil Ihr Eure Kerkermeister, Eure Henker gegen mich einnehmen wollt.«

»Meine Kerkermeister! Meine Henker! Potztausend, Madame, Ihr schlagt ja einen ganz pathetischen Ton an, und die Komödie von gestern wird heute abend zur Tragödie. Nun, in acht Tagen werdet Ihr sein, wo Ihr hingehört, und meine Aufgabe ist beendet.« – »Eine schändliche, eine ruchlose Aufgabe!« rief Mylady mit der Erregung des Opfers, das seinen Richter herausfordert. – »Ich glaube, bei meiner Ehre«, sagte Lord Winter, indem er sich erhob, »das Weib wird verrückt. Kommt, kommt, beruhigt Euch, Puritanerin, oder ich lasse Euch in den Kerker werfen. Bei Gott, mein spanischer Wein steigt Euch in den Kopf, nicht wahr? Aber Ihr könnt ganz unbesorgt sein, diese Trunkenheit ist nicht gefährlich und wird keine üblen Folgen haben.«

Und Lord Winter zog sich zurück.

Feiton stand in der Tat vor der Tür, und es war ihm nicht ein Wort von diesem ganzen Auftritt entgangen. Mylady hatte richtig geraten.

Zwei Stunden verflossen. Dann wurde das Abendbrot gebracht, und man fand Mylady damit beschäftigt, ganz laut ihre Gebete zu sprechen, Gebete, die sie von einem alten Diener ihres zweiten Gatten, einem strengen Puritaner, gelernt hatte. Sie schien in Verzückung zu sein und nicht zu bemerken, was um sie her vorging. Feiton gab ein Zeichen, sie nicht zu stören, und als alles in Ordnung war, entfernte er sich geräuschlos mit den Soldaten.

Mylady wußte, daß sie beobachtet werden konnte, sie setzte deshalb ihre Gebete bis zum Schluß fort. Es kam ihr vor, als ob der Soldat, der an ihrer Tür Wache stand, nicht mehr wie sonst hin und her ging, sondern lauschte.

Für den Augenblick wollte sie nicht weitermachen, sie erhob sich wieder, setzte sich zu Tisch, aß ein wenig und trank nur Wasser.

Eine Stunde später kam man, um den Tisch wegzutragen; Mylady bemerkte jedoch, daß Feiton diesmal die Soldaten nicht begleitete.

Er fürchtete sich also, sie zu häufig zu sehen.

Um ihr Lächeln zu verbergen, kehrte sie sich der Wand zu, denn in diesem Lächeln lag so viel Siegeszuversicht, daß es allein schon sie hätte verraten können. Sie ließ noch eine halbe Stunde verstreichen, und da in diesem Augenblick in dem alten Schloß alles in tiefem Schweigen lag und man nur das ewige Rauschen der Brandung vernahm, so begann sie mit ihrer reinen, wohlklingenden und vibrierenden Stimme die erste Strophe dieses damals bei den Puritanern so beliebten Psalmes:

»O Herr, Du hast Dich abgewandt, zu prüfen unsere Stärke, doch reicht uns Deine Vaterhand die Palme dann für unsre Werke.«

Diese Verse waren keineswegs ausgezeichnet, aber wie man weiß, bildeten sich die Puritaner nie viel auf ihre Dichtkunst ein.

Während sie sang, lauschte Mylady. Die Schildwache vor ihrer Tür war stehengeblieben, wie wenn sie in einen Stein verwandelt worden wäre. Mylady konnte darnach die Wirkung beurteilen, die sie hervorgebracht hatte.

Dann setzte sie ihren Gesang mit unaussprechlicher Inbrunst und Empfindung fort, es war ihr, als ob die Töne sich in der Ferne unter den Gewölben ausbreiteten und wie durch einen magischen Zauber die Herzen ihrer Kerkermeister erweichten. Es schien jedoch, daß der Soldat, der Schildwache stand, ohne Zweifel ein eifriger Katholik, den Zauber abschüttelte, denn er rief durch die Tür:

»Schweigt doch, Madame! Euer Gesang ist traurig wie ein De profundis, und wenn man zu dem Vergnügen, hier Wache zu halten, auch noch solche Sachen anhören muß, dann ist es gar nicht mehr auszuhalten.«

»Ruhe!« sprach hierauf eine ernste Stimme, in der Mylady

diejenige Feitons erkannte, »in was mischt Ihr Euch, Bursche? Hat man Euch befohlen, diese Frau am Singen zu hindern? Nein. Man hat Euch gesagt, sie zu bewachen, auf sie zu schießen, wenn sie einen Fluchtversuch machen sollte. Bewacht sie, und wenn sie flieht, so tötet sie, aber ändert nichts an dem Befehl!«

Ein Ausdruck unsäglicher Freude erhellte Myladys Gesicht, aber dieser Ausdruck war flüchtig wie ein Blitzstrahl, und ohne sich den Anschein zu geben, als ob sie das Zwiegespräch gehört hätte, von dem ihr nicht ein Wort entgangen war, nahm sie ihren Gesang wieder auf und verlieh ihrer Stimme all den Reiz, all die Kraft und all den verführerischen Wohllaut, mit dem der Böse sie ausgestattet hatte.

Feiton glaubte den Engel singen zu hören, der die drei Hebräer in dem feurigen Ofen tröstet.

Er öffnete ungestüm die Tür, und Mylady sah ihn bleich wie immer, aber mit glühenden, fast erschrockenen Blicken erscheinen.

»Warum singt Ihr so«, fragte er, »und mit einer solchen Stimme?«

»Vergebung, mein Herr«, antwortete Mylady sanft, »ich vergaß, daß meine Gesänge in diesem Haus nicht am Platz sind. Ich habe Euch wohl in Eurem Glauben verletzt, es geschah jedoch nicht mit Absicht, ich schwöre es Euch. Verzeiht mir also ein Vergehen, das ganz unabsichtlich begangen wurde.«

Mylady war in diesem Augenblick so schön, die religiöse Verzückerung, in die sie versetzt schien, gab ihrem Gesicht einen so eigenartigen Ausdruck, daß Feiton, ganz geblendet, nunmehr den Engel zu sehen glaubte, den er kurz vorher nur zu hören wähnte.

»Ja, ja«, erwiderte er, »Ihr stört und regt die Leute auf, die dieses Schloß bewohnen.« Der arme Tor merkte selbst nicht, wie zusammenhanglos seine Worte waren, während Mylady mit

ihrem Luchsauge ihm bis auf den tiefsten Grund seines Herzens drang.

»Ich werde schweigen«, sagte Mylady, die Augen niederschlagend, mit ihrer sanftesten Stimme und mit all der Ergebung, die sie ihrer Haltung zu verleihen vermochte.

»Nein, nein, Madame«, versetzte Feiton, »nur singt weniger laut, besonders bei Nacht.« Mit diesen Worten stürzte Feiton, der fühlte, daß er seine Strenge gegen die Gefangene nicht mehr lange aufrechterhalten konnte, aus dem Gemach.

Am Morgen kam Feiton wie gewöhnlich. Mylady ließ ihn jedoch die Vorkehrungen zu ihrem Frühstück leiten, ohne das Wort an ihn zu richten. Im Augenblick, da er sich zum Gehen anschickte, hatte sie einen Hoffnungsschimmer, denn sie glaubte, er wolle sprechen, aber seine Lippen bewegten sich, ohne daß ein Wort aus seinem Mund drang, er mußte sich Gewalt antun, um die Worte, die ihm zu entschlüpfen drohten, in seinem Herzen zu verschließen, und entfernte sich.

Gegen Mittag trat Lord Winter ein.

Es war ein ziemlich schöner Wintertag, und ein Strahl der bleichen Sonne Englands, die erhellt, aber nicht erwärmt, drang durch die Gitter des Gefängnisses. Mylady sah zum Fenster hinaus und tat, als habe sie nicht gehört, daß die Tür sich öffnete.

»Aha«, sagte Lord Winter, »nachdem wir zuerst Komödie und dann Tragödie gespielt haben, versuchen wir es jetzt mit der Melancholie.« Die Gefangene antwortete nicht. »Ja, ja«, fuhr Lord Winter fort, »ich verstehe, Ihr möchtet Euch gerne in Freiheit an diesem Meeresstrand ergehen, Ihr möchtet auf einem guten Schiff die Wogen dieses smaragdgrünen Meeres durchschneiden, Ihr möchtet mir, sei es zu Land, sei es auf dem Ozean, einen jener hübschen Hinterhalte legen, die Ihr so vortrefflich zu ersinnen versteht. Geduld! Geduld! In einigen Tagen sollt Ihr an das Gestade gehen, soll Euch das Meer offen sein, vielleicht mehr, als Euch lieb sein wird, denn in einigen

Tagen wird England Euer ledig sein.«

Mylady faltete die Hände, erhob ihre schönen Augen zum Himmel und sprach mit engelgleicher Anmut in Gebärde und Ton: »Herr! Herr! Vergib diesem Mann, wie ich ihm selbst vergebe.«

»Ja, bete nur, Verruchte«, rief Lord Winter, »dein Gebet ist umso edelmütiger, als du dich, ich schwöre es dir, in der Gewalt eines Mannes befindest, der kein Vergeben kennt.« Damit entfernte er sich.

Im Augenblick, da er hinausging, glitt ein funkelnder Blick durch die halbgeöffnete Tür, und sie erkannte Feiton. Dieser trat rasch zur Seite, um nicht von ihr gesehen zu werden.

Sie warf sich nun auf die Knie und fing an zu beten.

»Mein Gott! Mein Gott!« sprach sie, »du weißt, um welche heiliger Sache willen ich leide, gib mir die Kraft, das Leiden zu ertragen.«

Da öffnete sich sachte die Tür. Die schöne Andächtige tat, als ob sie das Geräusch nicht hörte, und fuhr mit tränenvoller Stimme fort:

»Rächender, gütiger Gott! Solltest du es zugeben, daß die schändlichen Pläne dieses Mannes in Erfüllung gehen?«

Jetzt erst schien sie das Geräusch der Schritte Feitons zu vernehmen, rasch wie der Gedanke erhob sie sich. Sie errötete, als ob sie sich schämte, auf den Knien liegend überrascht worden zu sein.

»Ich störe nicht gern jemanden im Gebet, Madame«, sagte Feiton ernst, »laßt Euch also durch mich nicht stören, ich beschwöre Euch.«

»Wie wißt Ihr, daß ich betete?« fragte Mylady mit von Schluchzen erstickter Stimme. »Ihr täuscht Euch, Monsieur, ich habe nicht gebetet.«

»Glaubt Ihr denn, Madame«, antwortete Feiton mit der gleichen ernsten Stimme, wenn auch in sanfterem Ton, »ich

halte mich für berechtigt, jemanden daran zu hindern, sich seinem Schöpfer zu Füßen zu werfen? Gott bewahre mich! Übrigens steht die Reue dem Schuldigen wohl an, welches Verbrechen er auch begangen habe, ein Schuldiger zu den Füßen Gottes ist mir stets heilig.«

»Schuldig, ich?« sagte Mylady mit einem Lächeln, das auch einen Engel am Jüngsten Gericht entwaffnet hätte. »Schuldig! Mein Gott, du weißt, ob ich es bin! Sagt, ich sei verurteilt, gut, aber Ihr wißt, Gott, der die Märtyrer liebt, läßt manchmal zu, daß auch die Unschuldigen verurteilt werden.«

»Wärt Ihr verurteilt, wärt Ihr unschuldig und eine Märtyrerin«, erwiderte Feiton, »so hättet Ihr nur einen Grund mehr, um zu beten, und ich selbst will Euch mit meinen Gebeten beistehen.«

»Oh, Ihr seid ein Gerechter«, rief Mylady, sich zu seinen Füßen niederstürzend, »hört mich an, ich halte es nicht länger aus, denn ich fürchte, es wird mir an Kraft fehlen in dem Augenblick, da ich den Kampf bestehen und meinen Glauben bekennen muß. Hört also das Flehen einer Frau, die in Verzweiflung ist. Man täuscht Euch, aber darum handelt es sich nicht, ich bitte nur um eine Gnade, und wenn Ihr mir die gewährt, will ich Euch dafür in dieser und in der andern Welt segnen.«

»Sprecht mit dem Herrn, Madame«, versetzte Feiton, »glücklicherweise obliegt es mir weder zu verzeihen, noch zu bestrafen, Gott hat diese Verantwortung einem Höheren als mir auferlegt.«

»Nein, mit Euch, mit Euch allein will ich reden. Hört mich an, anstatt zu meinem Untergang, zu meiner Schmach mit beizutragen.« – »Wenn Ihr diese Schande verdient, wenn Ihr Euch diese Schmach selbst zuzuschreiben habt, so müßt Ihr sie ertragen und sie Gott zur Sühne darbringen.« – »Was sagt Ihr da! Oh, Ihr versteht mich nicht! Wenn ich von Schmach spreche, glaubt Ihr wohl, ich meine irgendeine Strafe, Gefängnis

oder den Tod. Möchte es doch dem Himmel so gefallen! Was ist mir am Tod oder am Gefängnis gelegen!«

»Ich verstehe Euch nicht mehr, Madame«, sagte Feiton. – »Oder Ihr stellt Euch wenigstens, als ob Ihr mich nicht verstündet«, antwortete die Gefangene mit einem Lächeln voller Zweifel. – »Nein, Madame, bei meiner Ehre als Soldat, bei meinem Glauben als Christ!«

»Wie, Ihr kennt die Absichten Lord Winters in bezug auf mich nicht?« – »Ich kenne sie nicht.« – »Unmöglich, Ihr, sein Vertrauter!« – »Ich lüge niemals, Madame.« – »Oh, er ist indessen zu wenig verschlossen, als daß man sie nicht erraten könnte.« – »Ich suche nichts zu erraten, Madame, ich warte ruhig, bis man mir etwas anvertraut, und außer dem, was Lord Winter mir in Eurer Gegenwart gesagt, hat er mir nichts anvertraut.«

»So seid Ihr also nicht sein Mitschuldiger«, rief Mylady, »wißt also nicht, daß er mir eine Schmach zugebracht hat, der alle Strafen auf Erden an Schrecklichkeit nicht gleichkommen können?«

»Ihr täuscht Euch, Madame«, sagte Feiton errötend, »Lord Winter ist eines solchen Verbrechens nicht fähig.« – »Gut«, sagte Mylady zu sich, »ohne zu wissen, was es ist, nennt er es ein Verbrechen.« Dann setzte sie laut hinzu: »Der Freund des Schändlichen ist zu allem fähig.« – »Wen nennt Ihr den Schändlichen?« fragte Feiton.

»Gibt es in England etwa zwei Männer, die diesen Namen verdienen?« – »Ihr meint George Villiers?« versetzte Feiton, dessen Blicke sich entflamnten. »Den die Heiden, die Ungläubigen Herzog von Buckingham nennen«, fuhr Mylady fort, »ich hätte es nicht geglaubt, daß es in ganz England einen Engländer gäbe, der einer so langen Erklärung bedürfe, um herauszubringen, wen ich meine.«

»Der Herr hält seine Hand über ihm ausgestreckt«, sagte Feiton, »er wird der verdienten Strafe nicht entgehen.«

»O mein Gott, mein Gott!« rief Mylady, »wenn ich dich anflehe, diesem Mann die Strafe zu senden, die er verdient, so weißt du, daß ich damit nicht meine eigene Rache verfolge, sondern die Befreiung meines ganzen Volkes erlehe.«

»Kennt Ihr ihn denn?« fragte Feiton.

»Endlich fragt er mich«, sagte Mylady zu sich selbst, außer sich vor Freude darüber, diesen großen Erfolg so rasch erzielt zu haben. »Ob ich ihn kenne! O ja, zu meinem Unglück, zu meinem ewigen Unglück.« Und Mylady rang die Hände, als ob sie vom heftigsten Schmerz durchwühlt wäre.

Feiton fühlte ohne Zweifel, daß seine Widerstandskraft ihn verließ, er tat daher einige Schritte gegen die Tür. Die Gefangene, die ihn nicht aus den Augen ließ, stürzte ihm nach und hielt ihn fest.

»Mein Herr«, rief sie, »seid gütig, seid barmherzig, hört meine Bitte! Jenes Messer, das mir durch die verhängnisvolle Klugheit Lord Winters genommen worden ist, weil er weiß, welchen Gebrauch ich davon machen will – oh, hört mich bis ans Ende! –, gebt mir jenes Messer nur auf eine Minute wieder, aus Gnade, aus Mitleid. Ich umfasse Eure Knie. Ihr sollt sehen, denn Ihr könnt die Tür geschlossen lassen, daß ich nicht Euch nach dem Leben trachte. Mein Gott! Euch nach dem Leben trachten, Euch, dem einzigen gerechten, guten, mitleidigen Wesen, das ich hier getroffen habe! Laßt mir das Messer nur eine Minute, eine einzige Minute, und ich gebe es Euch durch das Gitterchen an der Tür zurück, nur eine Minute, und Ihr habt mir die Ehre gerettet!«

»Ihr wollt Euch töten!« rief Feiton erschrocken und vergaß, seine Hände denen der Gefangenen zu entziehen, »Ihr wollt Euch umbringen.«

»Ich habe mein Geheimnis verraten«, murmelte Mylady, indem sie die Stimme senkte und ganz niedergeschlagen auf den Boden fiel. »Er weiß alles! Mein Gott, ich bin verloren!« Feiton blieb unentschlossen stehen.

Man hörte draußen ein Geräusch. Mylady erkannte den Schritt Lord Winters. Feiton erkannte ihn ebenfalls und trat auf die Tür zu. Mylady stürzte zu ihm.

»Oh, kein Wort«, sagte sie mit gepreßter Stimme, »zu diesem Mann kein Wort von allem, was ich Euch gesagt habe, oder ich bin verloren, und Ihr, Ihr ...«

Da die Schritte näher kamen, schwieg sie aus Furcht, man könnte ihre Stimme hören. Mit einer Gebärde grenzenlosen Schreckens legte sie ihre schöne Hand auf Feitons Mund.

Feiton stieß Mylady sanft zurück, diese ließ sich in einen Lehnstuhl sinken.

Lord Winter ging an der Tür vorbei, ohne stehenzubleiben, und man hörte, wie das Geräusch seiner Schritte sich entfernte.

Feiton blieb totenblaß einige Augenblicke lauschend stehen, dann, als das Geräusch vollständig erstorben war, atmete er auf wie ein Mensch, der aus einem Traum erwacht, und stürzte aus dem Gemach.

»Ha«, sagte Mylady, als sie die Schritte Feitons sich in der entgegengesetzten Richtung von denen Lord Winters entfernen hörte, »endlich gehörs du also mir!«

Dann aber fügte sie aufseufzend hinzu: »Wenn er mit Lord Winter darüber spricht, bin ich verloren, denn Lord Winter, der wohl weiß, daß ich mich nicht töten werde, wird mir vor ihm ein Messer in die Hand drücken, und dann wird er sehen, daß die ganze große Verzweiflung nur Komödie war.«

Sie stellte sich vor ihren Spiegel und betrachtete sich. Nie war sie so schön gewesen.

»O ja«, sagte sie lächelnd, »aber er wird nicht mit ihm sprechen.«

Am Abend, als man Mylady das Essen brachte, erschien Lord Winter. »Mylord«, sagte Mylady zu ihm, »ist Eure Gegenwart eine unerläßliche Zugabe zu meiner Gefangenschaft, und könntet Ihr mir diesen Zuwachs an Qualen, den Eure Besuche

verursachen, nicht ersparen?«

»Wie, teure Schwägerin!« sagte Lord Winter, »habt Ihr mir nicht selbst mit diesem hübschen, heute für mich so grausamen Mund in gefühlvoller Weise erklärt, daß Ihr nur zu dem einzigen Zweck nach England kamt, mich zu sehen, ein Vergnügen, das Ihr, wie Ihr mir sagtet, so schmerzlich entbehrt habt, daß Ihr seinetwegen Euch allem ausgesetzt habt, der Seekrankheit, dem Sturm, der Gefangennahme? Nun, da bin ich, ich denke, Ihr solltet zufrieden sein. Übrigens hat diesmal mein Besuch einen besonderen Grund.«

Mylady erbebt. Sie glaubte, Feiton habe gesprochen. Vielleicht noch nie in ihrem Leben hatte diese Frau, die schon so viele gewaltige und widersprechende Gemütsbewegungen empfunden hatte, ihr Herz so heftig schlagen gefühlt.

Lord Winter nahm einen Stuhl, schob ihn an ihre Seite und setzte sich neben sie. Dann zog er ein Papier aus seiner Tasche und entfaltete es langsam.

»Seht«, sagte er zu ihr, »ich wollte Euch den Paß zeigen, den ich selbst aufgesetzt habe und der Euch künftig zur Richtschnur dienen soll in dem Leben, das ich Euch lassen will.«

Dann wandte er seinen Blick von Mylady ab auf das Papier und las:

»Befehl, die Charlotte Backson, die in Frankreich gerichtlich gebrandmarkt, nach Verbüßung der Strafe aber in Freiheit gesetzt worden ist, nach ... zu bringen. Der Name des Ortes ist noch offengelassen«, unterbrach sich Lord Winter, »wenn Ihr in dieser Beziehung einen besonderen Wunsch habt, so nennt ihn mir, und sofern der Platz nicht unter tausend Meilen von London entfernt ist, soll Eurem Wunsch entsprochen werden. Ich fahre also fort: Sie hat an diesem Ort zu bleiben und darf sich nie mehr als drei Meilen davon entfernen. Im Fall eines Fluchtversuches ist die Todesstrafe an ihr zu vollziehen. Für Wohnung und Nahrung sind ihr fünf Shilling pro Tag ausgesetzt.«

»Dieser Befehl trifft mich nicht«, antwortete Mylady kalt, »denn er ist nicht auf meinem, sondern auf einen andern Namen ausgestellt.«

»Einen Namen! Habt Ihr etwa einen?« – »Ich führe den Eures Bruders.« – »Ihr seid im Irrtum. Mein Bruder ist nur Euer zweiter Gatte, und der erste lebt noch. Nennt mir seinen Namen, und ich setze ihn an die Stelle von Charlotte Backson. Nein? ... Ihr wollt nicht? ... Ihr schweigt? Gut, dann werdet Ihr eben unter dem Namen Charlotte Backson eingeschrieben.«

Mylady blieb stumm, doch war es diesmal nicht Verstellung, sondern Schrecken, was sie sprachlos machte. Sie glaubte, der Befehl werde gleich zur Vollstreckung gelangen. Einen Augenblick lang gab sie im Geist schon alles verloren, als sie plötzlich bemerkte, daß der Befehl noch nicht unterschrieben war.

Ihre Freude über diese Entdeckung war so groß, daß sie sie nicht verbergen konnte.

»Ja, ja«, sagte Lord Winter, der bemerkte, was in ihr vorging, »Ihr sucht die Unterschrift und sagt Euch, solange das Papier nicht unterzeichnet ist, ist noch nicht alles verloren, man zeigt es mir nur, um mich zu erschrecken, weiter nichts. Ihr täuscht Euch, morgen wird Lord Buckingham den Befehl erhalten, übermorgen wird er von ihm unterschrieben und mit seinem Siegel versehen zurückkommen, und vierundzwanzig Stunden später, dafür bürgе ich, wird mit seiner Vollstreckung begonnen werden. Adieu, Madame, das ist alles, was ich Euch zu sagen hatte.«

»Und ich erwidere Euch darauf, Mylord, daß dieser Mißbrauch der Gewalt, daß diese Verbannung unter einem falschen Namen eine Niederträchtigkeit ist.«

»Möchtet Ihr lieber unter Eurem wahren Namen gehängt werden, Mylady? Ihr wißt, die englischen Gesetze sind in bezug auf den Mißbrauch der Ehe unerbittlich. Erklärt Euch offen! Obgleich mein Name oder vielmehr der meines Bruders in die

Geschichte verwickelt ist, scheue ich den Skandal eines öffentlichen Prozesses nicht, denn ich bin überzeugt, auch auf diese Weise Euer sofort entledigt zu werden.«

Mylady gab keine Antwort.

»Ah, ich sehe, Ihr wollt lieber auswandern. Vortrefflich, Madame. Meiner Treu, Ihr habt im großen und ganzen nicht unrecht, das Leben ist so schön. Eben deshalb war es mir auch gar nicht einerlei, daß Ihr mich habt umbringen wollen. Und nun, Madame, auf Wiedersehen. Morgen werde ich Euch die Abreise meines Boten anzeigen.«

Lord Winter erhob sich, grüßte Mylady ironisch und ging.

Mylady atmete auf. Sie hatte noch vier Tage vor sich, und diese vier Tage genügten ihr, um Feiton vollends zu verführen.

Indessen stieg ein schrecklicher Gedanke in ihr auf: Wie, wenn Lord Winter Feiton selbst absenden würde, um den Befehl von Buckingham unterschreiben zu lassen? Auf diese Weise würde Feiton ihr entgehen, da das Gelingen ihres Planes vom Zauber ihres unausgesetzten, verführerischen Einflusses abhing.

Eines jedoch war ihr eine Beruhigung: Feiton hatte nicht gesprochen.

Sie wollte nicht den Eindruck erwecken, als ob die Drohungen Lord Winters sie erschreckt hätten, deshalb setzte sie sich zu Tisch und aß.

Dann kniete sie, wie am Tag zuvor, nieder und wiederholte ganz laut ihre Gebete. Und wie am Tag zuvor blieb die Schildwache vor ihrer Tür stehen und lauschte.

Bald vernahm sie leichtere Schritte als die des Soldaten, Schritte, die vom Hintergrund des Ganges herkamen und vor ihrer Tür anhielten.

»Er ist es«, sagte sie und begann dasselbe religiöse Lied, das den Tag vorher Feiton so gewaltig bewegt hatte.

Aber obgleich ihre süße, volle und helle Stimme schöner und ergreifender als je erklang, blieb die Tür doch geschlossen. In

einem der flüchtigen Blicke, die sie auf das kleine Guckfenster an der Tür richtete, glaubte sie wohl die glühenden Augen des jungen Mannes wahrzunehmen, aber mochte dies nun der Wirklichkeit entsprechen oder nur Einbildung sein, jedenfalls hatte er diesmal Gewalt genug über sich gehabt, nicht einzutreten.

Doch meinte Mylady einige Augenblicke nach Beendigung ihres Gesanges einen tiefen Seufzer zu vernehmen, dann entfernten sich dieselben Schritte, die sich zuvor genähert hatten, langsam und wie mit Bedauern.

Als Feiton am andern Tag wieder bei Mylady eintrat, stand sie auf einem Stuhl und hielt einen Strick in der Hand, den sie aus mehreren in Streifen gerissenen Batistaschentüchern geflochten hatte. Bei dem Geräusch, das Feiton durch das Öffnen der Tür verursachte, sprang Mylady leise vom Stuhl herab und suchte den Strick hinter sich zu verbergen.

Der junge Mann war noch bleicher als gewöhnlich, und seine von Schlaflosigkeit geröteten Augen verrieten, daß er eine fiebrige Nacht zugebracht hatte. Aber seine Stirn zeugte mehr als je von tiefem Ernst. Er ging langsam auf Mylady, die sich gesetzt hatte, zu, nahm das Geflecht, das sie aus Unachtsamkeit oder absichtlich hatte liegen lassen, an einem Ende auf und fragte kalt: »Was soll das bedeuten, Madame?«

»Dies? Nichts«, erwiderte Mylady, indem sie mit jenem schmerzhaften Ausdruck, den sie ihren Zügen so gut zu geben wußte, lächelte. »Nichts plagt, wie Ihr wißt, den Gefangenen mehr, als die Langeweile. Ich langweilte mich und suchte mich durch das Flechten dieses Strickes zu zerstreuen.«

Feiton schaute nach dem Punkt an der Wand, vor dem Mylady auf dem Stuhl gestanden hatte, und er gewahrte über ihrem Kopf eine vergoldete Krampe in der Mauer, die zum Aufhängen von Waffen oder Kleidern dienen sollte.

»Und warum standet Ihr auf diesem Stuhl?« – »Was kümmert das Euch?« – »Aber ich wünsche es zu wissen.« – »Fragt mich

nicht! Ihr wißt wohl, daß es wahren Christen verboten ist, zu lügen.« – »Nun, ich will Euch sagen, was Ihr tatet, oder was Ihr vielleicht tun wolltet. Ihr wolltet den unseligen Gedanken zur Ausführung bringen, den Ihr in Eurem Innern nährt. Wenn Euer Gott die Lüge verbietet, Madame, so verbietet er noch strenger den Selbstmord.« – »Wenn Gott eines von seinen Geschöpfen zwischen Selbstmord und Schande gestellt sieht«, antwortete Mylady im Ton tiefster Überzeugung, »glaubt mir, mein Herr, dann vergibt er den Selbstmord, denn der Selbstmord wird zum Märtyrertum.« – »Ihr sagt zuviel oder zuwenig. Sprecht, Madame, um Himmels willen, erklärt Euch!«

»Soll ich Euch das Unglück meines Lebens erzählen, damit Ihr es für ein Märchen erklärt? Soll ich Euch meine Pläne sagen, damit Ihr sie meinem Verfolger angebt? Nein. Zudem, was liegt Euch am Leben oder Tod einer unglücklichen Verdammten! Ihr seid nur für meinen Leib verantwortlich, denn wenn Ihr einen Leichnam zeigt, der als der meinige erkannt wird, so wird man nichts weiter von Euch verlangen. Ja, vielleicht erhaltet Ihr doppelten Lohn dafür?«

»Ich, Madame, ich!« rief Feiton. »Ihr könnt glauben, ich würde einen Preis für Euer Leben annehmen? Oh, ihr glaubt nicht, was Ihr sprecht.«

»Laßt es gut sein, Feiton«, sagte Mylady voll Heftigkeit. »Jeder Soldat ist ehrgeizig, nicht wahr? Ihr seid Leutnant und werdet dann meinem Leichenzug als Kapitän folgen.«

»Aber was habe ich Euch denn getan«, rief Feiton erschüttert, »daß Ihr mir eine solche Verantwortlichkeit vor Gott und den Menschen aufbürdet? In einigen Tagen seid Ihr fern von hier, Madame, Euer Leben steht nicht mehr unter meiner Bewachung, und dann«, fügte er mit einem Seufzer hinzu, »dann werdet Ihr tun, was Euch beliebt.«

»Also, Ihr«, sagte Mylady, als ob sie einer wahren Entrüstung nicht länger widerstehen könnte, »Ihr, ein heiliger Mann, Ihr, den man einen Gerechten nennt, Ihr verlangt nichts anderes, als

daß man Euch wegen meines Todes nicht anklagen könne?«

»Ich muß über Euer Leben wachen, Madame, und werde darüber wachen.«

»Aber begreift Ihr auch den Auftrag, den Ihr erfüllt? Ist er schon grausam, selbst wenn ich schuldig wäre, wie werdet Ihr ihn nennen, wenn ich unschuldig bin?«

»Ich bin Soldat, Madame, und vollziehe Befehle, die ich erhalten habe.«

»Glaubt Ihr, daß Gott beim Jüngsten Gericht die blinden Henker von den ungerechten Richtern trennen wird? Ihr wollt nicht, daß ich meinen Leib töte, und macht Euch zum Werkzeug des Menschen, der meine Seele töten will.«

»Ich wiederhole«, versetzte Feiton erschüttert, »es droht Euch keine Gefahr, und ich stehe für Lord Winter wie für mich selbst.«

»Wahnsinniger!« rief Mylady, »armer Wahnsinniger, der für einen anderen Menschen stehen will, während die Weisesten, die Gottgefälligsten nicht wagen können, für sich selbst zu stehen, und der sich zur stärkeren, glücklicheren Partei schlägt, um ein schwaches, unglückliches Geschöpf niederzutreten!«

»Unmöglich, Madame, unmöglich«, murmelte Feiton, der in der Tiefe seiner Seele die Richtigkeit dieser Worte fühlte. »Als Gefangene werdet Ihr durch mich nicht die Freiheit erhalten, als Lebende erhaltet Ihr durch mich nicht den Tod.«

»Ja«, rief Mylady, »ich werde verlieren, was mir teurer ist, als das Leben, ich werde die Ehre verlieren, Feiton, und Euch, Euch mache ich vor Gott und den Menschen für meine Schmach, meine Schande verantwortlich.«

Diesmal konnte Feiton trotz seiner wirklichen oder scheinbaren Unempfindlichkeit dem Einfluß nicht widerstehen. Diese schöne Frau, die so weiß und rein schien, zu sehen, wie sie bald in Tränen zerfloß, bald drohend dastand, der Macht des Schmerzes und der Schönheit Widerstand zu leisten, das war zu

viel für ein durch glühende Träume eines fanatischen Glaubens bereits erschüttertes Gehirn, für ein von der brennenden Liebe zum Himmel und von dem verzehrenden Haß gegen Menschen zernagtes Herz.

Mylady sah seine Unruhe; sie fühlte die Flamme widerstreitender Gefühle, die in den Adern des jungen Fanatikers brannte, und einem geschickten General gleich, der auf den wankenden Feind mit Siegesgeschrei anrückt, stand sie auf, ging, schön wie eine Priesterin des Altertums, begeistert wie eine christliche Jungfrau, mit ausgestreckten Armen und fliegenden Haaren, den Blick erleuchtet von dem Feuer, das bereits die Sinne des jungen Puritaners versengt hatte, auf ihn zu und rief mit ihrer sanften Stimme, der sie bei dieser Gelegenheit eine furchtbare Gewalt verlieh:

»So wirf sein Opfer vor den Baal

Und wirf den Märtyrer den Löwen vor.

Gott weckt in dir der Reue Qual,

Vom Abgrund dringt mein Ruf zu ihm empor.«

Feiton blieb wie versteinert auf seiner Stelle.

»Wer seid Ihr? Wer seid Ihr?« rief er, die Hände faltend.

»Seid Ihr ein Engel oder ein Teufel! Heißt Ihr Eloah oder Astarte?«

»Hast du mich nicht erkannt, Feiton? Ich bin weder ein Engel noch ein Teufel. Ich bin eine Tochter der Erde, ich bin eine Schwester deines Glaubens und nichts weiter.«

»Ja, ja, ich zweifelte noch, aber jetzt glaube ich.«

»Du glaubst und bist dennoch der Bundesgenosse dieses Beliaskindes, das man Lord Winter nennt? Du glaubst und läßt mich in den Händen meiner Feinde, des Feindes von England, des Feindes Gottes! Du glaubst, und dennoch überantwortest du mich dem, der die Welt mit seinen Ketzereien und Ausschweifungen erfüllt und befleckt, diesem schändlichen Sardanapal, den die Blinden den Herzog von Buckingham und

die Gläubigen den Antichrist nennen!«

»Ich Euch Buckingham überantworten! Was sagt Ihr da?«

»Sie haben Augen«, rief Mylady, »und werden nicht sehen, sie haben Ohren und werden nicht hören!«

»Ja, ja«, sagte Feiton, indem er mit den Händen über seine schweißbedeckte Stirn strich, als wollte er den letzten Zweifel entfernen, »ja, ich erkenne die Stimme, die in meinen Träumen mit mir spricht, ja, ich erkenne die Züge des Engels, der mir allnächtlich erscheint und meiner schlaflosen Seele zuruft: ›Schlag zu! Rette England, rette dich, denn du wirst sterben, ohne Gott gehorcht zu haben!‹ Sprecht, sprecht«, rief Feiton, »denn ich kann Euch jetzt verstehen.«

Ein Blitz furchtbarer Freude, aber rasch wie der Gedanke, sprang aus den Augen Myladys.

»Aber so spricht doch«, rief der junge Offizier, »sprecht, sprecht!«

»Euch meine Schmach und meine Schande anvertrauen!« rief Mylady, mit Schamröte im Gesicht. »Oh! Nie, nie werde ich dies über mich vermögen!«

»Gut, so verspricht es wenigstens, Euch nichts anzutun, bis zu dem Augenblick, wo wir uns wiedergesehen haben. Besteht Ihr dann noch auf Eurer Absicht, dann möget Ihr tun nach Eurem Willen, und ich selbst will Euch die Waffe liefern, um die Ihr mich gebeten habt.«

»Nun gut«, sagte Mylady, »Euret wegen will ich warten.« – »Schwört es.« – »Ich schwöre es bei unserem Gott. Seid Ihr jetzt zufrieden?« – »Ja«, sagte Feiton, »also auf heute nacht.«

Er stürzte aus dem Gemach, schloß die Tür wieder und wartete draußen, die Halbpikete des Soldaten in der Hand, wie wenn er anstelle des letzteren die Wache bezogen hätte.

Als der Soldat zurückkam, übergab ihm Feiton seine Waffe wieder.

Durch das Guckfensterchen, dem sie sich genähert hatte, sah

Mylady dann, wie der junge Mann sich mit wahnwitziger Inbrunst bekreuzigte und ganz außer sich vor Erregung in dem Gang verschwand.

Mit einem wilden, verächtlichen Lächeln auf ihren Lippen kehrte sie auf ihren Platz zurück und wiederholte lästernd den furchtbaren Namen Gottes, bei dem sie geschworen hatte, ohne ihn je kennengelernt zu haben.

»Mein Gott!« sagte sie höhrend, »du fanatischer Narr! Dein Gott bin ich selbst, und du derjenige, welcher mir helfen wird, mich zu rächen.«

Mylady hatte bereits einen halben Sieg errungen, und der Erfolg verdoppelte ihre Kräfte.

Gut auf den Empfang Feitons vorbereitet, konnte Mylady ihre Waffen für den nächsten Tag schärfen; sie wußte, daß ihr nur noch zwei Tage übrig blieben, daß, wenn der Befehl einmal von Buckingham unterzeichnet war, Lord Winter sie sogleich einschiffen ließ.

Indessen verging die Zeit. Die Stunden schienen eine nach der anderen im langsamen Vorüberwandeln die Glocke zu erwecken, und jeder Ton des ehernen Schlegels hallte in dem Herzen der Gefangenen wider.

Um zehn Uhr führte Feiton eine Wache auf, Mylady erkannte seinen Schritt; sie erriet ihn jetzt, wie eine Liebende den Geliebten ihres Herzens errät, und dennoch verachtete und verabscheute sie diesen schwachen Fanatiker.

»Höre«, sagte er zur Wache, »entferne dich unter keinem Vorwand von dieser Tür; denn du weißt, daß in der letzten Nacht ein Soldat von Mylady bestraft worden ist, weil er einen Augenblick seinen Posten verlassen hatte, und ich hielt doch während seiner kurzen Abwesenheit Wache.«

»Ja, ich weiß es«, sagte der Soldat.

»Ich empfehle dir also die pünktlichste Wachsamkeit; aber«, fügte er hinzu, »ich will hineingehen und zum zweitenmal das

Zimmer dieser Frau untersuchen, die, fürchte ich, Unseliges gegen sich selbst beabsichtigt, weshalb ich den Befehl erhalten habe, sie zu überwachen.«

Der Soldat begnügte sich zu lächeln.

»Zum Teufel«, sagte er, »das Unglück ist für Euch nicht groß, wenn man Euch einen solchen Auftrag gibt.«

Feiton errötete. Unter allen anderen Umständen würde er dem Soldaten, der sich einen solchen Scherz erlaubt, einen Verweis erteilt haben.

»Wenn ich rufe«, sagte er, »so komme, ebenso melde mir, wenn jemand kommt.« – »Jawohl, Leutnant«, erwiderte der Soldat.

Feiton trat bei Mylady ein. Mylady stand auf.

»Seid Ihr hier?« sagte sie. – »Ich hatte Euch zu kommen versprochen, und ich bin gekommen.«

»Ihr habt mir noch etwas anderes versprochen.« – »Was denn, mein Gott?« sagte der junge Mann, der trotz seiner Herrschaft über sich selbst seine Knie zittern und den Schweiß hervorbrechen fühlte.

»Ihr habt mir versprochen, mir ein Messer zu bringen und es mir nach unserer Unterredung zu lassen.« – »Sprecht nicht davon, Madame«, sagte Feiton, »es gibt keine Lage, wie schrecklich sie auch sei, die ein Geschöpf Gottes berechtigt, sich den Tod zu geben. Ich habe es mir überlegt, daß ich mich niemals einer solchen Sünde schuldig machen darf.«

»Ah, Ihr habt es Euch überlegt!« sagte die Gefangene, indem sie sich mit einem verächtlichen Lächeln auf ihren Sessel setzte, »auch ich habe überlegt.« – »Was?« – »Daß ich einem Mann, der sein Wort nicht hält, nichts zu sagen habe.« – »O mein Gott«, murmelte Feiton. – »Ihr könnt gehen«, sagte Mylady, »ich werde nicht sprechen.«

»Da ist das Messer!« rief Feiton und zog aus der Tasche die Waffe, die er seinem Versprechen gemäß mitgebracht hatte.

»Gebt es her«, sagte Mylady. – »Und was wollt Ihr damit machen?« – »Ich gebe es Euch im Augenblick wieder, Ihr legt es auf diesen Tisch und bleibt dann zwischen ihm und mir.«

Feiton reichte Mylady die Waffe, die deren Härte aufmerksam prüfte und deren Spitze an ihrem Finger probierte. »Gut«, sagte sie, das Messer dem jungen Offizier zurückgebend, »es ist von schönem und gutem Stahl, Ihr seid ein treuer Freund, Feiton.«

Feiton nahm die Waffe zurück und legte sie auf den Tisch, wie er es soeben mit seiner Gefangenen verabredet hatte. Mylady folgte ihm mit den Augen und machte eine Gebärde der Befriedigung.

»Jetzt«, sagte sie, »hört mich an.« Diese Aufforderung war unnötig, denn der junge Offizier stand vor ihr und harrete gierig ihrer Worte.

»Feiton«, sagte Mylady düster und feierlich, »Feiton, wenn Eure Tochter oder die Tochter Eures Vaters zu Euch spräche: Noch jung und zum Unglück ziemlich schön, wurde ich in eine Falle gelockt, ich widerstand, man legte doppelte Schlingen und zweifachen Hinterhalt, ich widerstand, man lästerte die Religion, der ich diene, den Gott, den ich anbede, ich widerstand, dann überhäufte man mich mit Beleidigungen, und da man meine Seele nicht zu verderben vermochte, so wollte man meinen Leib für immer brandmarken. Endlich ...«

Mylady hielt inne, und ein bitteres Lächeln glitt über ihre Lippen.

»Endlich?« wiederholte Feiton, »was geschah endlich?«

»Endlich, eines Abends, beschloß man, diesen Widerstand, den man nicht besiegen konnte, zu lähmen, man mischte in meinen Trank ein starkes Betäubungsmittel. Kaum hatte ich meine Mahlzeit beendet, als mich eine bisher nicht gekannte Schläfrigkeit überfiel. Obgleich ich ohne Mißtrauen war, ergriff mich doch eine unbestimmte Furcht, und ich versuchte gegen den Schlaf anzukämpfen. Ich erhob mich, wollte ans Fenster

eilen, um Hilfe rufen, allein meine Beine versagten mir den Dienst, ich streckte die Arme aus, ich versuchte zu sprechen und konnte doch nur unartikulierte Laute ausstoßen, ich wollte beten, aber meine Zunge war starr, und ich glitt auf den Fußboden, einem Schlaf zur Beute, der eher dem Tod glich.

Von allem dem, was in diesem Schlaf und während seiner Dauer vorging, ist mir nichts in Erinnerung, das einzige, dessen ich mich entsinne ist, daß ich, im Bett liegend, in einem runden Zimmer mit prächtigen Möbeln erwachte, in das nur durch eine Öffnung in der Decke Tageslicht fiel.

Es dauerte lange, bis ich mir über den Ort, an dem ich mich befand, und über alle Einzelheiten, die ich berichte, Rechenschaft geben konnte, mein Geist schien vergeblich zu kämpfen, um das schwere Dunkel dieses Schlafes, dem ich mich nicht entreißen konnte, abzuschütteln. Ich hatte dunkle Erinnerungen von einem zurückgelegten Weg, vom Rollen eines Wagens, von einem gräßlichen Traum, in dem sich meine Kräfte erschöpft hatten.

Ich erhob mich wankend, meine Kleider lagen neben mir auf einem Stuhl, ich erinnerte mich weder mich entkleidet noch ins Bett gelegt zu haben. Ich befand mich nicht mehr in dem Hause, das ich bewohnte. Soviel ich nach dem Sonnenlicht beurteilen konnte, war der Tag schon etwa zu zwei Drittel vorüber. Am Tag zuvor war ich eingeschlafen, mein Schlaf hatte also nahezu vierundzwanzig Stunden gedauert. Was war während dieses langen Schlafes geschehen?

Ich kleidete mich so schnell wie möglich an. Meine langsamen und steifen Bewegungen bekundeten, daß der Einfluß des Schlaftrunkes noch nicht ganz überwunden war.

Sicherlich war ich nicht die erste Gefangene, die sich in dieses prachtvolle Gefängnis eingeschlossen sah, aber Ihr findet es begreiflich, Feiton, je schöner das Gefängnis war, desto mehr entsetzte ich mich.

Ja, es war ein Gefängnis, denn ich versuchte vergeblich, aus

ihm hinauszukommen. Ich untersuchte alle Mauern, um eine Tür zu entdecken, überall gaben die Wände einen vollen Ton. Ich machte, irgendeinen Ausgang suchend, vielleicht zwanzigmal die Runde in dem Zimmer, es war keiner vorhanden. Ich sank, von Mattigkeit und Schrecken vernichtet, auf einen Stuhl.

Inzwischen brach die Nacht herein, und mit der Dunkelheit nahm meine Angst zu, es schien mir, als wäre ich von unbekanntem Gefahren umringt, in die ich bei jedem Schritt geraten mußte. Obgleich ich seit dem vorigen Tag nichts gegessen hatte, verspürte ich keinen Hunger.

Plötzlich machte mich das Kreischen einer Tür, die sich um ihre Angeln drehte, erzittern, eine Feuerkugel erschien oberhalb der Glasscheibe in der Decke und warf helles Licht in mein Zimmer. Mit Entsetzen bemerkte ich, daß ein Mann einige Schritte vor mir stand.

Ein Tisch mit zwei Gedecken und einem vollständig angerichteten Abendessen war wie durch Zauberei mitten in das Zimmer gestellt.

Es war derselbe Mann, der mich seit einem Jahr verfolgte, der geschworen hatte, mich zu entehren, und der mit den ersten Worten, die aus seinem Mund kamen, mir zu verstehen gab, daß er in der vorigen Nacht sein Ziel erreicht hatte.«

»Der Schurke!« murmelte Feiton.

»Ja, der Schurke!« rief Mylady, die freudig das Interesse gewährte, das der junge Offizier, dessen Seele an ihren Lippen zu hängen schien, an der sonderbaren Erzählung nahm, »ja, der Schurke! Er hatte geglaubt, es würde genügen, über mich im Schlaf triumphiert zu haben, und alles wäre gut. Er kam in der Hoffnung, ich würde meine Schande hinnehmen, weil meine Schande eine vollendete Tatsache war, er kam, um mir für meine Liebe sein Vermögen anzubieten.

Alles, was das Herz einer Frau an stolzer Verachtung und was sie an verächtlichen Worten aufzubringen vermag, ergoß ich

über diesen Mann. Wahrscheinlich war er an solche Vorwürfe gewohnt, denn er hörte mich ruhig lächelnd und mit über der Brust gekreuzten Armen an. Als er dann glaubte, daß ich fertig sei, schritt er auf mich zu. Ich stürzte zum Tisch, ergriff ein Messer und richtete es gegen meine Brust.

›Einen Schritt weiter?‹ rief ich ihm zu, ›und Ihr werdet außer meiner Schande auch noch meinen Tod zu verantworten haben.‹

Ohne Zweifel lag in meinem Blick, in meiner Stimme, in meinem ganzen Wesen jene Wahrhaftigkeit der Gebärde, der Haltung und des Tones, die selbst die lasterhaftesten Menschen überzeugt, denn er blieb stehen.

›Euren Tod?‹ erwiderte er, ›o nein, Ihr seid eine zu reizende Geliebte, als daß ich Euch auf diese Weise verlieren möchte, nachdem ich nur eine einzige Nacht das Glück hatte, Euch zu besitzen. Lebt wohl, meine Schöne! Ich werde mit meinen weiteren Besuchen so lange warten, bis Ihr in besserer Stimmung seid.‹

Bei diesen Worten piff er. Die Feuerkugel, die mein Zimmer erleuchtet hatte, bewegte sich nach oben und verschwand. Ich befand mich wieder im Dunkeln. Wiederum vernahm ich einen Augenblick lang dasselbe Geräusch einer sich öffnenden und schließenden Tür.

Dieser Augenblick war schrecklich, und hätte ich noch einige Zweifel an meinem Unglück gehabt, sie wären vor einer verzweiflungsvollen Wirklichkeit geschwunden. Ich war in der Gewalt eines Mannes, der mir schon einen unseligen Beweis von dem, was er auszuführen vermochte, gegeben hatte.«

›Aber wer war denn dieser Mann?‹ fragte Feiton.

›Ich verbrachte die Nacht, bei dem geringsten Geräusch zitternd, auf einem Stuhl, aber die Nacht verging, ohne einen neuen Versuch seitens meines Verfolgers. Der Tag brach an, der Tisch war verschwunden, das Messer allein hatte ich in der Hand. Dieses Messer war meine einzige Hoffnung.

Ich war wie vernichtet vor Ermattung, meine Augen brannten vor Schlaflosigkeit, ich warf mich aufs Bett, ohne mich von dem Messer, das mich nötigenfalls befreien sollte, zu trennen.

Als ich wieder erwachte, stand der angerichtete Tisch wieder da. Diesmal machte sich trotz meiner Furcht und Angst ein heftiger Hunger fühlbar, denn seit achtundvierzig Stunden hatte ich keine Nahrung zu mir genommen. Ich aß Brot und einiges Obst. Das Wasser, das auf dem Tisch stand, rührte ich nicht an, da ich mich des Schlaftrunkes erinnerte, der dem Wasser, das ich getrunken hatte, beigemischt war.

Trotz dieser Vorsicht blieb ich eine Zeitlang in einer schrecklichen Angst, aber diesmal war meine Furcht unbegründet. Der Abend kam, und mit ihm die Dunkelheit, meine Augen gewöhnten sich jedoch allmählich an sie. In der Dunkelheit gewahrte ich, wie der Tisch mitten im Fußboden versank, eine Viertelstunde danach erschien er mit meinem Abendessen wieder, einen Augenblick später wurde mein Zimmer von der Lampe wieder erhellt. Da stieg ein furchtbarer Gedanke in mir auf. Ich habe geschworen, Euch alles zu sagen, und ich werde es tun. Ich habe Euch die Wahrheit versprochen, ich werde sie sagen, sollte sie mich auch verderben.«

»Nicht wahr, es kam Euch der Gedanke, Rache an diesem Mann zu nehmen?« fragte Feiton.

»Jawohl«, versetzte Mylady, »ich weiß, dieser Gedanke ist kein christlicher, aber dieser Gedanke stieg in mir auf und verließ mich nicht mehr. Und für diesen verbrecherischen Gedanken muß ich nun büßen.«

»Fahrt fort, fahrt fort«, erwiderte Feiton.

»Ich aß nur etwas Obst und stellte mich, als ob ich Wasser aus der Flasche nähme. Nach dem Abendessen heuchelte ich dieselben Anzeichen der Erstarrung wie am Abend vorher, und wie wenn ich der Ermüdung erlänge, schleppte ich mich diesmal nach meinem Bett hin, ließ mein Gewand fallen und legte mich schlafen.

Mein Messer hatte ich unter dem Kopfkissen wiedergefunden, und während ich mich schlafend stellte, hielt meine Hand dessen Griff krampfhaft umspannt. Zwei Stunden vergingen, ohne daß sich etwas zutrug.

Endlich sah ich, wie die Lampe sich sachte in die Höhe hob und in der Decke verschwand, es wurde dunkel in meinem Zimmer, aber ich bemühte mich, mit meinen Blicken die Finsternis zu durchdringen.

Endlich vernahm ich das bekannte Knarren der sich öffnenden und wieder schließenden Tür. Trotz des dicken Teppichs hörte ich einen Schritt, unter dem der Fußboden knarrte, trotz der Dunkelheit sah ich einen Schatten, der sich meinem Bett näherte.«

»Rasch, rasch!« sagte Feiton, »seht Ihr nicht, daß mich jedes Eurer Worte wie geschmolzenes Blei brennt?«

»Nun nahm ich alle Kraft zusammen«, fuhr Mylady fort, »ich war mir bewußt, daß der Augenblick gekommen war, ich betrachtete mich als zweite Judith, ich vertraute auf mich selbst, auf mein Messer, und wie ich ihn vor mir sah, die Arme ausstreckend, um sein Opfer zu suchen, da stieß ich es mit einem Schrei äußersten Schmerzes und der Verzweiflung mitten in die Brust.

Der Elende! Er hatte alles vorhergesehen, seine Brust war mit einem Panzerhemd bedeckt, das Messer glitt ab.

›Ei, ei!‹ rief er, mich am Arm packend und mir die Waffe entwindend, die mir so übel gedient hatte, ›Ihr habt es auf mein Leben abgesehen, schöne Puritanerin? Das ist ja schon mehr als Haß, das ist Undankbarkeit! Aber so beruhigt Euch doch, mein schönes Kind! Ich hatte geglaubt, Ihr wäret sanfter geworden. Ich zähle nicht zu jenen Tyrannen, die Frauen mit Gewalt behalten. Ihr liebt mich nicht, ich zweifelte zuerst daran, aber jetzt bin ich davon überzeugt. Morgen sollt Ihr frei sein.‹

›Hütet Euch‹, erwiderte ich ihm, ›denn meine Freiheit

bedeutet Eure Schande.<

›Sprecht Euch deutlicher aus, meine schöne Sibylle.<

›Jawohl, sobald ich von hier fort bin, werde ich alles sagen, werde ich von der Gewalt reden, die Ihr mir angetan, und von der Gefangenschaft, in der Ihr mich gehalten habt. Ich werde dieses Haus der Schande anzeigen. Ihr seid zwar hoch gestellt, Mylord, aber zittert! Über Euch steht der König, über dem König steht Gott.<

So sehr mein Verfolger auch Herr über sich selbst zu sein schien, so konnte er doch eine Bewegung des Zorns nicht unterdrücken. Den Ausdruck seines Gesichts konnte ich nicht wahrnehmen, aber ich fühlte seinen Arm, auf dem meine Hand lag, erzittern.

›Dann werdet Ihr nicht von hier fortkommen!< sagte er.

›Gut, gut!< rief ich, ›dann soll der Ort meiner Qual auch der meines Grabes werden. Sei es, ich werde hier sterben, und Ihr sollt dann sehen, ob eine Tote, die Anklage erhebt, nicht noch schrecklicher ist als eine Lebende, die droht.<

›Man wird Euch keine Waffe lassen.<

›Es gibt eine, welche die Verzweiflung jedem Wesen zur Verfügung gestellt hat, das den Mut besitzt, sich ihrer zu bedienen. Ich werde Hungers sterben.<

›Je nun<, versetzte mein Feind in spöttischem Ton, ›das ist etwas anderes. Schließlich befindet Ihr Euch ja ganz gut hier, es mangelt Euch an nichts, und wollt Ihr durchaus Hungers sterben, so ist das Eure eigene Sache.<

Nach diesen Worten verließ er mich.

Der ganze folgende Tag und die Nacht vergingen, ohne daß ich ihn wiedersah. Ich aß und trank nicht. Den Tag und die Nacht verbrachte ich im Gebet, denn ich hoffte, daß mir Gott meinen Selbstmord verzeihen würde.

In der zweiten Nacht öffnete sich die Tür wieder. Ich lag hingestreckt auf dem Fußboden, die Kräfte begannen mir zu

versagen.

›Nun!‹ sagte eine Stimme zu mir, die zu furchtbar an mein Ohr schlug, als daß ich sie nicht wiedererkannt hätte, ›nun! Sind wir ein wenig sanfter geworden und wollen wir unsere Freiheit mit dem bloßen Versprechen der Verschwiegenheit bezahlen? Ich bin ein guter Mensch‹, fügte er hinzu, ›und obgleich ich die Puritaner nicht liebe, so lasse ich ihnen doch, wie den Puritanerinnen, wenn sie hübsch sind, Gerechtigkeit widerfahren. Wohlan, schwört mir beim Kreuz, und ich gebe mich damit zufrieden.‹

›Beim Kreuz?‹ rief ich, mich erhebend, denn beim Klang der verwünschten Stimme hatte ich alle meine Kräfte wiedergewonnen, ›beim Kreuz schwöre ich, daß kein Versprechen, keine Drohung, keine Marter mir je den Mund verschließen soll, beim Kreuz schwöre ich, Euch überall als einen Mörder, als einen Schänder der Frauenehre, als einen Feigling an den Pranger zu stellen, beim Kreuz schwöre ich, daß, wenn es mir gelingt, von hier zu entkommen, ich die ganze Menschheit zur Rache gegen Euch auffordern werde.‹

›Hütet Euch‹, rief die Stimme in so drohendem Ton, wie ich ihn noch nicht gehört hatte, ›ich habe noch ein äußerstes Mittel, das ich aber nur im Notfall anwenden will, um Euch den Mund zu schließen oder doch zu verhindern, daß man Euch ein einziges Wort von dem glaubt, was Ihr sagen wollt.‹

Ich nahm alle meine Kräfte zusammen, um mit einem Gelächter zu antworten.

Er sah ein, daß von nun an ein ewiger Krieg, ein Krieg auf Leben und Tod zwischen uns sein würde. ›Hört‹, sagte er, ›ich lasse Euch noch den Rest dieser Nacht und den morgigen Tag Zeit. Überlegt es Euch wohl, versprecht Ihr zu schweigen, so sollen Reichtum, Achtung und Ehre Euch umgeben, droht Ihr aber zu reden, so verurteile ich Euch zur Ehrlosigkeit.‹

›Ihr?‹ rief ich, ›Ihr?‹ – ›Zu ewiger, unauslöschlicher Schande!‹ – ›Ihr?‹ wiederholte ich. – Oh, ich sage Euch, Feiton,

ich hielt ihn für wahnsinnig. – ›Ja, ich!‹ versetzte er. – ›Ha, verlaßt mich!‹ erwiderte ich ihm, ›geht hinaus, wenn Ihr nicht wollt, daß ich mir vor Euren Augen den Kopf an der Wand zerschelle!‹

›Gut‹, entgegnete er, ›da Ihr es so wollt, auf morgen abend denn.‹ – ›Auf morgen abend!‹ versetzte ich, während ich verzweifelt niedersank.«

Nach einem kurzen Stillschweigen, während dessen Mylady den jungen Mann, der ihr ergriffen zuhörte, beobachtete, fuhr sie in ihrer Erzählung fort.

›Seit nahezu drei Tagen hatte ich weder getrunken noch gegessen, ich stand gräßliche Qualen aus, ich war dem Wahnsinn nahe.

Der Abend kam, ich war so schwach, daß ich alle Augenblicke in Ohnmacht fiel, und so oft ich ohnmächtig wurde, dankte ich Gott, denn ich glaubte, ich würde sterben. Während eines solchen Anfalls hörte ich, wie die Tür sich öffnete. Der Schrecken brachte mich zu mir. Er trat bei mir ein, ein maskierter Mann folgte ihm; er selbst trug ebenfalls eine Maske. Aber ich erkannte ihn an seinem Gang, an seiner Stimme, an seiner stattlichen Haltung, die ihm die Hölle zum Verderben der Menschheit verliehen hat.

›Nun‹, fragte er mich, ›seid Ihr entschlossen, mir den Schwur zu leisten, den ich von Euch verlangt habe?‹ – ›Ihr habt es selber gesagt: die Puritaner haben nur ein Wort. Meines habt Ihr bereits vernommen, es lautet dahin, daß ich Euch auf Erden bis vor den Richterstuhl der Menschen, im Himmel bis vor den Richterstuhl Gottes verfolgen werde.‹

›Ihr bleibt also dabei?‹ – ›Ich schwöre es vor Gott, der mich hört, die ganze Welt werde ich zum Zeugen Eures Verbrechens aufrufen, bis ich einen Rächer gefunden habe.‹ – ›Ihr seid eine Dirne‹, rief er mit Donnerstimme, ›und sollt die Strafe der Dirnen erleiden. Wenn Ihr in den Augen der Welt, die Ihr anruft, gebrandmarkt seid, dann mögt Ihr versuchen, dieser Welt zu

beweisen, daß Ihr weder schuldig noch wahnsinnig seid.«

Dann wandte er sich an seinen Begleiter und sagte zu ihm:
»Henker, tu deine Schuldigkeit.«

»Oh, seinen Namen, seinen Namen!« rief Feiton, »sagt mir seinen Namen!«

»Trotz meines Geschreies, trotz meines Widerstandes, denn ich fing an zu begreifen, daß es sich für mich um Schlimmeres als den Tod handelte, packte mich dann der Henker, warf mich zu Boden und hielt mich mit aller Gewalt fest. Von Schluchzen erstickt, fast besinnungslos, Gott anrufend, der mich nicht erhörte, stieß ich plötzlich vor Schmerz und Schande einen furchtbaren Schrei aus.

Ein glühendes Eisen, das Eisen des Henkers, war auf meine Schulter gedrückt worden.«

Feiton stieß ein Wutgebrüll aus.

»Seht«, sagte Mylady, indem sie sich mit der Hoheit einer Königin erhob, »seht, Feiton, so hat man ein neues Martyrium für das reine Mädchen erfunden, das ein Opfer der Roheit eines Schurken geworden war. Lernt das Herz der Menschen kennen und gebt Euch fürderhin weniger bereitwillig zum Werkzeug ihrer ungerechten Rache her.«

Mit einer raschen Bewegung öffnete Mylady ihr Kleid, zerriß den Batist, der ihren Busen bedeckte, und zeigte dem jungen Mann das unauslöschliche Brandmal, das ihre schöne Schulter schändete.

»Das ist aber eine Lilie, was ich hier sehe«, rief Feiton.

»Darin liegt gerade die Niederträchtigkeit«, antwortete Mylady. »Würde er das englische Brandmal angewandt haben, so hätte nachgewiesen werden müssen, welches Gericht mich dazu verurteilt hatte, und ich hätte zu diesem Zweck einen öffentlichen Aufruf an alle Gerichte des Königreiches ergehen lassen, aber mit dem französischen Brandmal ... Oh, damit war ich wirklich gebrandmarkt.«

Das war zuviel für Feiton.

Bleich und unbeweglich, von dieser furchtbaren Enthüllung niedergeschmettert, geblendet von der übermenschlichen Schönheit dieses Weibes, das sich mit einer ihm erhabenen scheinenden Schamlosigkeit vor ihm entblößte, fiel er schließlich vor ihr auf die Knie nieder, wie es die ersten Christen vor den reinen Märtyrerinnen taten, die von den Kaisern verfolgt und den blutdürstigen Lüsten der Bevölkerung im Zirkus preisgegeben wurden. Das Brandmal verschwand, die Schönheit allein blieb übrig.

»Verzeihung, Verzeihung!« rief Feiton, »oh, Verzeihung!«

In seinen Augen las Mylady: Liebe, Liebe!

»Verzeihung wofür?« fragte sie.

»Dafür, daß ich mich auf die Seite Eurer Verfolger gestellt habe.« – Mylady reichte ihm die Hand.

»So schön, so jung!« rief Feiton und bedeckte die Hand mit Küssen.

Es war mehr als Liebe, was er für sie empfand, er betete sie an.

Als die Erregung sich gelegt hatte und Mylady ihren Gleichmut wiedergewonnen zu haben schien, als Feiton jene Schätze der Liebe unter züchtigem Schleier sich wieder verhüllen sah, die vor ihm nur deshalb so gut verborgen wurden, damit er sie um so glühender begehren sollte, sagte er:

»Jetzt habe ich Euch nur noch um eines zu bitten, um den Namen Eures wahren Henkers, denn für mich gibt es nur einen, der andere war nur ein willenloses Werkzeug, weiter nichts.«

»Wie, mein Bruder!« rief Mylady, »ich muß ihn dir noch nennen? Hast du ihn nicht erraten?«

»Also er!« versetzte Feiton, »wiederum er! ... Immer wieder er! ... Der wahre Schuldige ...«

»Der wahre Schuldige ist der Verwüster Englands, der Verfolger der rechten Gläubigen, der feige Räuber der Ehre so

vieler Frauen! Er, der aus einer Laune seines verdorbenen Herzens so viel Blutvergießen über England bringt, der heute die Protestanten beschützt und sie morgen verraten wird!«

»Buckingham! Also Buckingham!« rief Feiton außer sich.

Mylady verbarg ihr Gesicht in den Händen, als vermöchte sie die Schmach nicht zu ertragen, an die dieser Name sie erinnerte.

»Buckingham! Der Henker dieses engelreinen Geschöpfes!« rief Feiton. »Und du hast ihn nicht mit deinem Donner niedergeschmettert, mein Gott! Und du lassest ihn erhaben, geehrt, mächtig, zu unser aller Verderben!«

»Gott verläßt den, der sich selbst verläßt«, sagte Mylady.

»Er will also auf sein Haupt die Strafe der Verdammung herabrufen«, fuhr Feiton mit wachsender Begeisterung fort. »Die menschliche Rache soll also der göttlichen Rache zuvorkommen!«

»Die Menschen fürchten und schonen ihn.«

»Oh, ich fürchte ihn nicht und werde ihn nicht schonen!« rief Feiton.

Bei diesen Worten sank Mylady, als ob alle ihre Kräfte erschöpft wären, schwach und schmachtend in die Arme des jungen Offiziers.

»Nein, nein«, rief er, »nein, du sollst leben, rein und geehrt. Du sollst über deine Feinde triumphieren.«

Mylady stieß ihn schwach mit der Hand zurück, während sie ihn mit dem Blick anzog

»Oh, den Tod! Den Tod!« sagte sie, die Stimme und die Augen verschleiernd. »Oh, lieber den Tod, als die Schande! ... Feiton, mein Bruder, mein Freund, ich beschwöre dich!«

»Nein«, rief Feiton, »nein, du sollst leben und gerächt werden.«

»Feiton, ich bringe allem Unglück, was mich umgibt. Feiton, verlaß mich! Feiton, laß mich sterben!«

»Wohl, so sterben wir miteinander!« rief er.

Es tönten mehrere Schläge an der Tür.

»Horch«, sagte sie, »man hat uns belauscht, man kommt! Es ist vorbei, wir sind verloren.«

»Nein«, sagte Feiton, »es ist die Wache, die mir meldet, daß jemand kommt.«

»Dann eilt an die Tür und öffnet selbst.«

»Was gibt es?« fragte der Offizier.

»Ihr habt mir gesagt, ich solle die Tür öffnen, wenn ich um Hilfe rufen höre, aber Ihr vergaßt, mir den Schlüssel zu lassen. Ich hörte Euch rufen, ohne daß ich verstand, was Ihr verlangtet, und wollte die Tür öffnen, aber sie war von innen verschlossen, und ich rief deshalb den Sergeanten.«

»Und hier bin ich«, sagte der Sergeant.

Verwirrt, beinahe verrückt, fand Feiton keine Worte. Mylady begriff, daß sie eingreifen müsse. Sie lief nach dem Tisch und ergriff das Messer, das Feiton darauf gelegt hatte.

»Und mit welchem Recht wollt Ihr mich hindern zu sterben?« fragte sie.

»Großer Gott!« rief Feiton, als er das Messer in ihrer Hand blinken sah.

In diesem Augenblick erscholl ein ironisches Gelächter im Flur. Von dem Lärm angelockt, stand Lord Winter im Schlafrock, den Degen unter dem Arm, auf der Türschwelle.

»Ah! Ah!« sagte er, »wir sind beim letzten Akt der Tragödie angelangt. Ihr seht, Feiton, das Drama hat alle Stufen durchlaufen, aber seid unbesorgt, es wird kein Blut fließen.«

Mylady begriff, daß sie verloren war, wenn sie nicht Feiton einen unmittelbaren und furchtbaren Beweis von ihrem Mut gab.

»Ihr täuscht Euch, Mylord, es wird Blut fließen. Möge es auf die zurückfallen, die es fließen lassen.«

Feiton stieß einen Schrei aus und stürzte auf sie zu. Es war zu

spät, Mylady hatte zugestochen. Aber das Messer hatte glücklicherweise – oder besser geschickterweise – den stählernen Schnürleib getroffen, der in jener Zeit wie ein Panzer die Brust der Frauen beschützte. Es hatte das Kleid zerrissen, war aber dann abgeglitten und schräg zwischen dem Fleisch und den Rippen eingedrungen. So war ihr Kleid in einer Sekunde mit Blut bedeckt. Sie sank zurück und schien ohnmächtig. Feiton entriß ihr das Messer.

»Seht, Mylord«, sagte er mit düsterer Miene. »Diese Frau war unter meine Obhut gestellt und hat sich getötet.«

»Seid unbesorgt, Feiton«, sagte Lord Winter, »sie ist nicht tot. Die Teufel sterben nicht so leicht, seid unbesorgt, erwartet mich in meinem Zimmer.«

»Aber, Mylord ...«

»Geht, ich befehle es Euch!«

Feiton gehorchte dem Befehl seines Vorgesetzten, aber er steckte das Messer in seinen Busen, als er sich entfernte. Lord Winter begnügte sich, die Frau zu rufen, die Mylady bediente, und als diese gekommen war, empfahl er ihr die noch immer ohnmächtige Gefangene und ließ sie mit dieser allein. Da jedoch die Wunde trotz seines Argwohns von Bedeutung sein konnte, so schickte er sogleich einen Reiter ab, um den Arzt zu holen.

*

Gegen vier Uhr morgens erschien der Arzt, doch hatte sich die Wunde bereits wieder geschlossen. Der Arzt konnte also weder ihre Richtung noch ihre Tiefe ermessen. Er erkannte nur an dem Puls der Kranken, daß die Sache nicht von Bedeutung war. Am Morgen schickte Mylady, unter dem Vorwand, die ganze Nacht nicht geschlafen zu haben und der Ruhe zu bedürfen, die Frau weg, die bei ihr wachte. Sie hegte die Hoffnung, Feiton werde zur Frühstücksstunde erscheinen, aber er kam nicht. Hatten sich

ihre Befürchtungen verwirklicht? Sollte Feiton, von Lord Winter beargwöhnt, in dem entscheidenden Augenblick sein Wort nicht halten können? Sie hatte nur noch einen Tag. Lord Winter hatte ihr für den 23. ihre Einschiffung angekündigt, und es war bereits der Morgen des 22. angebrochen. Trotzdem wartete sie noch geduldig bis zur Stunde des Mittagmahls. Obgleich sie am Morgen nichts gegessen hatte, wurde doch das Mittagessen zur gewöhnlichen Stunde gebracht. Mylady bemerkte mit Schrecken, daß die Soldaten, die sie bewachten, eine andere Uniform trugen.

Feiton war fort. Es waren andere Soldaten eingestellt; man mißtraute also Feiton. Das war ein entscheidender Schlag für die Gefangene.

Man trug das Abendessen auf. Mylady fühlte, daß sie der Kräfte bedurfte. Sie wußte nicht, was in dieser Nacht vorgehen konnte, die drohend herannahte, denn schwere Wolken wälzten sich am Himmel hin, und ferne Blitze kündigten einen Sturm an.

Der Sturm brach wirklich gegen zehn Uhr abends los. Mylady fand einen Trost darin, daß die Verwirrung in der Natur der in ihrem Herzen entsprach. Der Donner rollte in der Luft, wie der Zorn in ihrem Herzen. Es war ihr, als brauste der Wind über ihre Stirn, wie über die Bäume, deren Zweige er krümmte, und deren Blätter er fortriß. Sie heulte wie der Ozean, und ihre Stimme verlor sich in der großen Stimme der Natur. Plötzlich hörte sie an ein Fenster klopfen, und bei dem Schimmer eines Blitzes erblickte sie ein männliches Gesicht hinter den Gitterstangen. Sie lief nach dem Fenster und öffnete es.

»Feiton!« rief sie, »ich bin gerettet!« – »Ja, aber still, still! Ich brauche Zeit, um Eure Stangen zu durchsägen. Nehmt Euch in acht, daß sie Euch nicht durch das Gitter der Tür sehen.« – »Oh! Der Herr ist für uns, Feiton, sie haben das Gitter mit einem Brett verschlossen.« – »So ist es gut! Gott hat sie wahnsinnig gemacht.« – »Aber was habe ich zu tun?« – »Nichts, nichts, verschließt nur dieses Fenster wieder. Legt Euch schlafen, oder

legt Euch wenigstens ganz angekleidet auf Euer Bett. Sobald ich fertig bin, klopfe ich an die Scheibe. Aber könnt Ihr mir auch folgen?« – »Gewiß!« – »Eure Wunde?« – »Macht mir Schmerzen, hindert mich aber nicht zu gehen.« – »Haltet Euch also auf das erste Zeichen bereit.«

Mylady schloß das Fenster, löschte ihre Lampe aus und legte sich, wie ihr Feiton empfohlen hatte, auf ihr Bett. Endlich, nach Verlauf einer Stunde, klopfte Feiton abermals. Mylady sprang auf und öffnete. Zwei ausgebrochene Stangen bildeten eine Öffnung, durch die ein Mensch schlüpfen konnte.

»Seid Ihr bereit?« – »Ja. Soll ich etwas mitnehmen?« – »Geld, wenn Ihr habt!« – »Glücklicherweise hat man mir das, was ich besaß, gelassen.« – »Desto besser, denn ich habe das meinige aufgebraucht, um eine Barke zu mieten.« – »Nehmt«, sagte Mylady und legte Feiton einen Sack Gold in die Hände.

Feiton nahm den Sack und warf ihn an den Fuß der Mauer.

»Kommt nun!« – »Hier bin ich!«

Mylady stieg auf einen Stuhl und schlüpfte mit dem ganzen oberen Teil ihres Körpers durch das Fenster. Sie sah, daß der junge Offizier auf einer Strickleiter über dem Abgrund hing. Zum erstenmal erinnerte sie eine Regung der Angst daran, daß sie ein Weib war. Die gähnende Leere machte ihr bange.

»Ich dachte es mir«, sagte Feiton. – »Es ist nichts, ich werde mit geschlossenen Augen hinabsteigen.« – »Habt Ihr Vertrauen zu mir?« – »Könnt Ihr noch fragen?« – »Reicht mir Eure Hände, kreuzt sie. So ist es gut!«

Feiton band ihr die Handgelenke mit seinem Taschentuch zusammen und unwickelte das Taschentuch mit einem Strick.

»Was macht Ihr?« fragte Mylady erstaunt. – »Legt Eure Arme um meinen Hals und fürchtet Euch nicht.« – »Aber Ihr werdet durch mich das Gleichgewicht verlieren, und wir stürzen beide hinab.« – »Seid unbesorgt, ich bin Seemann!«

Man hatte keine Sekunde, um sich zu besinnen. Mylady legte

ihre Arme um Feitons Hals und ließ sich aus dem Fenster gleiten. Feiton fing an, die Sprossen langsam, eine nach der andern, hinabzusteigen. Trotz der Schwere der beiden Körper wurden sie vom Orkan hin und her bewegt. Plötzlich hielt Feiton inne.

»Was gibt es?« fragte Mylady. – »Still!« sagte Feiton, »ich höre Schritte!« – »Wir sind entdeckt!«

Es wurde wieder einen Augenblick still.

»Nein«, sagte Feiton, »es ist nichts.« – »Aber was ist denn das für ein Geräusch?« – »Es kommt von der Patrouille, die auf dem Rundengang geht.« – »Wo ist der Rundengang?« – »Gerade unter uns.« – »Sie wird uns entdecken.« – »Wenn keine Blitze kommen, nicht.« – »Sie wird unten an die Leiter stoßen.« – »Glücklicherweise ist diese um sechs Fuß zu kurz.« – »Mein Gott! Hier kommen sie!« – »Schweigt!«

Beide blieben zwanzig Fuß über der Erde unbeweglich und ohne zu atmen in ihrer Stellung. Währenddessen gingen die Soldaten lachend und plaudernd unter ihnen hin. Es war für die Flüchtlinge ein furchtbarer Augenblick. Die Patrouille zog weiter. Man hörte, wie sich das Geräusch ihrer Schritte immer mehr entfernte und das Gemurmel ihrer Stimmen schwächer wurde.

»Nun sind wir gerettet«, sagte Feiton.

Mylady stieß einen Seufzer aus und wurde ohnmächtig. Feiton fuhr fort, vorsichtig hinabzusteigen. Als er unten an der Leiter angelangt war und keine Stütze mehr für seine Füße fühlte, klammerte er sich mit den Händen fest, und als er die letzte Sprosse erreicht hatte, ließ er sich an den Handgelenken herabhängen und berührte mit den Füßen die Erde. Er bückte sich, hob den Geldsack auf und nahm ihn zwischen die Zähne.

Dann nahm er Mylady in seine Arme und entfernte sich rasch in einer Richtung, die jener entgegengesetzt war, die die Patrouille eingeschlagen hatte. Bald verließ er den Weg, stieg

über die Felsen hinab und ließ, am Ufer des Meeres angelangt, den scharfen Ton seiner Pfeife hören. Ein ähnliches Signal antwortete, und fünf Minuten später erschien eine Barke mit vier Mann. Sie kam so nahe wie möglich ans Ufer, aber sie hatte hier nicht genug Tiefe, um den Rand erreichen zu können. Feiton ging bis an den Gürtel ins Wasser, da er seine kostbare Bürde niemandem anvertrauen wollte. Zum Glück fing der Sturm an, sich ein wenig zu legen. Das Meer war jedoch immer noch aufgewühlt und die kleine Barke hüpfte wie eine Nußschale über die Wellen hin.

»Zur Schaluppe!« sagte Feiton, »und rasch vorwärts!«

Einen Augenblick später befanden sie sich auf dem Verdeck des Seglers.

»Kapitän«, sagte Feiton, »hier ist die Person, von der ich gesprochen habe und die Ihr gesund und wohlbehalten nach Frankreich bringen müßt.«

»Um tausend Pistolen«, entgegnete der Kapitän. – »Ich habe Euch fünfhundert gegeben.« – »Ganz richtig.« – »Und hier sind die andern fünfhundert«, sagte Mylady und fuhr in den Sack voll Gold. – »Nein, ich habe nur ein Wort, und dieses gab ich dem jungen Mann, die anderen fünfhundert Pistolen ist man mir erst schuldig, wenn wir in Boulogne ankommen.« – »Und wir werden ankommen?« – »Gesund und wohlbehalten, so wahr ich Jack Butler heiße.« – »Gut, wenn Ihr Euer Wort haltet, so gebe ich Euch nicht fünfhundert, sondern tausend Pistolen.« – »Dann Hurra für Euch, meine schöne Dame! Und Gott möge mir oft Kunden wie Eure Herrlichkeit schicken!«

»Zunächst fährt uns in die kleine Bucht von Chichester«, sagte Feiton, »vor Portsmouth, Ihr wißt, es ist verabredet, daß Ihr uns dahin bringen sollt!«

Als Antwort gab der Kapitän den Befehl zu dem erforderlichen Manöver, und um sieben Uhr abends ankerte das kleine Schiff in der bezeichneten Bucht. Es wurde verabredet, daß Mylady bis zehn Uhr auf Feiton warten sollte. Wäre er um

zehn Uhr nicht zurück, so sollte sie absegnen. Er sollte dann in Frankreich im Kloster der Karmeliterinnen in Bethune mit ihr zusammentreffen.

14

Feiton nahm von Mylady Abschied, wie ein Bruder, der einen Spaziergang machen will, von seiner Schwester Abschied nimmt, indem er ihr die Hand küßt. Er schien wieder vollständig ruhig zu sein, nur in seinen Augen loderte ein seltsamer Glanz.

Feiton stieg an Land, erklimmte eine kleine Erhöhung, grüßte Mylady zum letztenmal und lief nach der Stadt, deren Türme und Häuser er im Morgennebel vor sich erblickte.

Während seines raschen Laufes erinnerte sich Feiton an alle wahren und falschen Anschuldigungen gegen den Liebling Jakobs VI. und Karls I., die besonders von den Puritanern erhoben wurden, und die Verbrechen, deren ihn Mylady bezichtigte, schienen ihm noch viel schändlicher und strafwürdiger als alles andere. Bei dem eiligen Lauf erhitzte sich sein Blut noch mehr. Der Gedanke, daß er eine furchtbarer Rache preisgegebene Frau hinter sich ließ, die er liebte, oder vielmehr wie eine Heilige anbetete, die Aufregung der vorhergehenden Stunden und Tage, die gegenwärtige Anstrengung, alles steigerte seine Gefühle ins Maßlose.

Er erreichte Portsmouth gegen acht Uhr morgens. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, die Trommeln wurden in den Straßen und in den Häfen gerührt, und die zum Einschiffen bestimmten Truppen marschierten dem Meer zu. Mit Staub bedeckt und von Schweiß tiefend, erreichte Feiton den Admiralspalast. Sein gewöhnlich bleiches Gesicht war von Hitze und innerer Erregung purpurrot gefärbt. Die Wache wollte ihn zurückweisen, aber Feiton rief den Anführer des Postens, zog aus seiner Tasche den Brief, den er zu überbringen hatte,

und sagte nur die Worte: »Eilbote von Lord Winter.«

Bei dem Namen des Lords, den man als einen der vertrautesten Freunde Seiner Herrlichkeit kannte, gab der Anführer der Posten Befehl, Feiton, der die Uniform eines Marineoffiziers trug, passieren zu lassen. Feiton stürzte in den Palast. Im Augenblick, wo er in den Flur trat, erschien, auch bestaubt und atemlos, ein Mann, der vor der Tür ein Postpferd stehen ließ, das sogleich vor Erschöpfung in die Knie sank. Beide wandten sich zugleich an Patrick, den ersten Kammerdiener des Herzogs. Feiton nannte Lord Winter. Der Unbekannte wollte niemanden nennen und behauptete, er dürfe sich nur dem Herzog allein zu erkennen geben. Jeder verlangte vor dem andern den Eintritt. Patrick, der wußte, daß Lord Winter in dienstlichen und freundschaftlichen Verhältnissen zu dem Herzog stand, gab dem, der in des Lords Namen kam, den Vorzug. Der andere mußte warten, und man sah, wie sehr er diese Verzögerung verwünschte.

Der Kammerdiener ließ Feiton durch einen großen Saal gehen, in dem die Gesandten von La Rochelle, mit dem Fürsten von Soubise an der Spitze, warteten, und führte ihn in ein Kabinett, wo Buckingham, aus dem Bad kommend, seine Toilette vollendete, der er, wie immer, eine besondere Aufmerksamkeit widmete.

»Leutnant Feiton«, sagte Patrick, »von Lord Winter geschickt.« – »Von Lord Winter? Laßt ihn eintreten!«

Feiton trat ein. In diesem Augenblick warf Buckingham einen reichen, mit Gold bestickten Schlafrock auf das Sofa, um ein mit Perlen gesticktes Wams von blauem Samt anzuziehen.

»Warum ist Lord Winter nicht selbst gekommen?« fragte Buckingham. »Ich erwartete ihn diesen Morgen.«

»Er hat mich beauftragt, Eurer Herrlichkeit zu sagen, daß er sehr bedaure, nicht die Ehre haben zu können, aber er sei durch eine notwendige Bewachung im Schloß abgehalten.«

»Ja, ja«, sagte Buckingham, »ich weiß das, er hat eine Gefangene.« – »Gerade von dieser Gefangenen wollte ich mit Eurer Herrlichkeit sprechen.« – »Nun, so sprecht!« – »Was ich zu sagen habe, darf nur von Eurer Herrlichkeit gehört werden.« – »Laß uns allein, Patrick«, sagte Buckingham, »aber halte dich im Bereich der Glocke auf. Ich werde dich sogleich rufen.«

Patrick ging hinaus.

»Wir sind allein, Leutnant, sprecht nun.« – »Mylord, Lord Winter hat Euch kürzlich geschrieben und Euch in einem Brief gebeten, einen Deportationsbefehl für eine junge Frau namens Charlotte Backson zu unterzeichnen.« – »Ja, und ich habe ihm geantwortet, er möge nur diesen Befehl bringen oder schicken, und ich würde ihn unterzeichnen.« – »Hier ist er, Mylord.« – »Gebt.«

Er nahm das Papier aus Feitons Händen und warf einen raschen Blick darauf. Als er sah, daß es das richtige war, legte er es auf den Tisch, ergriff eine Feder und schickte sich an, es zu unterzeichnen.

»Um Vergebung, Mylord«, sagte Feiton, den Herzog zurückhaltend. »Weiß Eure Herrlichkeit, daß der Name Charlotte Backson nicht der wahre Name dieser jungen Frau ist?«

»Ja, ich weiß es«, antwortete der Herzog, die Feder in das Tintenfaß tauchend.

»Also kennt Eure Herrlichkeit ihren wahren Namen?« fragte Feiton in kurzem Ton.

»Ich kenne ihn.«

Der Herzog näherte die Feder dem Papier. Feiton erbleichte.

»Und obwohl Eure Herrlichkeit den Namen kennt«, sagte Feiton, »wollt Ihr dennoch unterzeichnen?« – »Allerdings, eher zweimal als einmal.«

»Ich kann nicht glauben«, fuhr Feiton wie gehetzt fort, »daß Eure Herrlichkeit weiß, daß es sich um Lady Winter handelt.«

»Ich weiß es sehr wohl, obgleich ich staune, daß Ihr es wißt.«

»Und Eure Herrlichkeit wird diesen Befehl ohne Gewissensbisse unterzeichnen?«

Buckingham schaute den jungen Mann stolz an.

»Wißt Ihr«, sagte er, »daß Ihr ganz seltsame Fragen an mich stellt, und daß es töricht von mir ist, darauf zu antworten?«

»Antwortet, Mylord, die Lage der Dinge ist verhängnisvoller, als Ihr wohl glaubt.«

Buckingham dachte, da der junge Mann von Lord Winter abgeschickt sei, so spreche er in dessen Namen und bezwang sich.

»Ohne irgendeinen Gewissensbiß«, sagte er, »und Lord Winter weiß so gut wie ich, daß Mylady eine große Verbrecherin ist, und daß man es fast als eine Gnade betrachten muß, wenn man ihre Strafe auf Deportation beschränkt.«

Der Herzog setzte die Feder auf das Papier.

»Ihr werdet den Befehl nicht unterzeichnen, Mylord!« rief Feiton, indem er einen Schritt auf den Herzog zuging.

»Ich werde den Befehl nicht unterzeichnen?« entgegnete Buckingham, »und weshalb nicht?« – »Weil Ihr Euch besinnen und Mylady Gerechtigkeit widerfahren lassen werdet.«

»Man würde ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man sie nach Tyburn schickte«, versetzte Buckingham, »Mylady ist eine Verbrecherin.« – »Mylord, Lady Winter ist ein Engel, Ihr wißt es wohl, und ich erbitte ihre Freiheit von Euch.«

»Seid Ihr von Sinnen«, sagte Buckingham, »daß Ihr so zu mir redet?« – »Entschuldigt, Mylord, ich rede, wie ich kann. Ich mäßige mich, bedenkt jedoch Mylord, was Ihr tun wollt, und hütet Euch, über das Maß hinauszugehen.« – »Wie, höre ich recht? ... Gott verzeih mir!« rief Buckingham, »aber ich glaube gar, Ihr droht mir!« – »Nein, Mylord, ich bitte noch und sage Euch: Wie ein Tropfen Wasser genügt, um ein volles Gefäß überlaufen zu lassen, so kann ein leichtes Vergehen die

Züchtigung auf das trotz so vieler Verbrechen bisher verschont gebliebene Haupt herabbeschwören.«

»Leutnant Feiton«, befahl Buckingham, »Ihr werdet sofort hinausgehen und Euch auf der Stelle in Arrest begeben.« – »Ihr sollt mich bis zum Ende anhören, Mylord. Ihr habt dieses junge Mädchen verführt, beschimpft, beschmutzt. Macht Eure Verbrechen an ihr wieder gut, laßt sie frei ziehen, das ist alles, was ich von Euch verlange.«

»Was Ihr von mir verlangt!« wiederholte Buckingham, indem er Feiton erstaunt ansah und jede Silbe dieser Worte betonte.

»Mylord«, fuhr Feiton fort, der immer aufgeregter wurde, je länger er sprach, »ganz England ist Eurer Frevel müde, Mylord, Ihr habt die königliche Gewalt, die Ihr an Euch gerissen, mißbraucht, Mylord, Ihr seid Gott und den Menschen zum Abscheu. Gott wird Euch später bestrafen, aber ich, ich bestrafe Euch heute.«

»Ah, das ist stark«, rief Buckingham mit einem Schritt gegen die Tür.

Feiton versperrte ihm den Weg.

»Unterzeichnet, Mylord, unterzeichnet die Freilassung von Lady Winter«, sagte Feiton und hielt dem Herzog ein Papier hin.

»Gewalt? Scherzt Ihr? Holla, Patrick!«

»Unterzeichnet, Mylord!«

»Nie!«

»Nie?«

»Herbei!« rief der Herzog und griff zu gleicher Zeit nach seinem Degen.

Aber Feiton ließ ihm keine Zeit, ihn zu ziehen; er hielt unter seinem Wams ein Messer verborgen, mit dem sich Mylady verwundet hatte. Mit einem Sprung war er beim Herzog.

Da trat Patrick in den Saal und rief: »Mylord, ein Brief aus Frankreich.«

»Aus Frankreich!« sagte der Herzog, der in diesem Augenblick alles um sich her vergaß und nur an die dachte, von der dieser Brief wohl kam.

Feiton benutzte diesen Moment und stieß ihm das Messer bis ans Heft in die Seite.

»Ha, Verräter!« schrie Buckingham, »du hast mich ermordet.«

»Mörder! Mörder! schrie Patrick.

Feiton schaute sich um, wo er entfliehen könnte. Als er die Tür geöffnet sah, stürzte er in das angrenzende Zimmer, wo die Abgeordneten von La Rochelle warteten, eilte hindurch und lief nach der Treppe. Aber auf der ersten Stufe begegnete er Lord Winter, der ihn, als er ihn, verstört, leichenblaß, an der Hand und im Gesicht mit Blut befleckt, herabstürzen sah, an der Gurgel faßte und ihm zurief: »Ich wußte es! Ich Unglücklicher!«

Feiton leistete keinen Widerstand. Lord Winter übergab ihn den Wachen, die ihn bis auf weiteren Befehl auf eine kleine, das Meer beherrschende Terrasse führten, und eilte selbst in Buckingham's Kabinett.

Bei des Herzogs Geschrei und dem Ruf Patrick's lief der Mann, den Feiton im Vorzimmer getroffen hatte, hastig in das Kabinett. Er fand den Herzog auf einem Sofa ausgestreckt, die Wunde mit krampfhafter Hand zudrückend.

»La Porte«, sagte der Herzog mit sterbender Stimme, »kommst du von ihr?«

»Ja, Mylord«, antwortete der getreue Diener Annas von Österreich, »aber vielleicht zu spät.«

»Still! Man könnte Euch hören. Patrick, laß niemanden herein. Oh! Ich soll nicht erfahren, was sie mir sagen läßt. Mein Gott, ich sterbe!«

Und der Herzog fiel in Ohnmacht. Indessen waren Lord Winter, die Abgeordneten, die Befehlshaber des zur Einschiffung bereiten Heeres und die Hausbeamten ins Zimmer

gedrungen. Überall erhob sich verzweifelter Geschrei. Die Nachricht, die den Palast mit Klagen und Seufzen erfüllte, wurde bald ruchbar und verbreitete sich in der Stadt.

Lord Winter raufte sich die Haare.

»Um eine Minute zu spät!« rief er, »um eine Minute zu spät! O mein Gott, welch ein Unglück!«

Man hatte ihm um sieben Uhr früh gemeldet, eine Strickleiter hänge an einem der Fenster des Schlosses. Er war sogleich in Myladys Zimmer gelaufen, hatte dieses leer, das Fenster offen und die Gitterstangen durchsägt gefunden. Es fiel ihm ein, was ihm d'Artagnan durch seinen Boten mündlich empfohlen hatte. Er zitterte für den Herzog, lief in den Stall, ohne sich Zeit zu nehmen, ein Pferd satteln zu lassen, bestieg das nächstbeste, eilte im stärksten Galopp davon, sprang im Hof herab, eilte die Treppe hinauf und beegnete, wie wir erzählten, Feiton auf der ersten Stufe.

Der Herzog war jedoch nicht tot. Er kam wieder zu sich, öffnete die Augen und alle waren von neuer Hoffnung belebt.

»Meine Herren«, sagte er, laßt mich mit Patrick und La Porte allein ... Ah! Ihr seid es, Lord Winter! Ihr habt mir heute morgen einen sonderbaren Narren geschickt, seht, was er mir getan hat!«

»Oh! Mylord«, rief Lord Winter, »Mylord, ich werde mich nie zu trösten wissen.«

»Und du hättest unrecht, mein guter Winter«, erwiderte Buckingham und reichte ihm die Hand. »Ich kenne keinen Menschen, der es verdiente, von einem andern ein ganzes Leben lang beklagt zu werden. Aber ich bitte dich, laß uns allein.«

Lord Winter entfernte sich schluchzend.

Es blieben nur noch der Verwundete, La Porte und Patrick. Man suchte einen Arzt und konnte keinen finden.

»Ihr werdet leben, Mylord, Ihr werdet leben«, wiederholte, vor dem Sofa des Herzogs kniend, der Bote Annas von

Österreich.

»Was schreibt sie mir?« fragte der Herzog mit schwacher Stimme, stark blutend und die furchtbaren Schmerzen bezwingend, um von der Geliebten sprechen zu können. »Was schreibt sie mir? Lies mir ihren Brief vor!«

La Porte erbrach das Siegel und legte dem Herzog das Schreiben unter die Augen, aber Buckingham versuchte vergebens, die Schrift zu unterscheiden.

»Lies doch«, sagte er, »lies doch. Ich sehe nichts mehr, lies doch, denn bald werde ich auch nicht mehr hören, und ich werde sterben, ohne zu erfahren, was sie mir geschrieben hat.«

La Porte las:

»Mylord,

Bei dem, was ich, seit ich Euch kenne, für Euch und durch Euch gelitten habe, beschwöre ich Euch, wenn Euch an meiner Ruhe etwas gelegen ist, nicht länger so furchtbar gegen Frankreich zu rüsten und einen Krieg zu führen, für den öffentlich die Religion als Vorwand gilt, während man im stillen sagt, Eure Liebe für mich sei die verborgene Ursache. Dieser Krieg kann nicht nur Frankreich und England schweres Unheil, sondern auch über Euch ein Unglück bringen, das mich trostlos machen würde.

Wacht über Euer Leben, das man bedroht, und das mir von dem Augenblick an teuer sein wird, wo ich nicht mehr genötigt sein werde, in Euch einen Feind zu sehen.

Eure wohlgewogene Anna.«

Buckingham raffte seine letzte Kraft zusammen, um diesen Brief anzuhören. Sobald er zu Ende war, fragte er, als hätte er eine bittere Enttäuschung erfahren:

»Habt Ihr mir nichts anderes mündlich zu sagen, La Porte?«

»Allerdings, Mylord. Die Königin beauftragte mich, Euch zu sagen, Ihr möchtet auf Eurer Hut sein, denn sie habe sichere Kunde, daß man Euch ermorden wolle.«

»Und das ist alles? Das ist alles?« versetzte Buckingham ungeduldig.

»Sie hat mich auch noch beauftragt, Euch zu sagen, daß sie Euch stets liebe.«

»Ah!« rief Buckingham, »Gott sei gelobt! Mein Tod wird also für sie nicht der Tod eines Fremden sein.«

La Porte zerfloß in Tränen.

»Patrick«, sagte der Herzog, »bring mir das Kästchen, in dem die diamantenen Nestelstifte eingeschlossen waren.«

Patrick brachte es eilends herbei.

»Jetzt das kleine Kissen von weißem Atlas, auf das ihr Namenszug in Perlen gestickt ist.«

Patrick gehorchte abermals.

»Seht, La Porte«, sagte Buckingham, »das sind die einzigen Pfänder, die ich von ihr besitze. Dieses silberne Kästchen und diese zwei Briefe. Ihr gebt sie Ihrer Majestät zurück, und zum letzten Andenken« ... er suchte mit den Augen einen kostbaren Gegenstand ... »fügt Ihr ...«

Er suchte abermals, aber sein vom Tod verdunkelter Blick traf nur das Messer, das Feitons Händen entfallen war, und dessen Klinge noch von frischrotem Blut troff.

»Und Ihr legt dieses Messer dazu!«

Er legte das kleine Kissen in das silberne Kästchen, ließ das Messer hineinfallen und machte La Porte ein Zeichen, daß er nicht mehr sprechen könne. Dann erfaßte ihn eine letzte krampfhaftige Zuckung, die er nicht mehr zu bekämpfen vermochte, und er glitt vom Sofa auf den Boden herab.

Patrick stieß einen Schrei aus. Buckingham wollte zum letztenmal lächeln, aber der Tod schlug seinen Gedanken in Fesseln, der wie ein letztes Lebewohl auf seine Lippen und seine Stirn geprägt blieb.

In diesem Augenblick trat der Arzt des Herzogs ganz verstört ein. Er war schon an Bord des Admiralschiffes gewesen. Er

näherte sich dem Herzog, nahm seine Hand, hielt sie einen Augenblick in der seinigen und ließ sie wieder fallen.

»Alles ist vergeblich«, sagte er, »er ist tot.«

»Tot! Tot!« rief Patrick.

Bei diesem Schrei drang alles wieder in den Saal, und überall herrschte Bestürzung und Aufruhr. Sobald Lord Winter Buckingham entseelt sah, lief er zu Feiton zurück, den die Soldaten auf der Terrasse des Palastes bewachten.

»Elender«, sagte er zu dem jungen Mann, der seit dem Tod Buckinghams seine ganze Ruhe und Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte. »Elender, was hast du getan? « – »Ich habe mich gerächt.«

»Du!« rief Lord Winter. »Sag lieber, daß du diesem verfluchten Weib als Werkzeug gedient hast, aber ich schwöre dir, dieses Verbrechen soll ihr letztes sein!«

»Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt«, entgegnete Feiton ruhig, »und ich begreife nicht, wovon Ihr sprecht, Mylord. Ich habe den Herzog von Buckingham getötet, weil er es zweimal abschlug, mich zum Kapitän zu ernennen. Ich habe ihn für seine Ungerechtigkeit bestraft, weiter nichts.«

Lord Winter wußte nicht, was er von diesen Worten denken sollte. Nur eins lagerte sich wie eine Wolke auf Feitons Stirn. Bei jedem Schritt, den er hörte, glaubte der betörte Puritaner den Schritt und die Stimme Myladys zu hören, die komme, sich in seine Arme zu werfen, sich mit ihm anzuklagen und dem Tod zu überantworten.

Plötzlich erbebt er. Sein Blick war auf einen Punkt im Meer gerichtet, das man von der Terrasse aus, auf der er sich befand, weit übersah. Ganz draußen hatte er ein Segel erblickt, das nach der Küste Frankreichs steuerte. Er erleichte, fuhr mit der Hand nach dem brechenden Herzen und erkannte den ganzen Verrat.

»Eine letzte Gnade« sagte er zu Lord Winter. – »Welche?« – »Wieviel Uhr ist es?« – »Neun Uhr.«

Mylady hatte die Abfahrt um anderthalb Stunden vorverlegt. Sobald sie den Kanonenschuß hörte, der das unglückliche Ereignis verkündete, gab sie Befehl, die Anker zu lichten.

»Es war Gottes Wille«, sagte Feiton, mit der Ergebung des Fanatikers, jedoch ohne seine Augen von dem Fahrzeug losreißen zu können, an dessen Bord er ohne Zweifel die weiße Gestalt derjenigen zu sehen glaubte, der sein Leben geopfert werden sollte. Lord Winter folgte seinem Blick, schaute in sein leidendes Antlitz und erriet alles.

»Du sollst zunächst allein bestraft werden, Elender«, sagte der Lord zu Feiton, der sich, die Augen nach der See gekehrt, wegführen ließ, »aber ich schwöre dir bei dem Andenken an meinen Bruder, daß deine Mitschuldige der Strafe nicht entgeht.«

Feiton neigte das Haupt, ohne eine Silbe zu sprechen. Lord Winter aber stieg rasch die Treppe hinab und begab sich zum Hafen.

15

Als König Karl I. von England vom Tod des Herzogs erfuhr, fürchtete er vor allem, die Rocheller könnten durch diese furchtbare Nachricht entmutigt werden, er suchte sie ihnen daher so lange wie möglich zu verheimlichen, ließ die Häfen im ganzen Königreich schließen und sorgfältig darüber wachen, daß kein Schiff auslaufen konnte, bis das Heer, das Buckingham ausrüstete, ausgelaufen wäre, und übernahm es selbst, die Abfahrt zu leiten.

Da er aber seinen Befehl erst fünf Stunden nach dem Ereignis, das heißt gegen zwei Uhr nachmittags, erließ, so waren bereits zwei Schiffe aus dem Hafen ausgelaufen; das eine führte Mylady, die den Mord vermutete, und darin noch durch den Anblick der schwarzen Flagge auf dem Admiralschiff bestärkt

wurde. Wen das zweite Schiff mit sich führte und wie es hinauskam, werden wir später mitteilen.

Während dieser Zeit begab sich nichts Neues im Lager von La Rochelle. Nur beschloß der König, der sich wie immer langweilte, heimlich das Fest des heiligen Ludwig in Saint-Germain mitzumachen, und ersuchte den Kardinal, eine Eskorte von zwanzig Musketieren für ihn bereitzustellen. Der Kardinal, den die Langeweile des Königs manchmal ansteckte, bewilligte seinem königlichen Stellvertreter einen Urlaub, und dieser versprach ihm, am 15. September zurück zu sein. Von Seiner Eminenz benachrichtigt, traf Monsieur de Treville Anstalten zur Reise, und da er, ohne die Ursache zu kennen, von dem lebhaften Verlangen seiner Freunde, nach Paris zurückzukehren, wußte, so schlug er sie zur Teilnahme an der Eskorte vor. Die vier jungen Leute erfuhren die Neuigkeit eine Viertelstunde nach Monsieur de Treville, denn sie waren die ersten, denen er sie mitteilte. Jetzt erst wußte d'Artagnan die Gunst recht zu schätzen, die ihm der Kardinal dadurch gewährt hatte, daß er ihn zu den Musketieren übertreten ließ. Ohne diesen Umstand hätte er im Lager zurückbleiben müssen, während seine Freunde abreisten.

Aramis hatte an Marie Michon, die Näherin von Tours, geschrieben, sie möchte von der Königin für Madame Bonacieux die Erlaubnis erwirken, das Kloster verlassen und sich nach Lothringen oder Belgien zurückziehen zu dürfen. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, und schon nach acht bis zehn Tagen hatte Aramis folgenden Brief empfangen:

»Mein lieber Vetter, Ihr erhaltet hier die Erlaubnis, unsere kleine Dienerin aus dem Kloster in Bethune fortzunehmen, da ihr Eurer Ansicht nach die Luft daselbst nicht zuträglich ist; meine Schwester schickt Euch diese Erlaubnis mit großem Vergnügen, denn sie liebt das kleine Mädchen gar sehr und hofft, ihr in der Folge nützlich zu sein.

Ich umarme Euch Marie Michon.«

Diesem Brief war eine in folgenden Worten abgefaßte Vollmacht beigelegt:

»Die Superiorin des Klosters in Bethune wird der Person, die ihr dieses Billett zustellt, die Novizin übergeben, die auf meine Empfehlung und unter meinem Patronat in ihr Kloster eingetreten ist.

Im Louvre, den 10. August 1628.

Anna.«

Die Freude unserer Musketiere über die unverhoffte Gelegenheit, nach Paris zu kommen und so Madame Bonacieux aus dem Kloster befreien zu können, war groß. Sie schickten die Bedienten mit dem Gepäck voraus und brachen am Sechzehnten morgens auf. Der Kardinal begleitete seine Majestät von Surgères bis Maupes, wo der König und sein Minister unter großen Freundschaftsbeteuerungen voneinander Abschied nahmen. Am Dreiundzwanzigsten in der Nacht zog die Eskorte durch Paris, der König dankte Monsieur de Treville und bevollmächtigte ihn, Urlaube auf vier Tage unter der Bedingung zu erteilen, daß sich keiner von den Begünstigten bei Strafe der Bastille an einem öffentlichen Ort sehen lasse.

Die vier ersten Urlaube, die bewilligt wurden, erhielten, wie sich leicht denken läßt, unsere vier Freunde. Athos erhielt sogar sechs Tage statt vier und ließ diesen sechs Tagen noch zwei Nächte hinzufügen, denn sie reisten am Vierundzwanzigsten abends um fünf Uhr ab, und Monsieur de Treville stellte den Urlaub vom Morgen des Fünfundzwanzigsten aus.

»Ei, du lieber Gott«, sagte d'Artagnan, der, wie man weiß, nie an etwas verzweifelte, »mir scheint, wir machen zu viel Aufhebens wegen einer so einfachen Geschichte. In zwei Tagen – wenn auch zwei oder drei Pferde draufgehen, daran ist mir wenig gelegen, ich habe ja Geld – bin ich in Bethune. Ich übergebe der Superiorin das Schreiben der Königin und bringe

den teuren Schatz, den ich suche, nicht nach Lothringen und nicht nach Belgien, sondern nach Paris, wo er besser versorgt sein wird, besonders solange der Kardinal in La Rochelle ist. Bleibt also hier, erschöpft euch nicht durch unnütze Anstrengungen. Ich und Planchet genügen vollkommen für eine so einfache Sache.«

Darauf erwiderte Athos ruhig:

»Wir haben auch Geld, denn ich habe den Rest des Ringes noch nicht ganz vertrunken, und Porthos und Aramis haben ihn noch nicht ganz verspeist. Wir können also ebensogut vier Pferde wie eines zuschanden reiten. Bedenkt wohl, d'Artagnan«, fügte er in so düsterem Ton bei, daß es den jungen Mann schauderte, »bedenkt wohl, daß der Kardinal in Bethune ein Stelldichein mit einem Weib verabredet hat, das überall, wohin es kommt, Unheil mit sich bringt. Hättet Ihr es nur mit vier Männern zu tun, d'Artagnan, so würde ich Euch allein ziehen lassen. So aber habt Ihr es mit jenem Weib zu tun. Wir wollen deshalb zu viert gehen, und möge es Gott gefallen, daß wir mit unseren Dienern zusammen zahlreich genug sind.«

»Ihr erschreckt mich, Athos«, rief d'Artagnan, »aber was befürchtet Ihr denn?«

»Alles«, antwortete Athos.

D'Artagnan schaute forschend seinen Gefährten ins Gesicht, allen war, wie bei Athos, der Stempel großer Sorge aufgeprägt. Im größten Galopp, aber ohne daß ein einziges Wort gesprochen wurde, setzte man die Reise fort.

Als sie in Arras anlangten, und d'Artagnan vor dem Gasthaus zur »Goldenen Egge« abstieg, um ein Glas Wein zu trinken, kam ein Reiter aus dem Posthof, wo er die Pferde gewechselt hatte, und sprengte mit verhängten Zügeln auf der Straße nach Paris fort. Im Augenblick wo er durch das große Tor in die Stadt ritt, öffnete der Wind den Mantel, in den er sich gehüllt hatte, und lüpfte seinen Hut, den der Reisende mit der Hand faßte und rasch wieder in die Stirn drückte. D'Artagnan heftete seinen

Blick auf diesen Menschen, erbleichte und ließ sein Glas fallen.

»Was habt Ihr, Monsieur?« fragte Planchet. »Holla! Herbei, Messieurs, mein Gebieter ist krank.«

Die drei Freunde liefen herbei und fanden d'Artagnan, der, statt sich übel zu befinden, nach seinem Pferd eilte. Sie hielten ihn auf der Schwelle zurück.

»Wo, zum Teufel, willst du denn hin?« rief ihm Athos zu.

»Er ist es!« erwiderte d'Artagnan, bleich vor Zorn und mit schweißtriefender Stirn, »er ist es, laßt mich ihn einholen.«

»Wer denn?«

»Er! Dieser Mensch!«

»Welcher Mensch?«

»Dieser verfluchte Mensch, mein böser Genius, dem ich stets begegnete, wenn ich von einem Unglück bedroht war, er, der die furchtbare Frau begleitete, als ich sie zum erstenmal erblickte; er, den ich suchte, als ich unsern Freund Athos herausforderte; er, den ich an demselben Morgen sah, da man Madame Bonacieux entführte; ich habe ihn gesehen, er ist es! Der Mann von Meung, ich habe ihn wiedererkannt, als der Wind seinen Mantel öffnete.«

»Zum Teufel!« sagte Athos nachdenklich.

»Auf die Pferde! Meine Herren, auf die Pferde! Wir wollen ihn verfolgen und werden ihn sicher einholen.«

»Mein Lieber«, sagte Aramis, »bedenkt, daß er in die entgegengesetzte Richtung reitet, daß er ein frisches Pferd hat und daß unsere Pferde ermüdet sind, daß wir also unsere Pferde ganz umsonst zu Tode reiten. Lassen wir also den Mann, d'Artagnan, und retten wir die Frau!«

»He, Monsieur!« rief ein Stallknecht, der dem Unbekannten nachlief. »He, Monsieur, hier ist ein Papier, das aus Eurem Hut fiel. He, Monsieur, he!«

»Mein Freund«, sagte d'Artagnan, »eine halbe Pistole für dieses Papier.«

»Gern, Monsieur, mit dem größten Vergnügen.«

D'Artagnan entfaltete das Papier.

»Nun?« fragten seine Freunde gespannt.

»Ein einziges Wort!« antwortete d'Artagnan.

»Ja«, sagte Aramis, »aber dieses Wort ist der Name einer Stadt.«

»Armentieres«, las Porthos. »Armentieres, das kenne ich nicht.«

»Und der Name dieser Stadt ist von ihrer Hand geschrieben.«

»Wir wollen das Papier sorgfältig bewahren«, sagte d'Artagnan. »Meine halbe Pistole ist vielleicht nicht verloren. Rasch auf die Pferde, meine Freunde!« Und die vier Gefährten sprengten im Galopp auf der Straße nach Bethune davon.

*

Mylady, für die offenbar der von der Vorsehung bestimmte Tag der Abrechnung noch nicht gekommen war, fuhr mitten durch die Kreuzer der beiden Nationen und gelangte ohne irgendeinen Unfall nach Boulogne. Als sie in Portsmouth landete, war sie eine durch die Verfolgung der Franzosen aus La Rochelle vertriebene Engländerin. Nach einer zweitägigen Fahrt in Boulogne landend, gab sie sich für eine Französin aus, die Engländer in Portsmouth aus Franzosenhaß mißhandelt hatten. Mylady trug übrigens den wirksamsten aller Pässe bei sich, ihre Schönheit und die Freigebigkeit, mit der sie die Pistolen ausstreute. Von den üblichen Formalitäten durch das höfliche Lächeln und die galanten Manieren eines alten Hafengouverneurs befreit, der ihr die Hände küßte, hielt sie sich in Boulogne nur so lange auf, bis sie einen in folgenden Worten gefaßten Brief auf die Post gegeben hatte:

»An Seine Eminenz, Monseigneur Kardinal von Richelieu, im Lager von La Rochelle.

Monseigneur, Eure Eminenz kann unbesorgt sein. Seine Herrlichkeit der Herzog von Buckingham wird nicht nach Frankreich aufbrechen.

Boulogne, den 25. abends.

Mylady.«

»NS: Nach dem Wunsche Eurer Eminenz begeben sich in das Kloster der Karmeliterinnen in Bethune, wo ich weiteren Befehlen entgegenstehe.«

Mylady machte sich wirklich noch an demselben Abend auf den Weg. Als die Nacht kam, mußte sie anhalten lassen und schlief in einem Gasthof. Am anderen Morgen um fünf Uhr reiste sie wieder ab und hatte nach drei Stunden Bethune erreicht. Sie ließ sich das Kloster der Karmeliterinnen zeigen und verfügte sich sogleich dahin.

Im Kloster gibt es wenig Zerstreuung, und es drängte die gute Vorsteherin, bald Bekanntschaft mit ihrer neuen Klostergängerin anzuknüpfen. Mylady wollte der Äbtissin gefallen, was einer Frau von so hervorragenden Eigenschaften nicht schwer fiel. Sie versuchte es, liebenswürdig zu sein. Sie war bezaubernd und gewann die Superiorin durch ihr fesselnde Unterhaltung und ihre Anmut.

Die Äbtissin, eine Tochter aus adeligem Haus, war vor allem auf Hofgeschichten versessen, die so selten bis hinter die Klostermauern gelangten. Mylady aber war mit allen aristokratischen Intrigen, inmitten derer sie fünf bis sechs Jahre gestanden hatte, wohl vertraut. Sie erzählte also der guten Äbtissin von allen interessanten Begebenheiten am französischen Hof. Sie machte sie mit der ganzen Skandalchronik der vornehmen Herren und Damen des Hofes, die die Äbtissin dem Namen nach kannte, vertraut, berührte auch die Liebschaft der Königin mit Buckingham und redete viel, um ein wenig zu hören.

Aber die Äbtissin begnügte sich zu hören und zu lächeln und

antwortete nicht. Da Mylady jedoch sah, daß die Erzählungen sie ergötzten, so fuhr sie fort, lenkte aber das Gespräch auf den Kardinal und sprach von den Verfolgungen, die sich der Kardinal gegen seine Feinde zuschulden kommen ließ. Die Äbtissin beschränkte sich darauf, sich zu bekreuzigen, ohne zu billigen oder zu mißbilligen. Dies bestärkte Mylady in ihrer Meinung, daß die Äbtissin mehr Royalistin als Anhängerin des Kardinals sei. Mylady trug immer dicker auf.

»In all diesen Verhältnissen weiß ich nicht Bescheid«, sagte die Äbtissin endlich, »aber wie fern wir auch vom Hof leben, wie sehr wir auch außerhalb der weltlichen Interessen stehen, so haben wir doch auch äußerst traurige Beispiele von der Wahrheit dessen, was Ihr uns da erzählt, und eine unserer Kostgängerinnen hat viel unter der Rache und den Verfolgungen Seiner Eminenz gelitten.«

»Eine Eurer Kostgängerinnen?« fragte Mylady. »O mein Gott! Die arme Frau! Wie sehr beklage ich sie!«

»Und Ihr habt recht, denn sie ist sehr zu beklagen. Gefangenschaft, Drohungen, schlechte Behandlung, alles hat sie erduldet. Indes«, fuhr die Äbtissin fort, »Seine Eminenz hatte vielleicht triftige Gründe, so zu handeln. Sie sieht zwar wie ein Engel aus, man darf die Leute aber nicht immer nach dem Äußern beurteilen.«

»Gut«, dachte Mylady, »wer weiß? Vielleicht erfahre ich hier noch etwas.«

Sie bemühte sich, ihrem Gesicht den Ausdruck vollkommener Aufrichtigkeit zu geben.

»Leider weiß ich es«, entgegnete Mylady. »Man sagt allerdings, den Gesichtszügen dürfe man nicht trauen, aber wem soll man dann noch Vertrauen schenken, wenn nicht dem schönsten Werk Gottes? Ich für meine Person werde vielleicht mein ganzes Leben lang getäuscht werden, aber ich werde einer Person Vertrauen schenken, deren Gesicht mir Sympathie einflößt.«

»Ihr fühlt Euch also versucht, diese junge Frau für unschuldig zu halten?«

»Seine Eminenz verfolgt nicht bloß Verbrecher«, versetzte sie, »gewisse Tugenden verfolgt er noch strenger als manche Freveltaten.« – »Da muß ich Euch doch mein Erstaunen ausdrücken«, erwiderte die Äbtissin. – »Und worüber?« fragte Mylady mit großer Naivität. – »Nun, über die Sprache, die Ihr führt.« – »Was findet Ihr denn so erstaunlich an dieser Sprache?« fragte Mylady lächelnd.

»Da Seine Eminenz Euch hierher schickt, so seid Ihr doch ohne Zweifel eine Freundin desselben, und gleichwohl ...«

»Und gleichwohl rede ich schlecht von ihm«, fuhr Mylady fort, den Gedanken der Äbtissin vollendend. – »Wenigstens redet Ihr nichts Gutes von ihm.« – »Weil ich eben nicht seine Freundin bin«, versetzte sie seufzend, »sondern sein Opfer.«

»Aber jener Brief, worin er Euch mir anempfiehlt ...?« – »Ist weiter nichts als ein mir erteilter Befehl, mich in einer Art Gefängnis so lange aufzuhalten, bis er mich von einem seiner Henkersknechte herausholen läßt.«

»Aber warum seid Ihr nicht geflohen?« – »Wohin sollte ich gehen? Glaubt Ihr, daß es einen Ort auf der Erde gibt, wo der Kardinal mich nicht erreichen könnte, wenn er sich die Mühe geben wollte, die Hand nach mir auszustrecken? Wäre ich ein Mann, so ginge es noch, aber was soll ich als Frau tun? Hat denn die junge Dame, die hier ist, zu fliehen versucht?«

»Allerdings nicht, aber bei ihr ist das etwas anderes. Ich glaube, sie wird durch eine Liebschaft in Frankreich zurückgehalten.« – »Wenn sie liebt«, erwiderte Mylady seufzend, »dann ist sie wenigstens nicht ganz unglücklich.«

»So sehe ich also noch eine arme Verfolgte vor mir?« sagte die Äbtissin, Mylady mit zunehmendem Interesse betrachtend.

»Ach, leider ja!« entgegnete Mylady.

Die Äbtissin schaute Mylady einen Augenblick prüfend an,

als ob ein neuer Gedanke in ihr aufsteige. »Ihr seid doch keine Feindin unseres heiligen Glaubens?« fragte sie stammelnd. – »Ich«, rief Mylady, »ich eine Protestantin! O nein, Gott, der uns hört, rufe ich zum Zeugen dafür an, daß ich im Gegenteil, eine eifrige Katholikin bin.« – »Dann beruhigt Euch, Madame«, erwiderte lächelnd die Äbtissin, »das Haus, in dem Ihr euch befindet, wird kein sehr strenges Gefängnis sein, und wir werden alles aufbieten, damit Ihr die Gefangenschaft lieb gewinnt. Noch mehr, Ihr sollt an der wegen irgendeiner Hofintrige verfolgten jungen Frau Gesellschaft finden. Sie ist liebenswürdig und anmutig.« – »Wie heißt sie?« – »Sie wurde mir von hoher Stelle unter dem Namen Kitty empfohlen. Nach ihrem andern Namen habe ich mich nicht erkundigt.« – »Kitty!« rief Mylady, »wie, seid Ihr dessen sicher?« – »Daß sie so heißt? Ja, Madame. Kennt Ihr sie etwa?«

Mylady lächelte in sich hinein bei dem Gedanken, der in ihr aufgestiegen war, die junge Frau könne ihre ehemalige Zofe sein. Wenn sie sich an dieses Mädchen erinnerte, ward sie von Zorn erfüllt, und das Verlangen nach Rache verzerrte Myladys Züge, doch nahmen sie sofort wieder den ruhigen und wohlwollenden Ausdruck an, den dieses Weib mit den hundert Gesichtern nur auf einen Augenblick aufgegeben hatte. »Und wann könnte ich diese junge Dame sehen, für die ich bereits eine so große Sympathie in mir fühle?«

»Heute abend, noch heute. Aber Ihr reist seit vier Tagen, wie Ihr mir selbst sagt, seid heute morgen um fünf Uhr aufgestanden und müßt Ruhe nötig haben. Legt Euch nieder und schlaft! Zur Stunde des Mittagessens werden wir Euch wecken.«

Obgleich Mylady den Schlaf hätte entbehren können, da all die Aufregungen, in die der Gedanke an ein neues Abenteuer ihr so ränkesüchtiges Herz versetzte, sie aufrechthielt, so nahm sie das Anerbieten der Äbtissin dennoch an. Die letzten zwölf oder vierzehn Tage hatte sie so viele Aufregungen durchgemacht, daß, wenn auch ihr eiserner Körper die Anstrengung noch hätte

aushaken können, ihr Geist doch der Ruhe bedurfte.

Sie verabschiedete sich daher von der Äbtissin und legte sich schlafen, sanft eingewiegt von den Rachegeanken, die der Name Kitty in ihr wachgerufen hatte. Sie gedachte jenes fast unbeschränkten Versprechens, das ihr der Kardinal gegeben hatte, falls ihr Unternehmen von Erfolg gekrönt sei. Es war ihr gegückt, d' Artagnan war ihr also verfallen!

Von diesen süßen Gedanken eingewiegt, schlief sie denn auch bald ein.

Sie wurde von einer lieblichen Stimme geweckt, die vom Fußende des Bettes her ertönte. Als sie die Augen öffnete, stand die Äbtissin in Begleitung einer jungen Frau mit blondem Haar und zarter Gesichtsfarbe vor ihr, die einen Blick voll wohlwollender Neugierde auf sie richtete.

Das Gesicht dieser jungen Frau war ihr vollständig unbekannt. Beide prüften sich mit gespannter Aufmerksamkeit, während sie die üblichen Begrüßungen austauschten. Mylady lächelte, als sie erkannte, daß sie an vornehmem Wesen und aristokratischem Benehmen die junge Frau weit übertraf.

Die Äbtissin stellte die Damen einander vor. Nach Beendigung dieser Förmlichkeit ließ sie die beiden jungen Frauen allein.

Die Novizin wollte, da sie Mylady noch im Bett sah, der Äbtissin folgen, aber Mylady hielt sie zurück.

»Wie, Madame«, sprach sie zu ihr, »kaum habe ich mit Euch gesprochen, schon wollt Ihr mich wieder Eurer Gegenwart berauben, auf die ich, offen gestanden, für die Zeit meines Aufenthalts für hier ein wenig zählte?«

»Gewiß nicht, Madame«, erwiderte die Novizin, »ich fürchtete nur, meine Zeit schlecht gewählt zu haben. Ihr schließt, Ihr seid müde.«

»Was können denn schlafende Menschen Besseres verlangen als ein angenehmes Erwachen?« versetzte Mylady. »Ein solches

Erwachen habt Ihr mir bereitet. Laßt es mich auch nach Herzenslust genießen.«

Sie ergriff dabei ihre Hand und zog sie auf einen neben dem Bett stehenden Sessel.

Die Novizin setzte sich.

»Mein Gott«, sagte sie, »wie schade! Ich befinde mich nun sechs Monate hier ohne einen Schatten von Zerstreuung; Ihr kommt, Eure Gegenwart sollte für mich eine liebliche Gesellschaft sein und wahrscheinlich habe ich nun in nächster Zeit das Kloster zu verlassen.«

»Wie? Ihr geht also bald von hier?«

»Wenigstens hoffe ich es«, erwiderte die Novizin mit einem freudigen Ausdruck, den sie nicht im mindesten zu verbergen bemüht war.

»Ihr habt, wie ich höre, durch den Kardinal gelitten«, fuhr Mylady fort. »Das ist ein weiterer Grund der Sympathie zwischen uns.«

»Also ist das, was mir unsre Mutter gesagt hat, wahr? Ihr seid ebenfalls ein Opfer des Kardinals?«

»Still, selbst hier dürfen wir nicht so von ihm sprechen. Mein ganzes Unglück kommt davon her, daß ich das, was Ihr soeben sagtet, in Gegenwart einer Frau äußerte, die ich für meine Freundin hielt und die mich verriet. Und Ihr, seid Ihr auch ein Opfer des Verrats?«

»Nein, sondern meiner Anhänglichkeit an eine Frau, die ich liebte, für die ich das Leben hingegeben hätte, für die ich es noch hingeben würde.«

»Und die Euch verlassen hat, nicht wahr?«

»Ich war so ungerecht, dies zu glauben, aber seit ein paar Tagen habe ich den Beweis vom Gegenteil erlangt und danke Gott dafür. Aber Ihr, Madame, scheint mir, seid frei, und wenn Ihr fliehen wolltet, so würde es nur von Euch abhängen.«

»Wohin soll ich gehen, ohne Freunde, ohne Geld, in einer

Gegend Frankreichs, die ich nicht kenne, wo ...«

»Oh«, rief die Novizin, »Freunde werdet Ihr überall finden, wo Ihr Euch nur zeigt. Ihr scheint so gut zu sein, und seid so schön!«

»Das hindert nicht«, erwiderte Mylady mit einem so süßen Lächeln, daß es ihr einen engelhaften Ausdruck verlieh, »daß ich allein und verfolgt bin.«

»Oh«, sagte die Novizin, »man muß die Hoffnung auf den Himmel nicht aufgeben, und es ist vielleicht ein Glück für Euch, daß Ihr mich getroffen habt, so gering ich auch bin; denn wenn ich diesen Ort verlasse, nun, dann werde ich einige mächtige Freunde haben, die auch für Euch etwas tun können.«

»Oh! Wenn ich sagte, ich sei allein«, erwiderte Mylady, in der Hoffnung, die Novizin zum Sprechen zu bringen, »so müßt Ihr nicht meinen, daß ich nicht auch einige hohe Bekanntschaften hätte, aber diese zittern vor dem Kardinal. Ich kenne Monsieur de Putange, ich habe in England Monsieur Dujart kennengelernt, ich kenne Monsieur de Treville.«

»Monsieur de Treville!« rief die Novizin, »Ihr kennt Monsieur de Treville, den Kapitän der Musketiere des Königs! Oh! Nun werdet Ihr sehen«, sagte die Novizin, »daß wir sogleich ganz gut miteinander bekannt, ja beinahe Freundinnen sein werden. Wenn Ihr Monsieur de Treville kennt, so müßt Ihr in seinem Haus gewesen sein.«

»Oft«, antwortete Mylady, die weiterlog, als sie merkte, daß sie auf diesem Weg zum Ziel kam.

»Ihr müßt bei ihm einige von seinen Musketieren gesehen haben?«

»Alle, die er gewöhnlich empfängt«, erwiderte Mylady.

»Kennt Ihr nicht einen Edelmann namens Athos?«

Mylady wurde so bleich wie die Leintücher, in denen sie lag, so sehr sie sich auch zu beherrschen suchte, schrie sie auf, während sie die Novizin bei der Hand faßte und mit dem Blick

verschlang.

»Wie? Was habt Ihr? Mein Gott«, fragte die junge Frau, »habe ich etwas gesagt, was Euch verletzte?«

»Nein, aber der Name ist mir aufgefallen, weil ich diesen Mann ebenfalls kenne, und weil es mir sonderbar vorkommt, daß ich jemanden finde, der so gut mit ihm bekannt ist.«

»O ja, sehr gut bekannt, und zwar nicht allein mit ihm, sondern auch mit seinen Freunden, den Herren Aramis und Porthos.«

»In der Tat? Auch sie kenne ich«, rief Mylady, die eine eisige Kälte in ihr Herz dringen fühlte.

»Nun, wenn Ihr sie kennt, so müßt Ihr wissen, daß es gute und brave Kameraden sind. Warum wendet Ihr Euch nicht an sie, wenn Ihr der Hilfe bedürft?«

»Das heißt«, stammelte Mylady, »ich stehe mit keinem von ihnen in einer wirklichen Verbindung. Ich kenne sie, weil ich einen von ihren Freunden, Monsieur d'Artagnan, von ihnen sprechen hörte.«

»Ihr kennt also Monsieur d'Artagnan!« rief die Novizin, die nun ihrerseits Mylady bei der Hand faßte und sie mit ihren Augen verschlang.

Dann sagte sie, als sie den sonderbaren Ausdruck in Myladys Blick gewahr wurde: »Um Vergebung, Madame, in welcher Eigenschaft kennt Ihr ihn?« – »Wie meint Ihr«, sagte Mylady verlegen, »in der Eigenschaft eines Freundes.« – »Ihr täuscht mich, Madame«, sagte die Novizin, »Ihr seid seine Geliebte gewesen!« – »Ihr seid es gewesen, Madame.« – »Ich!« rief die Novizin. – »O ja, Ihr. Ich erkenne Euch jetzt. Ihr seid Madame Bonacieux.«

Die junge Frau wich voll Staunen und Schrecken zurück.

»Oh! Leugnet nicht, antwortet«, sagte Mylady.

»Nun ja, Madame, ich liebe ihn. Sind wir Nebenbuhlerinnen?«

In Myladays Gesicht leuchtete ein so wildes Feuer, daß Madame Bonacieux unter andern Umständen voll Angst entflohen wäre; aber jetzt wurde sie einzig und allein von der Eifersucht beherrscht.

»Sprecht, laßt hören, Madame«, fuhr sie mit einer Energie fort, deren sie gar nicht fähig schien. »Seid Ihr seine Geliebte gewesen?«

»O nein!« rief Mylady mit einer Betonung, die keinen Zweifel an der Wahrheit dessen, was sie sagte, übrig ließ. »Nie, nie!«

»Ich glaube Euch«, sagte Madame Bonacieux, »aber warum dieser Schrei?«

»Wie, Ihr begreift nicht, daß d'Artagnan, der mein Freund war, mich zu seiner Vertrauten gewählt hatte?« – »Wirklich?«

»Begreift, daß ich alles weiß, Eure Entführung, seine Verzweiflung, seine Nachforschungen. Und ich soll nicht staunen, wenn ich mich so unvermutet in Eurer Nähe befinde, nachdem wir so oft von Euch gesprochen haben, die er mit der ganzen Macht seiner Seele liebt, so daß auch ich Euch lieben mußte, noch ehe ich Euch gesehen hatte? Ach! Teure Constance, endlich finde ich Euch!«

Und Mylady streckte ihre Arme nach Madame Bonacieux aus, die jetzt überzeugt war, in dieser Frau eine ergebene und aufrichtige Freundin zu erblicken.

»Ihr wißt, was ich gelitten habe, da er Euch sein Leid mitgeteilt hat. Aber für ihn dulden ist Glück. Und dann ist mein Unglück seinem Ende nahe. Morgen, heute abend vielleicht werde ich ihn wiedersehen, und dann besteht die Vergangenheit nicht mehr für mich«

»Diesen Abend? Morgen?« rief Mylady, durch diese Worte aus ihren Gedanken gerissen. »Was wollt Ihr damit sagen? Erwartet ihr etwa Nachricht von ihm?« – »Ihn selbst!« – »D'Artagnan hier!« – »Er selbst.«

»Das ist unmöglich! Er befindet sich mit dem Kardinal vor La

Rochelle und wird erst nach der Einnahme der Stadt nach Paris zurückkehren.«

»Ihr glaubt das, aber sagt, ist meinem d'Artagnan, diesem trefflichen und hochgesinnten Edelmann, etwas unmöglich?«

»Ah! Ich kann es nicht glauben.«

»Nun, so lest doch«, sagte die junge Frau, im Übermaß ihrer Freude und ihres Stolzes, indem sie Mylady einen Brief überreichte.

»Die Schrift der Madame de Chevreuse!« sagte Mylady zu sich. »Ah, ich dachte mir wohl, daß sie von dieser Seite Nachrichten hätten!«

Und begierig las sie folgende Zeilen:

»Mein liebes Kind! Haltet Euch bereit, unser Freund wird Euch bald besuchen, und er kommt nur, um Euch aus dem Gefängnis, in dem man Euch zu Eurer Sicherheit verbarg, zu holen. Bereitet also alles zur Abreise vor und verzweifelt nie an uns.

Unser liebenswürdiger Gascogner hat sich tapfer und treu wie immer gezeigt; sagt ihm, daß man ihm an gewisser Stelle für den Wink, den er gegeben hat, sehr dankbar ist.«

In diesem Augenblick hörte man den Galopp eines Pferdes.

»Oh!« rief Madame Bonacieux, ans Fenster stürzend, »sollte er es sein?«

Mylady war vor Erstaunen wie in Stein verwandelt auf dem Bett geblieben.

»Ach nein«, sagte Madame Bonacieux, »es ist ein Mann, den ich nicht kenne. Es scheint, er kommt hierher. Er reitet langsamer – er hält vor der Tür – er läutet.«

Mylady sprang auf.

»Seid Ihr ganz sicher, daß er es nicht ist?« fragte sie. – »Gewiß, ganz sicher.« – »Ihr habt vielleicht nicht recht gesehen.« – »Oh! Sähe ich nur die Feder seines Hutes, nur den Zipfel seines Mantels, ich würde ihn sofort erkennen!«

Mylady zog sich an.

»Und dieser Mann kommt hierher, sagt Ihr?« – »Ja, er ist eingetreten.« – »Entweder kommt er Euret- oder meinetwegen.« – »O mein Gott! Wie aufgereggt Ihr ausseht!«

»Ja, ich gestehe es, ich teile Eure Zuversicht nicht, ich fürchte alles vom Kardinal.«

»Still!« sprach Madame Bonacieux, »man kommt.«

Die Tür öffnete sich und die Äbtissin trat ein.

»Kommt Ihr von Boulogne?« fragte sie Mylady.

»Allerdings«, antwortete diese, indem sie ihre Kaltblütigkeit wiederzuerlangen suchte. »Wer fragt nach mir?«

»Ein Mann, der seinen Namen nicht nennen will, aber vom Kardinal kommt.«

»Und mich sprechen will?« sagte Mylady.

»Der eine Dame sprechen will, die von Boulogne eingetroffen sein soll.«

»Dann laßt ihn eintreten, Madame!«

»O mein Gott, mein Gott!« rief Madame Bonacieux, »sollte es eine schlimme Kunde sein?« – »Ich befürchte es.« – »Ich lasse Euch mit diesem Fremden allein, aber sobald er sich entfernt hat, kehre ich mit Eurer Erlaubnis wieder zurück.«

Die Äbtissin und Madame Bonacieux verließen das Zimmer.

Mylady blieb, die Augen auf die Tür geheftet, allein. Bald hörte man Sporengeklirr auf der Treppe. Dann näherten sich Schritte, die Tür wurde geöffnet und ein Mann erschien.

Mylady stieß einen Freudenschrei aus. Dieser Mann war der Comte de Rochefort, die ergebenste Seele Seiner Eminenz.

»Ah!« riefen Rochefort und Mylady zugleich. – »Und Ihr kommt?« fragte Mylady. – »Von La Rochelle. Und Ihr?« – »Von England.« – »Buckingham?« – »Tot oder gefährlich verwundet. Als ich abreiste, ohne etwas von ihm erlangen zu können, ermordete ihn ein Fanatiker.« – »Ah«, sagte Rochefort

lächelnd, »das ist ein äußerst glücklicher Zufall, worüber sich Seine Eminenz ungemein freuen wird. Habt Ihr Ihn davon in Kenntnis gesetzt?« – »Ich habe von Boulogne aus geschrieben. Aber wie kommt Ihr hierher?« – »Seine Eminenz war in Unruhe und schickte mich aus, um Euch zu suchen.« – »Ich bin erst gestern hier angekommen.« – »Und was habt Ihr gestern gemacht?« – »Ich habe meine Zeit nicht verloren.« – »Oh, das kann ich mir wohl denken.« – »Wißt Ihr, wen ich hier getroffen habe?« – »Nein.« – »Ratet!« – »Wie soll ich?« – »Die junge Frau, die die Königin aus dem Gefängnis befreit hat.« – »Die Geliebte des kleinen d'Artagnan?« – »Ja, Madame Bonacieux, deren Zufluchtsstätte der Kardinal nicht kannte.« – »Nun, das ist abermals ein glücklicher Zufall, der dem Kardinal sehr angenehm sein wird.« – »Könnt Ihr Euch mein Erstaunen denken, als ich mich dieser Frau gegenüberfand?« – »Kennt sie Euch?« – »Nein.« – »Dann hält sie Euch für eine Fremde?« – Mylady lächelte. »Ich bin Ihre beste Freundin.« – »Bei meiner Ehre! Nur Ihr, Mylady, könnt solche Wunder wirken.« – »Es geschah zur rechten Zeit, Comte, denn wißt Ihr, was vorgeht?« – »Nein.« – »Man will sie morgen oder übermorgen aufgrund eines Befehls der Königin holen.« – »Wirklich? Und wer?« – »D'Artagnan und seine Freunde.« – »In der Tat? Sie treiben es so arg, daß wir sie in die Bastille schicken müssen.« – »Warum ist dies nicht bereits geschehen?« – »Was wollt Ihr? Der Kardinal hat für diese Menschen eine mir ganz unbegreifliche Vorliebe.« – »Wirklich? Nun so sagt ihm, Rochefort, daß unsere Unterredung in der Herberge ›Zum roten Taubenschlag‹ von diesen vier Menschen belauscht worden ist, sagt ihm, daß einer von ihnen nach seiner Entfernung heraufkam und mir mit Gewalt den Geleitbrief entriß, den er mir gegeben hatte, sagt ihm, daß Lord Winter von meiner Fahrt nach England benachrichtigt wurde, daß sie auch diesmal beinahe meine Sendung vereitelt hätten, wie sie die mit den Nestelstiften vereitelten. Sagt ihm, daß von diesen vier Menschen nur zwei,

d'Artagnan und Athos, zu fürchten sind, sagt ihm, daß der dritte der Liebhaber von Madame Chevreuse ist. Man muß diesen leben lassen, man weiß sein Geheimnis, er kann von Nutzen sein, der vierte, Porthos, ist ein Einfaltspinsel, der keine Beachtung verdient.« – »Aber alle vier müssen jetzt vor La Rochelle sein.« – »Ich glaubte dies, wie Ihr, aber ein Brief, den Madame Bonacieux von Madame de Chevreuse erhalten und mir gezeigt hat, gibt mir die Überzeugung, daß sie sich aufgemacht haben, sie zu entführen.« – »Zum Teufel, was ist da zu machen?« – »Was hat Euch der Kardinal für mich aufgetragen?« – »Eure geschriebenen oder mündlichen Depeschen in Empfang zu nehmen und mit Postpferden zurückzukehren. Sobald er weiß, was Ihr getan habt, wird er Befehl geben, was Ihr tun sollt.« – »Ich muß also hierbleiben?« – »Hier oder in der Umgebung.« – »Ihr könnt mich nicht mitnehmen?« – »Nein, der Befehl ist streng. In der Gegend des Lagers könntet Ihr erkannt werden, und Eure Gegenwart würde, wie Ihr wohl begreift, Seine Eminenz besonders nach dem, was da drüben vorgefallen ist, kompromittieren. Doch sagt mir, wo Ihr Nachrichten vom Kardinal erwarten wollt, damit ich stets weiß, wo ich Euch treffen kann.« – »Wahrscheinlich bin ich nicht imstande, hier zu bleiben.« – »Warum?« – »Ihr vergeßt, daß meine Feinde jeden Augenblick ankommen können.« – »Das ist wahr, aber dann wird die Kleine Seiner Eminenz ent schlüpfen.«

»Bah!« sagte Mylady mit einem eigentümlichen Lächeln. »Ihr vergeßt, daß ich ihre beste Freundin bin.« – »Ah! Das ist wahr. Ich darf also dem Kardinal sagen, in Beziehung auf diese Frau ...« – »Könne er ruhig sein.« – »Was soll ich nun tun?« – »Sogleich abreisen. Es scheint mir, die Nachrichten, die Ihr bringt, sind wert, daß man sich beeilt.« – »Mein Wagen ist gebrochen, als ich in Lilliers einfuhr.« – »Vortrefflich!« – »Wie, Ihr findet das vortrefflich?« – »Ja, denn ich bedarf Eures Wagens.« – »Wie soll ich dann aber reisen?« – »Zu Pferd.« –

»Ihr habt gut reden, hundertundachtzig Meilen.« – »Was will das heißen?« – »Die wollen zurückgelegt sein. Und dann?« – »Wenn Ihr durch Lilliers kommt, schickt Ihr mir Euren Wagen und befiehlt Eurem Diener, sich mir zur Verfügung zu stellen.« – »Gut.« – »Ihr habt ohne Zweifel irgendeinen Ausweis vom Kardinal bei Euch.« – »Ich habe meine Vollmacht.« – »Zeigt sie der Äbtissin und sagt ihr, daß man mich heute oder morgen holen werde und daß ich der Person zu folgen habe, die sich in Eurem Namen einfinden wird.« – »Ihr werdet mich also erwarten? Doch wo? ...« – »Laßt mich einen Augenblick nachdenken ... halt, ja, in Armentieres.« – »Was ist das, Armentieres?« – »Ein Städtchen an der Lys; da brauche ich nur über den Fluß zu gehen und befinde mich dann in fremdem Land.« – »Vortrefflich! Aber es versteht sich, daß Ihr nur im Fall einer Gefahr über den Fluß geht.« – »Das versteht sich.«

»Und Ihr sagtet, Ihr erwartet mich in Armentieres?«

»Jawohl, in Armentieres.«

»Schreibt mir diesen Namen auf ein Stück Papier, ich könnte ihn sonst vergessen, ein Städtchen ist doch nicht kompromittierend, nicht wahr?«

»Wer weiß? Doch gleichviel«, sagte Mylady, »ich setze mich der Gefahr aus.«

Mylady nahm einen Zettel, schrieb rasch den Namen des Ortes darauf und gab ihn sodann dem Comte. »Und nun adieu!« – »Adieu, Mylady.« – »Empfehl mich dem Kardinal!« – »Empfehl mich dem Satan!«

Mylady und Rochefort tauschten ein Lächeln und trennten sich. Eine Stunde nachher sprengte Rochefort in stärkstem Galopp aus Bethune. Nach fünf Stunden kam er durch Arras. Unsere Leser wissen bereits, wie er von d'Artagnan wiedererkannt wurde, wie dieses Wiedererkennen den vier Musketieren Furcht einflößte und sie zur größten Eile trieb.

Kaum war Rochefort fort, so erschien Madame Bonacieux

wieder. Sie traf Mylady mit lachendem Gesicht.

»Nun«, sagte die junge Frau, »was Ihr befürchtet habt, ist also eingetroffen. Heute abend oder morgen läßt der Kardinal Euch holen.«

»Wer hat Euch das gesagt, meine Liebe?« fragte Mylady. – »Ich habe es aus dem Mund des Boten selbst.« – »Kommt, setzt Euch ein wenig zu mir«, sagte Mylady. – »Da bin ich.« – »Wartet, bis ich mich versichert habe, daß uns auch niemand hört.« – »Weshalb alle diese Vorsichtsmaßregeln?« – »Ihr werdet es noch erfahren.«

Mylady stand auf und ging nach der Tür, öffnete sie, blickte auf den Gang hinaus, kam dann zurück und setzte sich neben Madame Bonacieux.

»Dann hat er also seine Rolle gut gespielt«, sagte sie. – »Wer denn?« – »Der Herr, der sich der Äbtissin als Abgesandter des Kardinals vorgestellt hat.« – »Er spielte also nur eine Rolle?« – »Ja, meine Liebe.« – »Dieser Mann ist also nicht ...«

»Dieser Mann«, erwiderte Mylady, die Stimme dämpfend, »ist mein Bruder.« – »Euer Bruder?« rief Madame Bonacieux.

»Jawohl! Nur er allein kennt das Geheimnis, meine Liebe, wenn Ihr es irgend jemand anvertraut, bin ich verloren, und vielleicht auch Ihr.« – »O mein Gott!« – »Hört, was sich zugetragen hat: Mein Bruder, der zu meiner Befreiung herbeieilte, um mich nötigenfalls mit Gewalt von hier fortzuführen, ist dem Boten des Kardinals, der mich holen sollte, begegnet und hat ihn verfolgt. An einer einsamen und abgelegenen Stelle des Weges forderte er den Boten, den Degen in der Hand auf, im die Papiere, deren Überbringer er war, zu übergeben. Der Bote wollte sich verteidigen, da hat mein Bruder ihn getötet.« – »Oh!« rief Madame Bonacieux schauernd. »Bedenkt, es war der einzige Ausweg. Mein Bruder beschloß, nunmehr List statt Gewalt anzuwenden. Er nahm die Papiere an sich, gab sich hier als den Abgesandten des Kardinals aus, und in einer bis zwei Stunden muß ein Wagen kommen, um mich im

Namen Seiner Eminenz abzuholen.«

»Ich verstehe. Diesen Wagen sendet Euer Bruder.« »So ist's, aber das ist noch nicht alles. Der Brief, den Ihr erhalten habt und den Ihr von Madame de Chevreuse zu empfangen glaubtet ...« – »Nun?« – »Ist gefälscht.« – »Wieso?« – »Ja, gefälscht. Es ist eine Falle, die man Euch stellt, damit Ihr keinen Widerstand leistet, wenn man Euch abholen wird.«

»Aber d'Artagnan selbst wird ja kommen.« – »Gebt diesen Irrtum auf, d'Artagnan und seine Freunde sind bei der Belagerung von La Rochelle zurückgehalten.« – »Woher wißt Ihr das?« – »Mein Bruder ist dem Boten des Kardinals in Musketieruniform begegnet. Man würde Euch an die Pforte gerufen haben, und während Ihr geglaubt hättet, es mit Freunden zu tun zu haben, hätte man Euch entführt und nach Paris zurückgebracht.«

16

»Aber sagt mir doch«, bat Madame Bonacieux, »was ich beginnen soll!«

»Zunächst wäre es möglich, daß ich mich irre«, erwiderte Mylady, »und daß d'Artagnan und seine Freunde wirklich zu Eurer Befreiung kommen.« – »Ach, das wäre zu schön!« rief Madame Bonacieux aus, »aber so großes Glück ist mir nicht beschieden!« – »Nun, wie Ihr einsehen werdet, dürfte es nur eine Frage der Zeit sein, eine Art Wettrennen, wer zuerst ankommt. Tragen Eure Freunde in dem Rennen den Sieg davon, dann seid Ihr gerettet, siegen dagegen die Häscher des Kardinals, so seid Ihr verloren.« – »Ach, ja, ohne Gnade verloren! Was also tun? Was tun?«

»Es gäbe ein einfaches, ganz natürliches Mittel.« – »Oh! nennt es!« – »Ihr müßt Euch hier in der Gegend verborgen halten und zusehen, wer es ist, der Euch holen will.« – »Aber

wo warten?«

»Oh! Das macht keine Schwierigkeit, ich selbst werde mich einige Meilen von hier in der Verborgenheit aufhalten. Wenn Ihr wollt, nehme ich Euch mit. Wir warten dann in unserem Versteck zusammen auf Erlösung.«

»Aber man wird mich nicht fort lassen, ich bin hier gleichsam eine Gefangene.«

»Da man der Ansicht ist, daß ich auf Befehl des Kardinals abreise, so wird man nicht glauben, daß Ihr es sehr eilig habt, mir zu folgen.« – »Nun?« – »Nun, der Wagen hält vor der Tür, Ihr sagt mir Lebewohl, steigt auf den Fußtritt, um mich zum letztenmal zu umarmen, der Diener meines Bruders, der mich abholen wird, ist von der Sache verständigt, er gibt dem Postillon ein Zeichen, und wir fahren im Galopp davon.«

»Wenn nun aber d'Artagnan kommt?« – »Das werden wir ja erfahren.« – »Wie denn?« – »Nichts leichter als das. Wir schicken den Diener meines Bruders, auf den wir uns, wie ich Euch bereits gesagt habe, verlassen Tconnen, nach Bethune zurück. Er verkleidet sich und nimmt dem Kloster gegenüber Wohnung. Kommen die Boten des Kardinals, so verhält er sich still, kommt aber Monsieur d'Artagnan mit seinen Freunden, so führt er sie nach unserem Aufenthaltsort.«

»Er kennt sie also?« – »Gewiß, er hat doch Monsieur d'Artagnan schon bei uns gesehen.« – »Ach ja, ja, Ihr habt recht, so geht alles ganz gut, so ist alles aufs beste vorgesorgt. Aber wir dürfen uns nicht allzuweit von hier entfernen.« – »Höchstens sieben oder acht Meilen weit. Wir können uns zum Beispiel an der Grenze aufhalten, und bei dem ersten Zeichen einer Gefahr verlassen wir Frankreich.«

»Und was tun wir mittlerweile?« – »Ruhig warten.« – »Aber wenn sie kommen?« – »Der Wagen meines Bruders wird vor ihnen da sein.« – »Wenn ich aber zur Zeit, da man Euch abholt, nicht bei Euch bin, sondern etwa beim Mittag- oder Abendessen?« – »Für diesen Fall würde ich Euch eines

empfehlen.« – »Was?« – »Damit wir uns so wenig wie möglich zu verlassen brauchen, bittet die gute Äbtissin um die Erlaubnis, an meinen Mahlzeiten teilnehmen zu dürfen.« – »Wird sie es erlauben?« – »Was steht dem im Wege?« – »Oh, ausgezeichnet! Auf diese Weise trennen wir uns nicht einen Augenblick!« – »Wohlan! Geht jetzt zu ihr hinab und tragt ihr Eure Bitte vor. Mein Kopf ist mir sehr schwer, ich werde ein wenig im Garten Spazierengehen.« – »Und wo treffe ich Euch wieder?« – »Hier, in einer Stunde!« – »Oh! Ich danke Euch. Wie gut Ihr doch seid!«

Und mit dem freundlichsten Lächeln schieden die beiden Frauen.

Mylady war der Kopf schwer, denn ihre noch unklaren Pläne wirbelten wild durcheinander. Sie bedurfte der Einsamkeit, um etwas Ordnung in ihre Gedanken zu bringen. Das dringendste war, Madame Bonacieux zu entführen und an einen sichern Ort zu bringen, um sie erforderlichenfalls als Geisel zu gebrauchen, denn Mylady fing an, den Ausgang des furchtbaren Zweikampfes zu fürchten, bei dem ihre Feinde ebensoviel Hartnäckigkeit zeigten, wie sie selbst Erbitterung bewies. Überdies fühlte sie, wie man den Sturm kommen fühlt, daß dieser Ausgang nahe war und furchtbar werden mußte.

Nach einer Stunde hörte sie eine sanfte Stimme ihren Namen rufen; es war Madame Bonacieux. Als sie in den Hof kamen, vernahmen sie das Geräusch eines Wagens, der vor dem Tor hielt. Mylady horchte.

»Hört Ihr?« sagte sie. – »Ja, das Rollen eines Wagens.« – »Es ist der, den uns mein Bruder schickt.« – »O mein Gott!« – »Auf! Mut gefaßt!«

Es läutete an der Klosterpforte, Mylady hatte sich nicht getäuscht.

»Geht in Euer Zimmer hinauf«, sagte sie zu Madame Bonacieux. »Ihr habt vielleicht einige Kostbarkeiten, die Ihr gern mitnehmen wollt.«

»Ich habe seine Briefe.«

»Gut, so geht und holt sie! Kommt dann sogleich zu mir, wir nehmen noch geschwind eine Kleinigkeit zu uns. Vielleicht reisen wir einen Teil der Nacht, wir bedürfen der Kräfte.«

»Großer Gott! Das Herz will mir zerspringen, ich kann nicht von der Stelle.«

»Mut gefaßt, meine Teure, Mut! Bedenkt, daß Ihr in einer Viertelstunde gerettet seid, und daß Ihr, was Ihr tut, für Ihn tut.«

»Ja! Alles, alles für ihn. Ihr habt mir durch ein einziges Wort meinen Mut wiedergegeben.«

Mylady eilte in ihr Zimmer, sie fand hier den Bedienten Rocheforts und gab ihm seine Befehle. Er sollte vor dem Tor warten. Sollten etwa Musketiere erscheinen, so müßte der Wagen im Galopp um das Kloster fahren und Mylady in einem Dörfchen erwarten, das auf der andern Seite des Gehölzes lag. In diesem Fall wollte sie durch den Garten gehen und das Dörfchen zu erreichen suchen. Zeigten sich die Musketiere nicht, so sollte mit Madame Bonacieux alles wie verabredet vor sich gehen.

Madame Bonacieux trat ein, und um jeden Argwohn zu zerstreuen, wiederholte Mylady dem Bedienten in ihrer Gegenwart den letzten Teil seiner Weisung.

»Ihr seht«, sagte Mylady, nachdem der Lakai weggegangen war, »alles ist bereit. Die Äbtissin hat keine Ahnung und glaubt, man hole mich auf Befehl des Kardinals. Eßt einen Bissen, trinkt einen Tropfen Wein, und dann vorwärts.«

»Ja«, sagte Madame Bonacieux mechanisch, »ja, vorwärts!«

Mylady gab ihr ein Zeichen, sich ihr gegenüberzusetzen, schenkte ihr ein Glas spanischen Weines ein und legte ihr ein Stückchen Huhn vor.

»Seht«, sagte sie, wie sich alles fügt, und es wird bereits Nacht. Bei Tagesanbruch sind wir an Ort und Stelle, und niemand wird ahnen, wo wir uns befinden. Mut gefaßt und

nehmt etwas zu Euch!«

Madame Bonacieux aß mechanisch einige Bissen und benetzte ihre Lippen mit dem Wein.

»Auf, mutig!« sagte Mylady, indem sie ihr Glas an die Lippen setzte, »macht es wie ich!«

Aber in dem Augenblick, wo sie trinken wollte, blieb ihre Hand in der Luft stehen. Sie hatte in der Ferne das Geräusch eines näherkommenden Galopps gehört, und zugleich war es ihr, als vernähme sie das Gewieher von Pferden. Dieses Geräusch riß sie aus ihren angenehmen Gedanken, wie uns das Brausen des Sturmes mitten in einem schönen Traum weckt. Sie erlebte und lief nach dem Fenster, während Madame Bonacieux, am ganzen Leibe zitternd, aufstand und sich, um nicht zu fallen, auf ihren Stuhl stützte. Man sah noch nichts, man hörte nur den Galopp immer deutlicher.

»O mein Gott!« rief Madame Bonacieux, »was bedeutet dieses Geräusch?«

»Es rührt von unsern Freunden oder von unsern Feinden her«, antwortete Mylady mit furchtbarer Kaltblütigkeit. »Bleibt, wo Ihr seid, ich werde es Euch sagen.«

Madame Bonacieux blieb an ihrem Platz stehen, stumm, unbeweglich und bleich, wie eine Bildsäule. Indessen wurde das Geräusch immer stärker. Die Pferde konnten nicht weiter als fünfhundert Schritte entfernt sein. Wenn man sie noch nicht sah, so kam dies daher, daß die Straße eine Krümmung bildete. Aber der Klang war so deutlich, daß man die Zahl der Pferde an ihrem Hufschlag hätte unterscheiden können. Mylady schaute mit gespannter Aufmerksamkeit. Es war gerade noch hell genug, daß man die Ankommenden zu erkennen vermochte. Plötzlich sah sie an der Wendung des Weges betreßte Hüte glänzen und Federn wogen. Sie zählte zwei, dann fünf, dann acht Reiter. Der eine ritt übrigens um zwei Pferdelängen voraus. Mylady schrie auf. In dem an der Spitze erkannte sie d'Artagnan.

»O mein Gott!« rief Madame Bonacieux, »was gibt es denn?«

»Es ist die Uniform der Leibwache des Kardinals – kein Augenblick zu verlieren!« schrie Mylady, »laßt uns fliehen, eiligst fliehen.«

»Ja, ja, fliehen«, wiederholte Madame Bonacieux, aber ohne vor Schrecken einen Schritt machen zu können. Man hörte die Reiter unter dem Fenster vorüberjagen.

»Kommt doch, kommt doch!« rief Mylady und suchte die junge Frau am Arm fortzuschleppen, »durch den Garten können wir noch entfliehen, ich habe den Schlüssel, aber eilen wir, in wenigen Minuten ist es zu spät!«

Madame Bonacieux versuchte zu gehen, machte zwei Schritte und sank in die Knie. In diesem Moment hörte man das Rollen des Wagens, der bei dem Anblick der Musketiere im Galopp davoneilte. Dann erschollen drei oder vier Schüsse.

»Zum letztenmal, wollt Ihr kommen!« rief Mylady.

»O mein Gott! Mein Gott! Ihr seht ja, daß es mir an Kraft fehlt, Ihr seht, daß ich nicht gehen kann, flieht allein.«

»Allein fliehen? Euch hier lassen? Nein, nie, nie!« rief Mylady.

Plötzlich zuckte ein Blitz in ihren Augen auf. Sie lief zu dem Tisch und ließ in Madame Bonacieux' Glas aus der Höhlung eines schnell geöffneten Ringes ein rötliches Kügelchen fallen, das sogleich schmolz. Dann nahm sie das Glas mit fester Hand und sagte: »Trinkt, trinkt, dieser Wein wird Euch Kräfte geben, trinkt! «

Und sie näherte das Glas den Lippen der jungen Frau, die es mechanisch austrank.

»Ah! Ich wollte mich nicht auf diese Weise rächen«, sagte Mylady, indem sie mit höllischem Lächeln das Glas auf den Tisch setzte; »aber wahrhaftig, man tut, was man kann.« Und sie stürzte aus dem Zimmer.

Madame Bonacieux sah sie fliehen, ohne ihr folgen zu

können. Es ging ihr, wie jemandem der träumt, er werde verfolgt und vergebens versucht, einen Schrei auszustoßen. Einige Minuten gingen vorüber. Ein furchtbarer Lärm erhob sich vor der Tür. Endlich vernahm sie das Ächzen der Gitter, die man öffnete. Der Lärm von Stiefeln und Sporen ertönte auf der Treppe, in einem Gewirr von Stimmen, die sich näherten, glaubte sie ihren Namen aussprechen zu hören. Plötzlich stieß sie einen lauten Freudenschrei aus und stürzte nach der Tür, sie hatte d'Artagnans Stimme erkannt.

»D'Artagnan! D'Artagnan!« rief sie, »seid Ihr es? Hierher!«

»Constance, Constance! Mein Gott wo seid Ihr?«

In demselben Augenblick gab die Tür der Zelle einem kräftigen Stoß nach. Mehrere Männer traten in das Zimmer; Madame Bonacieux war in einen Lehnstuhl gesunken, ohne sich von der Stelle bewegen zu können. D'Artagnan warf eine noch rauchende Pistole, die er in der Hand hielt, von sich und fiel vor seiner Geliebten in die Knie, Athos steckte die seinige in den Gürtel, Porthos und Aramis, die ihre entblößten Degen in der Hand hielten, stießen sie in die Scheide.

»Oh! D'Artagnan, mein geliebter d'Artagnan, du kommst endlich! Du hattest mich nicht getäuscht! Du bist es!«

»Ja, ja, Constance! Endlich vereinigt!«

»Oh, wenn sie auch sagte, du würdest nicht kommen, ich hoffte doch und wollte nicht fliehen. Oh! Wie gut, daß ich's nicht getan! Wie glücklich bin ich!«

Bei dem Worte sie stand Athos, der sich ruhig niedergesetzt hatte, plötzlich auf.

»Sie? Welche Sie?« fragte d'Artagnan.

»Meine Gefährtin, die mich aus Freundschaft meinen Verfolgern entziehen wollte, die soeben geflohen ist, weil sie Euch für die Leibwache des Kardinals hielt.«

»Eure Gefährtin?« rief d'Artagnan und wurde so bleich wie der Schleier seiner Geliebten. »Von welcher Gefährtin spricht

Ihr?«

»Von der, deren Wagen vor der Tür stand; von einer Frau, die Eure Freundin ist, d'Artagnan, und der Ihr alles erzählt habt.«

»Ihr Name?« rief d'Artagnan. »Mein Gott, wißt Ihr ihren Namen nicht?«

»Allerdings, ich habe ihn gehört. Wartet, was ist das? Ah! Mein Gott! Meine Sinne verwirren sich ... ich sehe nichts mehr ...«

»Hierher, meine Freunde, hierher, ihre Hände sind kalt, wie Eis!« rief d'Artagnan. »Großer Gott, sie verliert das Bewußtsein!«

Während Porthos mit aller Gewalt seiner Stimme um Hilfe rief, lief Aramis, um ein Glas Wasser zu holen, zu dem Tisch. Aber er blieb plötzlich stehen, als er Athos' furchtbar verstörtes Gesicht bemerkte, der mit gestäubtem Haar und wie versteinerten Zügen auf eins der Gläser starrte.

»Oh!« sagte Athos, »Nein, das ist unmöglich! Gott würde ein solches Verbrechen nicht zugeben.«

»Wasser! Wasser!« rief d'Artagnan, »Wasser!«

»Oh, arme Frau, arme Frau«, murmelte Athos mit gebrochener Stimme.

Madame Bonacieux öffnete unter d'Artagnans Küssen die Augen wieder.

»Sie kommt zu sich!« rief der junge Mann. »O mein Gott, mein Gott, ich danke dir!«

»Im Namen des Himmels«, rief Athos. »Sagt mir, wem gehört dieses leere Glas?«

»Mir, Herr«, antwortete die junge Frau mit ersterbender Stimme.

»Doch wer hat den Wein eingeschenkt, der in diesem Glas war?« – »Sie!«

»Aber welche Sie denn?« – »Ah, ich erinnere mich, Lady

Winter.«

Die vier Freunde stießen einen einzigen Schrei aus, aber Athos' Stimme übertönte die der andern. In diesem Augenblick wurde Madame Bonacieux' Gesicht leichenblaß. Ein dumpfer Schmerz warf sie nieder, und sie fiel keuchend in Porthos' und Aramis' Arme. D'Artagnan ergriff in unfäßbarer Seelenangst Athos' Hände.

»Wie? Du glaubst?« sagte er, und seine Stimme erstickte in gewaltigem Schluchzen.

»Ich glaube alles«, antwortete Athos und biß sich in die Lippen, daß das Blut hervorquoll.

»D'Artagnan, d'Artagnan!« rief Madame Bonacieux, »wo bist du? Verlaß mich nicht, du siehst, daß ich sterbe.«

D'Artagnan ließ Athos' Hände los, die er in seinen krampfhaft zusammengepreßten Fäusten hielt. Ihr so schönes Gesicht war völlig zerstört, ihre glasigen Augen hatten bereits keinen Blick mehr, ein krampfhaftes Zittern schüttelte ihren ganzen Leib, und der Schweiß floß in Strömen von der Stirn herab.

»Um Himmels willen, lauft, ruft, Porthos, Aramis, fordert Hilfe!«

»Vergeblich«, sagte Athos, »vergeblich! Für ein Gift, das sie einflößt, gibt es kein Gegengift!«

»Ja, ja, Hilfe, Hilfe!« murmelte Madame Bonacieux, »zu Hilfe!«

Dann raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, nahm den Kopf des jungen Mannes zwischen ihre Hände, schaute ihn eine Sekunde an, und drückte dann mit einem jammervollen Schrei ihre Lippen auf die seinigen.

»Constance! Constance!« rief d'Artagnan.

Ein Seufzer drang aus ihrem Mund, der d'Artagnans Lippen berührte, und mit diesem Seufzer stieg ihre keusche, liebevolle Seele zum Himmel auf. D'Artagnan hielt nur noch eine Tote in

seinen Armen. Er stieß einen Schrei aus und stürzte neben seine Geliebte, so bleich, so starr wie sie, nieder. Porthos weinte, Athos streckte die Faust zum Himmel empor, Aramis machte das Zeichen eines Kreuzes.

In diesem Augenblick erschien ein Mann an der Tür, fast so bleich wie die, die sich im Zimmer befanden. Er schaute um sich, sah Madame Bonacieux tot und d'Artagnan in Ohnmacht.

»Ich hatte mich nicht getäuscht«, sagte er, »hier ist Monsieur d'Artagnan, und Ihr seid seine drei Freunde: Athos, Porthos und Aramis.«

Die Männer, deren Namen genannt worden waren, schauten den Fremden mit Erstaunen an. Es kam ihnen allen vor, als müßten sie ihn kennen.

»Messieurs«, versetzte der Fremde, »Ihr sucht alle, wie ich, eine Frau, die«, fügte er mit einem furchtbaren Lächeln hinzu, »hier durchgekommen sein muß, denn ich sehe dort eine Leiche.«

Die Freunde blieben stumm. Nun erinnerte sie die Stimme, wie zuvor das Gesicht an einen Mann, den sie bereits gesehen hatten; aber sie konnten sich seiner nicht entsinnen.

»Messieurs«, fuhr der Fremde fort, »da ihr mich nicht als einen Mann wiedererkennen wollt, der euch ohne Zweifel das Leben zu verdanken hat, so muß ich wohl meinen Namen nennen: ich bin Lord Winter, der Schwager jener Frau.« Die drei Freunde gaben einen Schrei des Staunens von sich. Athos stand auf, reichte ihm die Hand und sagte: »Seid willkommen, Mylord, Ihr gehört zu uns.«

»Ich reiste fünf Stunden nach ihr von Portsmouth ab«, sagte Lord Winter, »ich kam drei Stunden nach ihr in Boulogne an, ich verfehlte sie um zwanzig Minuten in Saint-Omer, endlich verlor ich in Lilliers ihre Spur. Ich überließ mich dem Zufall und erkundigte mich nach euch, als ich euch im Galopp vorüberreiten sah. Ich erkannte Monsieur d'Artagnan, rief euch,

aber ihr antwortet mir nicht. Ich wollte euch folgen, doch mein Pferd war zu müde, um mit den eurigen gleichen Schritt halten zu können, und dennoch scheint es, Ihr seid zu spät gekommen.«

»Ihr seht es«, sagte Athos und zeigte auf die tote Madame Bonacieux und d'Artagnan, den Porthos und Aramis in das Leben zurückzurufen suchten.

»Sind beide tot?« fragte Lord Winter. – »Zum Glück nein, d'Artagnan ist nur ohnmächtig.«

D'Artagnan öffnete in diesem Moment die Augen wieder. Er entriß sich den Armen seiner Freunde und warf sich wie ein Wahnsinniger auf die Leiche seiner Geliebten. Athos stand auf, ging mit langsamem, feierlichem Schritt auf seinen Freund zu und sagte, als dieser in Schluchzen ausbrach, mit seiner edlen, überzeugenden Stimme: »Freund! Sei ein Mann, die Weiber beweinen die Toten, die Männer rächen sie!«

»Ja«, sagte d'Artagnan, »ja, wenn es geschehen soll, um sie zu rächen, so bin ich bereit, dir zu folgen.«

Athos benutzte diesen Augenblick der Kraft, den die Hoffnung auf Rache seinem unglücklichen Freund wieder verlieh, und machte Porthos und Aramis ein Zeichen, die Äbtissin zu holen.

Die Freunde trafen sie im Flur völlig verwirrt von so vielen Ereignissen. Sie rief einige Nonnen, die gegen alle klösterlichen Gebräuche vor den fünf Männern erschienen.

»Madame«, sagte Athos, indem er d'Artagnan beim Arm nahm, »wir überlassen Eurer frommen Sorge den Leib dieser unglücklichen Frau. Sie war ein Engel auf Erden, ehe sie ein Engel im Himmel wurde. Tut mit ihr, als wäre sie eine von Euren Schwestern, wir werden eines Tages wiederkehren, um an ihrem Grab zu beten.«

D'Artagnan barg sein Antlitz an der Brust seines Freundes und brach abermals in Schluchzen aus.

»Weine«, sagte Athos, »weine, Herz voll Liebe, Jugend und

Leben! Ach, ich wünschte, wie du weinen zu können.«

Und er zog seinen Freund fort, zärtlich wie ein Vater, tröstend wie ein Priester, groß wie ein Mann, der viel gelitten hat. Alle fünf begaben sich nun mit ihren Bedienten, die ihre Pferde am Zügel führten, nach der Stadt Bethune und hielten vor der ersten Herberge an, die sie erblickten.

»Aber verfolgen wir denn diese Frau nicht?« fragte d'Artagnan. – »Später, ich habe Maßregeln getroffen.« – »Sie wird uns entkommen, Athos, und das ist deine Schuld.« – »Ich stehe für sie.«

D'Artagnan hatte ein solches Zutrauen zu dem Wort seines Freundes, daß er sein Haupt neigte und ohne eine weitere Silbe in die Herberge trat.

»Nun, Messieurs«, sagte Athos, nachdem er sich überzeugt hatte, daß fünf Zimmer im Hause frei waren, »nun wollen wir uns jeder in sein Zimmer zurückziehen. Für d'Artagnan ist es ein Bedürfnis, allein zu weinen, und für euch, zu schlafen. Seid ruhig, ich nehme alles auf mich.«

»Es scheint mir jedoch«, erwiderte Lord Winter, »daß es mich angeht, wenn Maßregeln gegen Mylady zu treffen sind, denn sie ist meine Schwägerin.« – »Aber meine Frau«, sagte Athos.

D'Artagnan bebte, denn er begriff, daß Athos seiner Rache sicher war, da er sein Geheimnis enthüllte. Porthos und Aramis schauten sich erbleichend an, Lord Winter glaubte, Athos sei verrückt.

»Zieht euch nun zurück«, sagte Athos, »und laßt mich machen. Ihr seht wohl, daß die Sache mich als Gatten angeht. Nun gebt mir das Papier, d'Artagnan, wenn Ihr es nicht verloren habt, das aus dem Hut jenes Mannes gefallen ist, und worauf der Name der Stadt geschrieben steht.« – »Ah!« rief d'Artagnan, »ich begreife, der von ihrer Hand geschriebene Name ...« – »Du siehst wohl«, sagte Athos, »daß es einen Gott im Himmel gibt!«

Athos ging als letzter in sein Zimmer, bat den Wirt, ihm eine Karte von der Gegend zu verschaffen, beugte sich darüber, betrachtete sie aufmerksam, fand, daß vier verschiedene Wege von Bethune nach Armentieres führten, und ließ die Bedienten rufen. Planchet, Grimaud, Mousqueton und Bazin erschienen und erhielten klare, genaue und ernste Befehle. Jeder sollte sich mit Tagesanbruch auf einem andern Weg nach Armentieres begeben.

Athos schickte die Bedienten voraus, einmal weil er ihnen Vertrauen schenkte und bei jedem von ihnen besondere und wesentliche, wertvolle Eigenschaften erkannt hatte, und dann, weil Bediente, wenn sie sich nach etwas erkundigen, bei den Bauern weniger Mißtrauen erwecken als ihre Herren. Auch kannte Mylady die Herren, aber die Knechte nicht. Alle vier sollten sich am andern Tag um elf Uhr an einem bestimmten Orte einfinden. Wenn sie den Aufenthalt Myladays entdeckt hätten, sollten drei zu ihrer Bewachung zurückbleiben, der vierte aber wieder nach Bethune kommen, um Athos Mitteilung zu machen und den vier Freunden als Führer dienen. Als diese Anordnungen getroffen waren, gingen auch die Bedienten schlafen. Jetzt erhob sich Athos von seinem Stuhl, nahm seinen Degen, hüllte sich in seinen Mantel und verließ die Herberge. Es war zehn Uhr, wo man in der Provinz nur wenige Menschen auf den Straßen sieht. Als er die Ecke einer Straße erreicht hatte, sah er ein kleines, einsam gelegenes düsteres Haus.

Athos ging rings um das Haus, ehe er die Tür unter der roten Farbe unterscheiden konnte, mit der es angestrichen war. Kein Licht schien durch die Spalten der Fensterläden, kein Geräusch ließ vermuten, daß es bewohnt wurde, es war stumm und traurig wie ein Grab. Athos klopfte dreimal vergebens. Beim vierten Schlag näherten sich im Innern Schritte, die Tür öffnete sich halb, und ein Mann von hohem Wuchs, bleicher Gesichtsfarbe,

schwarzen Haaren und schwarzem Bart erschien.

Athos und er wechselten einige Worte mit leiser Stimme, dann machte der Mann dem Musketier ein bejahendes Zeichen. Athos trat ein, und die Tür schloß sich hinter ihm. Der Mann, den Athos mit solcher Mühe aufgesucht hatte, ließ ihn in ein Laboratorium treten, wo er eben daran arbeitete, die klappernden Knochen eines Skeletts mit Eisendraht aneinander zu befestigen. Der ganze Körper war bereits zusammengefügt, nur der Kopf lag noch auf dem Tisch. Alles übrige deutete an, daß der Mann sich mit den Naturwissenschaften beschäftigte. Man sah gläserne Gefäße voll Schlangen, getrocknete Eidechsen, glänzend wie Smaragde, in großen Holzrahmen, Bündel von wildwachsenden, wohlriechenden Kräutern hingen an der Decke und lagen in den Ecken der Stube. Von Familie oder Gesinde war nichts zu bemerken, der Mann bewohnte das Haus ganz allein.

Athos warf einen gleichgültigen Blick auf all die Gegenstände und setzte sich auf die Einladung des Mannes nieder. Er erklärte ihm die Ursache seines Erscheinens und den Dienst, den er von ihm forderte. Aber kaum hatte er ihm sein Verlangen auseinandergesetzt, als der Unbekannte, der vor dem Musketier stehen geblieben war, voll Schrecken zurückwich. Athos zog aus seiner Tasche ein kleines Papier, auf das zwei durch Unterschrift und Siegel beglaubigte Zeilen geschrieben waren, und hielt es dem bleichen Mann hin. Kaum hatte dieser die zwei Zeilen gelesen, die Unterschrift gesehen und das Siegel erkannt, als er sich verbeugte, zum Beweis, daß er keine Einwendung mehr zu machen habe und bereit sei, zu gehorchen.

Athos verlangte nicht mehr, stand auf, verließ das Haus, ging auf demselben Weg, auf dem er gekommen war, in das Gasthaus zurück und schloß sich in seinem Zimmer ein. Mit Tagesanbruch trat d'Artagnan bei ihm ein und fragte, was zu tun sei.

»Warten«, antwortete Athos.

Einige Augenblicke später ließ die Äbtissin des Klosters die Musketiere benachrichtigen, daß die Beerdigung um die Mittagsstunde stattfinden soll. Zur bezeichneten Stunde begaben sich Lord Winter und die vier Freunde in das Kloster, alle Glocken wurden geläutet, die Kapelle war geöffnet, nur das Gitter des Chors war geschlossen. Mitten im Chor war der Leichnam in Novizenkleidern aufgebahrt. Auf jeder Seite des Chors und hinter dem Gitter war die ganze Gemeinde der Karmeliterinnen versammelt, die von hier aus dem Gottesdienst beiwohnten und mit ihrem Gesang den des Priesters begleitete, ohne die Laien zu sehen oder von ihnen gesehen zu werden. An der Tür der Kapelle fühlte d'Artagnan, daß ihn wieder der Mut verließ. Er wandte sich, um Athos zu suchen, aber dieser war verschwunden.

Seiner Rachesendung getreu, hatte sich Athos in den Garten führen lassen, folgte auf dem Sand den leichten Schritten der Frau, gelangte zur Tür, öffnete diese und trat in den Wald. Alle seine Zweifel waren nun beseitigt. Der Weg, auf dem der Wagen verschwunden war, lief um den Wald. Befriedigt durch diese Entdeckung, die seine Vermutungen bestätigte, kehrte Athos in das Gasthaus zurück, wo er Planchet fand, der ungeduldig seiner harrte.

Planchet hatte seinen Weg verfolgt, aber er war weiter gegangen als Athos und hatte im Dorf Festubert im Wirtshaus, ohne viel fragen zu müssen, erfahren, daß um halb neun Uhr am Abend vorher ein verwundeter Mann, der eine in einer Postkutsche reisende Dame begleitete, habe einkehren müssen, weil ihm seine Schmerzen das Weiterreisen nicht gestatteten. Räuber, hieß es, hätten den Wagen im Wald angehalten und nach dem Mann geschossen. Dieser war im Dorf zurückgeblieben, die Frau hatte frische Pferde genommen und ihre Reise fortgesetzt. Planchet suchte den Postillon auf. Er hatte die Dame bis Fromelles gefahren, und von Fromelles war sie nach Armentieres gereist. Planchet schlug einen Seitenweg ein

und erreichte Armentieres um acht Uhr morgens. Hier gab es nur ein Wirtshaus, das »Zur Post«. Planchet gab sich für einen Lakaien ohne Stelle aus, der einen Herrn suche. Nach zehn Minuten hatte er von den Leuten im Haus erfahren, daß um elf Uhr abends eine Frau ganz allein angekommen sei, ein Zimmer genommen, den Wirt gerufen und diesem gesagt habe, sie wünsche einige Zeit in der Gegend zu bleiben. Mehr brauchte er nicht zu wissen. Er eilte zu dem bestimmten Treffpunkt, fand die drei Diener, stellte sie als Schildwache vor alle Ausgänge des Gasthauses und kehrte zu Athos zurück. Dieser hatte eben Planchets Bericht zu Ende gehört, als seine Freunde wieder erschienen.

Auf allen Gesichtern, selbst auf Aramis' sanftem Antlitz, lagen finstere Wolken.

»Was soll geschehen?« fragte d'Artagnan.

»Warten«, antwortet Athos.

Jeder zog sich in sein Zimmer zurück. Abends um acht Uhr gab Athos Befehl, die Pferde zu satteln und Lord Winter und seine Freunde zu benachrichtigen, sie möchten sich bereit halten. In einem Augenblick waren alle fünf fertig. Jeder untersuchte seine Waffen und setzte sie in gehörigen Stand. Athos ging zuletzt hinab und fand d'Artagnan bereits ungeduldig zu Pferde.

»Geduld, d'Artagnan«, sagte Athos, »es fehlt noch einer.«

Die vier Freunde schauten sich erstaunt an. In diesem Augenblick führte Planchet Athos' Pferd herbei. Der Musketier sprang leicht in den Sattel.

»Wartet auf mich«, sagte er, »ich komme sogleich zurück.«

Nach einer Viertelstunde kam er in Begleitung eines maskierten und in einen weiten roten Mantel gehüllten Mannes zurück. Lord Winter und die drei Musketiere fragten sich gegenseitig mit den Blicken, aber keiner konnte sagen, wer der Mann sei, doch erhob sich kein Einwand, da ihn Athos selbst

herbeiführte. Um neun Uhr setzte sich die kleine Reitergruppe, von Planchet geführt, in Marsch und schlug den Weg ein, den der Wagen genommen hatte. Sie boten einen traurigen Anblick, die sechs Männer, die so still dahinritten, jeder in seine Gedanken vertieft, düster wie die Verzweiflung, ernst wie die Vergeltung.

18

Es war eine stürmische, finstere Nacht. Schwere Wolken jagten am Himmel hin und verschleierten den Glanz der Gestirne. Der Mond sollte erst um Mitternacht aufgehen. Zuweilen sah man beim Schimmer eines Blitzes, der am Horizont zuckte, die Straße, wie sie sich weiß und einsam hinzog. Dann herrschte wieder allenthalben Finsternis. Jeden Augenblick mußte Athos d'Artagnan, den ein unbezwingbarer Drang vorwärtstrieb, zurückhalten. Man zog in der Stille durch das Dorf Festubert. In Herlier angelangt, wandte sich Planchet, der den Zug stets anführte, nach links.

Wiederholt hatten es Lord Winter, Porthos oder Aramis versucht, den Mann mit dem roten Mantel anzureden, aber auf jede Frage, die man an ihn richtete, verneigte er sich, ohne zu antworten, woraus sie sahen, daß der Fremde sich nicht zu erkennen geben wollte. So ließen sie ihn unbehelligt. Überdies nahm das Gewitter immer mehr zu, die Blitze folgten sich rascher, der Donner fing an zu rollen, und der Wind, der Vorläufer des Orkans, pfiff durch die Federn und Haare der Reiter. Die Reitertruppe schlug einen Trab an. Jenseits Fromelles kam der Sturm zum Ausbruch, und man zog die Mäntel über. Die drei letzten Meilen legten sie in strömendem Regen zurück. D'Artagnan hatte seinen Hut abgenommen und den Mantel nicht angezogen. Es war ihm eine Erquickung, das Wasser über seine glühende Stirn und seinen von Fieberschauern geschüttelten Körper rinnen zu lassen. Im

Augenblick, nachdem die kleine Truppe durch Goscal geritten war und sich vor der Post befand, trat aus der Dunkelheit ein Mann, seinen Finger auf die Lippen legend, bis in die Mitte der Straße vor. Athos erkannte Grimaud.

»Was gibt es?« rief d'Artagnan. »Sollte sie Armentieres verlassen haben?«

Grimaud machte mit dem Kopf ein bejahendes Zeichen.

D'Artagnan knirschte mit den Zähnen.

»Still, d'Artagnan!« sagte Athos, »ich habe alles übernommen, und es ist also meine Sache, Grimaud zu befragen.«

»Wo ist sie?« fragte Athos.

Grimaud zeigte seinem Herrn einen gebogenen Finger.

»Allein?«

Grimaud bejahte durch ein Zeichen.

»Messieurs«, sagte Athos, »sie ist eine halbe Meile von hier, in der Richtung des Flusses.«

»Gut«, sagte d'Artagnan, »führe uns, Grimaud!«

Grimaud ging querfeldein und diente den Reitern als Führer. Nach ungefähr fünfhundert Schritten fand man einen Bach, den man durchwatete. Beim Schimmer eines Blitzes gewahrte man ein Dorf.

»Ist es hier?« fragte d'Artagnan.

Grimaud schüttelte verneinend den Kopf.

»Still also« sagte Athos.

Und die Truppe setzte ihren Weg fort. Wieder leuchtete ein Blitz. Grimaud streckte den Arm aus, und bei dem bläulichen Schein sah man ein kleines, einzeln stehendes Haus am Ufer des Flusses, hundert Schritte von einer Fähre entfernt. Ein Fenster war erhellt.

»Wir sind an Ort und Stelle«, sagte Athos.

In diesem Augenblick erhob sich aus einem Graben ein dort

liegender Mann, es war Mousqueton. Er deutete mit dem Finger nach dem erleuchteten Fenster und sagte: »Sie ist hier.«

»Und Bazin?« – »Während ich das Fenster bewache, bewacht er die Tür.«

»Gut«, sagte Athos, »ihr seid alle getreue Diener.«

Athos sprang vom Pferd, dessen Zügel er Grimaud überließ, und ging auf das Fenster zu, nachdem er den andern durch ein Zeichen angedeutet hatte, sie möchten sich nach der Tür wenden. Das kleine Haus war von einer zwei bis drei Fuß hohen Hecke umgeben. Athos sprang über die Hecke und gelangte bis zu dem Fenster, das keine Läden hatte, dessen Vorhänge aber sorgfältig zugezogen waren. Er stieg auf einen steinernen Vorsprung, so daß sein Auge über die Vorhänge reichte, und sah beim Schimmer einer Lampe, in einen dunkelfarbigen Mantel gehüllt, eine Frau auf einem Schemel sitzen. Sie stützte ihre Ellenbogen auf einen schlechten Tisch und hatte ihren Kopf in ihre elfenbeinweißen Hände gelegt. Man konnte ihr Gesicht nicht unterscheiden, aber ein finsternes Lächeln zog über Athos' Lippen. Es war keine Täuschung möglich. Er sah die, die er suchte. In diesem Augenblick wieherte ein Pferd. Mylady schaute empor, erblickte vor dem Fenster Athos' bleiches Antlitz und stieß einen Schrei aus.

Athos sah, daß sie ihn erkannt hatte, stieß mit dem Knie und der Hand an das Fenster, dieses gab nach, die Scheiben zerbrachen, und Athos sprang, dem Geist der Rache ähnlich, in das Zimmer. Mylady lief nach der Tür und öffnete sie. Noch bleicher, noch drohender als Athos stand d'Artagnan auf der Schwelle. Sie wich aufschreiend zurück. D'Artagnan glaubte, sie könne entfliehen, und zog eine Pistole aus seinem Gürtel. Aber Athos hob die Hand und sagte:

»Steck die Waffe wieder an ihren Ort, d'Artagnan. Diese Frau soll gerichtet und nicht ermordet werden. Warte noch einen Augenblick und du sollst befriedigt sein. Tretet ein, Messieurs!«

D'Artagnan gehorchte, denn Athos hatte die feierliche

Stimme und die mächtige Gebärde eines vom Herrn des Himmels gesandten Richters. Hinter d'Artagnan traten Porthos, Aramis, Lord Winter und der Rotmantel ein. Die vier Diener bewachten die Tür und das Fenster. Mylady war auf ihren Sitz zurückgesunken und streckte die Hände aus, als wollte sie diese furchtbare Erscheinung bannen. Als sie ihren Schwager erblickte, stieß sie einen gräßlichen Schrei aus.

»Was wollt Ihr?« rief sie.

»Wir suchen Charlotte Backson, die sich Comtesse de la Fère und später Lady Winter, Baroness von Sheffield, genannt hat.«

»Ich bin es«, murmelte sie in höchster Bestürzung. »Was wollt Ihr von mir?«

»Wir wollen Euch richten nach Euren Verbrechen. Es steht Euch frei, Euch zu verteidigen. Rechtfertigt Euch, wenn Ihr könnt. Monsieur d'Artagnan, Euch kommt die erste Anklage zu.«

D'Artagnan schritt vor und sagte: »Vor Gott und den Menschen klage ich diese Frau an, Constance Bonacieux, die gestern abend verschieden ist, vergiftet zu haben.«

»Wir bezeugen es«, sagten einstimmig Porthos und Aramis.

D'Artagnan fuhr fort:

»Vor Gott und den Menschen beschuldige ich diese Frau der Absicht, mich selbst zu vergiften; es wurde mir zu diesem Zweck von Villeroi aus Wein gesandt, mit einem gefälschten Brief, durch den sie mich glauben machen wollte, der Wein käme von meinen Freunden. Gott hat mich gerettet, aber an meiner statt ist ein Mann namens Brisemont daran gestorben.«

»Wir bezeugen es«, erklärten Porthos und Aramis.

»Vor Gott und den Menschen«, sprach d'Artagnan weiter, »klage ich diese Frau an, mich zur Ermordung des Comte de Wardes angestiftet zu haben, und da niemand hier ist, um die Wahrheit dieser Beschuldigung zu bezeugen, so bezeuge ich sie.«

Nach diesen Worten trat d'Artagnan mit Porthos und Aramis auf die andere Seite des Zimmers.

»Jetzt ist es an Euch Mylord«, sagte Athos.

Lord Winter trat ebenfalls vor und sagte: »Vor Gott und den Menschen klage ich diese Frau an, daß sie den Herzog von Buckingham ermorden ließ.«

»Der Herzog von Buckingham ermordet!« riefen alle Anwesenden wie aus einem Mund.

»Ja«, erwiderte Lord Winter, »ermordet! Auf Euer warnendes Schreiben hin ließ ich diese Frau verhaften und übergab sie einem redlichen Diener zur Bewachung. Sie verführte diesen Menschen, drückte ihm den Dolch in die Hand, hieß ihn den Herzog ermorden, und in diesem Augenblick bezahlt Feiton vielleicht mit seinem Kopf das Verbrechen dieser Furie.«

Ein Schauer durchlief die Richter bei der Enthüllung dieses noch unbekanntes Verbrechens.

»Das ist noch nicht alles«, setzte Lord Winter fort. »Mein Bruder, der Euch zu seiner Erbin eingesetzt hatte, ist in drei Stunden an einer seltsamen Krankheit gestorben, die auf dem ganzen Körper schwarzblaue Flecken zurückließ. Meine Schwester, wie ist Euer Gatte gestorben?«

»Entsetzlich!« riefen Porthos und Aramis.

»Mörderin Buckinghams! Mörderin Feitons! Mörderin meines Bruders! Ich verlange Gerechtigkeit, und wenn sie mir nicht gegeben wird, so werde ich sie mir selbst nehmen!«

Lord Winter stellte sich neben d'Artagnan und ließ den Platz für einen andern Ankläger frei.

Myladys Stirn sank in ihre Hände, sie suchte ihre durch tödlichen Schwindel verwirrten Gedanken zu sammeln.

»Nun ist es an mir«, sagte Athos, selbst zitternd, wie ein Löwe beim Anblick einer Schlange zittert, »nun ist es an mir. Ich heiratete diese Frau, als sie noch ein junges Mädchen war, ich heiratete sie wider Willen meiner Familie, ich übergab ihr

mein Vermögen, ich gab ihr meine Hand, und eines Tages bemerkte ich, daß diese Frau gebrandmarkt war. Sie trug das Brandmal einer Lilie auf der linken Schulter.«

»Oh!« rief Mylady, sich erhebend, »ich fordere Euch auf, das Tribunal, das diesen schändlichen Spruch über mich verhängt hat, aufzufinden. Ich fordere Euch auf, den zu finden, der ihn vollstreckte.«

»Still«, ließ sich eine Stimme vernehmen, »dies zu beantworten kommt mir zu!«

Und der Rotmantel trat ebenfalls näher.

»Wer ist dieser Mann? Wer ist dieser Mann?« rief, vom Schrecken niedergeschmettert, Mylady, deren Haare sich lösten und sich wie Schlangen um ihr Haupt ringelten.

Aller Augen wandten sich nach dem Mann, denn außer Athos war er allen unbekannt. Doch auch Athos schaute ihn verwundert an, er wußte nicht, in welchem Zusammenhang er mit dem furchtbaren Drama stand, das sich in diesem Augenblick entwickelte. Nachdem der Unbekannte sich langsam und feierlich Mylady genähert hatte, so daß ihn nur noch der Tisch von ihr trennte, nahm er seine Maske ab. Mylady schaute einige Zeit mit allen Zeichen wachsenden Schreckens das bleiche, von schwarzen Haaren und schwarzem Bart umrahmte Gesicht an, dessen einziger Ausdruck eine eisige Unempfindlichkeit war. Dann rief sie plötzlich, aufstehend und bis an die Wand zurückweichend:

»Oh! Nein, nein, nein! Das ist eine höllische Erscheinung! Er ist es nicht! Zu Hilfe, zu Hilfe!« schrie sie mit rauher Stimme und wandte sich nach der Wand um, als ob sie sich mit ihren Händen einen Durchgang öffnen könnte.

»Aber wer seid Ihr denn?« riefen alle Zeugen dieser Szene. – »Fragt diese Frau«, antwortete der Rotmantel, »denn Ihr seht wohl, daß sie mich wiedererkannt hat.«

»Der Henker von Lilie! Der Henker von Lilie!« rief Mylady,

von wahnsinnigem Schrecken erfaßt und sich mit den Händen an die Wand klammernd, um nicht zu fallen.

Alle Anwesenden wichen zurück und der Rotmantel stand allein mitten in der Stube.

»Oh! Gnade! Barmherzigkeit!« rief die Elende, auf die Knie stürzend.

Der Unbekannte wartete, bis es wieder still geworden war, und fuhr dann fort:

»Sie hat mich wiedererkannt. Ja, ich bin der Henker der Stadt Lilie. Hört meine Geschichte!«

Aller Augen waren auf den Mann geheftet, dessen Worte man mit ängstlicher Neugier lauschte.

»Diese Frau war einst ein junges Mädchen, so schön, wie sie heute ist. Sie war eine Nonne im Kloster der Benediktinerinnen von Templemar. Ein junger Priester mit schlichtem, gläubigem Herzen versah den Gottesdienst in der Kirche dieses Klosters. Sie versuchte, ihn zu verführen, und es gelang ihr; ihre Liebschaft konnte nicht lange dauern, ohne beide ins Verderben zu stürzen. Sie bewog ihn, mit ihr die Gegend zu verlassen. Aber um nach einem andern Teil Frankreichs zu entfliehen, wo sie unbekannt leben konnten, brauchte man Geld, und keiner von beiden besaß etwas. Da stahl der Priester die heiligen Gefäße und verkaufte sie, aber als sie eben entweichen wollten, wurden beide verhaftet. Acht Tage später hatte sie den Sohn des Kerkermeisters verführt und war geflüchtet. Der junge Priester wurde zu zehn Jahren Kettenstrafe und zur Brandmarkung verurteilt. Ich war der Henker der Stadt Lilie, wie diese Frau sagte. Ich mußte den Schuldigen brandmarken, und der Schuldige, Messieurs, war mein Bruder.

Ich schwor, daß diese Frau, die ihn zugrunde gerichtet hatte und mehr als seine Mitschuldige war, weil sie ihn zum Verbrechen antrieb, seine Strafe teilen sollte. Ich vermutete, wo sie verborgen war, verfolgte, erreichte, knebelte sie, und drückte

ihr dasselbe Mal auf, das mein Bruder trug. Nach meiner Rückkehr nach Lilie gelang es meinem Bruder, ebenfalls zu entweichen. Man klagte mich der Mitschuld an und verurteilte mich, so lange im Gefängnis zu bleiben, bis er sich wieder gestellt hätte. Mein armer Bruder wußte von diesem Urteil nichts, er war mit der früheren Nonne wieder zusammengetroffen und mit ihr nach Berry gezogen, wo er eine kleine Pfarre erhielt. Sie galt für seine Schwester. Der Herr des Gutes, auf dem die Kirche des Pfarrers lag, sah die angebliche Schwester und verliebte sich in sie, so daß er ihr die Ehe antrug. Da verließ sie den, den sie ins Verderben gestürzt hatte, um dem Mann zu folgen, den sie ins Verderben stürzen sollte, und wurde die Comtesse de la Fère.« Aller Augen wandten sich gegen Athos, der mit einem Zeichen seines Kopfes bestätigte, daß alles, was der Henker gesagt hatte, der Wahrheit entsprach. Dieser fuhr fort: »In Verzweiflung und entschlossen, sich seines Daseins zu entledigen, dem sie Ehre, Glück, alles geraubt hatte, kam mein Bruder nun nach Lilie zurück, und als er von dem Spruch hörte, der mich statt seiner verurteilt hatte, begab er sich freiwillig in Haft und erhängte sich an demselben Abend am Luftloch seines Kerkers. Mich gab man frei. Dies ist das Verbrechen, dessen ich sie anklage, dies die Ursache, warum ich sie gebrandmarkt habe.«

»Monsieur d'Artagnan«, sagte Athos, »welche Strafe verlangt Ihr für diese Frau?«

»Die Todesstrafe!« antwortete d'Artagnan.

»Lord Winter«, fuhr Athos fort, »welche Strafe verlangt Ihr für diese Frau?«

»Die Todesstrafe!« antwortete Lord Winter.

»Monsieur Porthos und Monsieur Aramis«, sagte Athos, »Ihr, die Ihr die Richter seid, welche Strafe verhängt Ihr über diese Frau?«

»Die Todesstrafe!« antworteten mit dumpfer Stimme die beiden Musketiere.

Mylady stieß einen furchtbaren Schrei aus und schleppte sich auf den Knien ihren Richtern entgegen. Athos streckte die Hand gegen sie aus.

»Charlotte Backson, Comtesse de la Fère, Lady Winter«, sagte er, »Eurer Verbrechen sind die Menschen auf Erden und Gott im Himmel müde. Wenn Ihr ein Gebet wißt, so sprecht es.

Bei diesen Worten, die ihr keine Hoffnung mehr übrig ließen, richtete sich Mylady in ihrer ganzen Größe auf und wollte reden. Aber es fehlten ihr die Worte. Sie fühlte, daß eine mächtige, unwiderstehliche, unversöhnliche Hand sie faßte und unwiderruflich fortzog, wie das Verhängnis den Menschen fortreißt. Sie versuchte nicht einmal Widerstand zu leisten und verließ die Hütte.

*

Es war um die Mitternachtsstunde. Zuweilen öffnete ein mächtiger Blitz den Horizont in seiner ganzen Breite, schlängelte sich über die schwarze Masse der Bäume hin und trennte, wie ein furchtbarer Säbel, Himmel und Wasser in zwei Teile. Nicht der leiseste Wind bewegte die Atmosphäre. Totenstille lastete auf der ganzen Natur, der Boden war feucht und schlüpfrig von dem gefallenem Regen, und den wiederbelebten Gräsern und Kräutern entströmten ihre Wohlgerüche mit neuer Kraft.

Zwei Bediente schleppten Mylady. Der Henker ging hinter ihr. Lord Winter, d'Artagnan, Athos, Porthos und Aramis gingen hinter dem Henker. Planchet und Bazin kamen zuletzt. Die Diener führten sie nach dem Fluß.

Als sie sah, daß die andern einige Schritte zurückgeblieben waren, sagte sie zu den Bedienten: »Tausend Pistolen für jeden von euch, wenn ihr meine Flucht begünstigt, wenn ihr mich aber euren Herren ausliefert, so habe ich hier in meiner Nähe Rächer,

die euch meinen Tod teuer bezahlen lassen.«

Grimaud zögerte, Mousqueton zitterte an allen Gliedern. Athos, der Myladays Stimme gehört hatte, näherte sich rasch, ebenso Lord Winter.

»Schickt diese weg«, sagte er, »sie hat mit ihnen gesprochen, sie sind nicht mehr sicher.«

Planchet und Bazin traten an ihre Stelle.

Am Rand des Wassers angelangt, trat der Henker zu Mylady und band ihr Hände und Füße. Da brach sie das Schweigen und rief: »Ihr seid feige, elende Mörder, ihr erhebt euch zu zehnt, um eine Frau umzubringen. Nehmt euch in acht, wenn man mir auch keine Hilfe bringt, so wird man mich doch rächen! ...«

»Ihr seid kein Weib«, sagte Athos kalt, »Ihr gehört nicht dem Menschengeschlecht an, Ihr seid ein der Hölle entsprungener Teufel, den wir wieder dahin zurückschicken.«

»Oh, meine tugendhaften Herren«, sagte Mylady, »gebt wohl acht, daß, wer von Euch ein Haar von meinem Haupt berührt, nicht auch ein Mörder ist.«

»Der Henker kann töten, ohne darum ein Mörder zu sein, Madame«, sagte der Rotmantel und klopfte dabei an sein breites Schwert. »Er ist der Nachrichter, der letzte Richter.«

»Wenn ich schuldig bin, wenn ich die Verbrechen begangen habe, deren Ihr mich bezichtigt«, heulte Mylady, »so führt mich vor ein Tribunal. Ihr seid nicht die Richter, die mich verdammen können. Ich will nicht sterben«, rief sie.

»Die Frau, die Ihr in Bethune vergiftet habt, war noch jünger als Ihr, und ist dennoch gestorben«, sagte d'Artagnan.

»Ich werde in ein Kloster eintreten, ich werde den Schleier nehmen«, rief Mylady.

»Ihr wart in einem Kloster«, sagte der Henker, »und Ihr habt es verlassen, um meinen Bruder zu verderben.«

Mylady stieß abermals einen Angstschrei aus und fiel auf die Knie. Der Henker hob sie bei den Armen auf und wollte sie nach

dem Nachen tragen.

»O mein Gott, mein Gott!« rief sie. »Wollt Ihr mich denn ertränken?«

Dieses Geschrei hatte etwas so Herzerreißendes, daß d'Artagnan, der zuerst ihr erbittertster Verfolger war, sich auf einen Baumstumpf niederließ, das Haupt neigte und die Ohren mit seinen Händen zuhielt.

»Oh! Ich kann dieses furchtbare Schauspiel nicht ansehen«, sagte er, »ich kann nicht zugeben, daß diese Frau so stirbt.«

Mylady hatte die letzten Worte gehört und glaubte wieder einen Hoffnungsschimmer zu sehen.

»D'Artagnan! D'Artagnan!« rief sie, »erinnerst du dich, daß ich dich geliebt habe?«

Der junge Mann stand auf und machte einen Schritt auf sie zu. Athos stand ebenfalls auf und stellte sich ihm in den Weg.

»Wenn Ihr noch einen Schritt macht, d'Artagnan«, sagte er, »so mögen sich unsere Schwerter kreuzen.«

D'Artagnan fiel auf die Knie und betete.

»Auf!« fuhr Athos fort, »Henker, tu deine Pflicht!«

»Gern, Monsieur«, antwortete der Henker, »denn so wahr ich ein guter Katholik bin, glaube ich, daß ich gerecht handle, wenn ich diese Frau richte.«

Athos trat näher zu Mylady und sagte:

»Ich vergebe Euch das Böse, daß Ihr mir zugefügt habt, ich vergebe Euch meine zertrümmerte Zukunft, meine verlorene Ehre, meine befleckte Liebe und mein für immer zugrunde gerichtetes Glück. Sterbt in Frieden!«

Lord Winter kam ebenfalls heran und sagte:

»Ich vergebe Euch die Vergiftung meines Bruders, die Ermordung Lord Buckingham's, ich vergebe Euch den Tod des armen Feiton, ich vergebe Euch, was Ihr gegen meine Person versucht habt. Sterbt in Frieden!«

»Was mich betrifft«, sagte d'Artagnan, »so vergebt mir, Madame, daß ich durch einen eines Edelmannes unwürdigen Betrug Euren Zorn hervorgerufen habe, und dagegen vergebe ich Euch die Ermordung meiner armen Freundin und die grausame Rache, die Ihr an mir genommen habt. Sterbt in Frieden!«

»Ich bin verloren!« murmelte Mylady, »ich muß sterben!«

Dann erhob sie sich und warf einen jener leuchtenden Blicke um sich, die aus einem Flammenmeer zu tauchen schienen. Sie sah nur Feinde um sich.

»Wo soll ich sterben?« fragte sie.

»Auf dem andern Ufer«, antwortete der Henker.

Dann ließ er sie in seine Barke steigen.

Der Nachen entfernte sich nach dem linken Ufer der Lys, die Schuldige und den Nachrichter mit sich tragend. Die anderen blieben auf dem rechten Ufer und waren niedergekniet. Langsam glitt der Nachen am Seil der Fähre entlang unter dem Widerschein einer bleichen Wolke, die in diesem Augenblick über dem Wasser schwebte. Man sah ihn am andern Ufer landen. Die Personen zeichneten sich schwarz am rötlichen Horizont ab. Mylady hatte während der Überfahrt den Strick an ihren Füßen loszumachen gewußt. Als sie sich nahe am Ufer befand, sprang sie leicht auf den Boden und ergriff die Flucht. Aber der Boden war feucht, oben auf der Böschung glitt sie aus und fiel auf die Knie; sie fühlte, daß der Himmel ihr seinen Beistand versagte, und verharrte, gebeugten Hauptes und mit gefalteten Händen in der Stellung, in der sie sich befand.

Da sah man vom andern Ufer den Henker langsam seine Arme erheben, ein Strahl des Mondes spiegelte sich auf der Klinge seines breiten Schwertes. Die Arme fielen nieder, man hörte das Zischen des Schwertes, und eine verstümmelte Masse wälzte sich unter dem Streich. Dann nahm der Henker seinen roten Mantel ab, legte den Körper darauf, warf den Kopf dazu,

knüpfte den Mantel an seinen vier Enden zusammen, lud ihn auf seine Schulter und stieg wieder in den Nachen. Als er die Mitte des Lys erreicht hatte, hielt er die Barke an, hob seine Last über den Fluß und rief: »Gottes Gerechtigkeit mag walten.« Und er schleuderte den Leichnam in die Tiefe des Wassers, das sich darüber schloß.

19

Drei Tage danach kamen die vier Musketiere nach Paris zurück. Sie hatten ihren Urlaub eingehalten und statteten noch an demselben Abend Monsieur de Treville ihren Besuch ab.

»Nun, Messieurs«, fragte sie der brave Kapitän, »habt ihr euch bei eurem Ausflug gut unterhalten?«

»Ungewöhnlich«, antwortete Athos in seinem und seiner Freunde Namen.

Am Sechsten des folgenden Monats verließ der König, dem Versprechen getreu, das er dem Kardinal geleistet hatte, die Stadt Paris, noch ganz betäubt durch die Nachricht von der Ermordung Buckinghams.

Obgleich sie wußte, daß der Mann, den sie so sehr geliebt hatte, von einer Gefahr bedroht war, wollte die Königin, als man ihr seinen Tod ankündigte, nicht daran glauben. Sie rief sogar, alle Klugheit vergessend aus: »Das ist nicht wahr, er hat mir erst kürzlich geschrieben!« Aber am andern Tag mußte sie wohl der unseligen Kunde Glauben schenken. La Porte kam als Überbringer des letzten traurigen Geschenkes an, das ihr Buckingham sandte.

Der König war im Grunde hochofret, als er die Nachricht erhielt. Bald aber wurde er wieder düster und übler Laune.

Die Rückkehr nach La Rochelle war auch äußerst traurig. Besonders setzten unsere Freunde ihre Kameraden in Erstaunen. Sie ritten dicht nebeneinander mit düsteren Augen und

gesenkten Häuptern. Nur Athos hob seine breite Stirn von Zeit zu Zeit empor, ein Blitz leuchtete in seinen Augen, ein bitteres Lächeln zog über seine Lippen, und dann überließ er sich wieder, wie seine Kameraden, finsternem Brüten.

Als der König eines Tages auf dem Weg haltgemacht hatte, um die Elster zu beizen, und die vier Freunde ihrer Gewohnheit gemäß, statt der Jagd zu folgen, in einem Wirtshaus an der Landstraße saßen, sprengte ein Mann, der von La Rochelle kam, mit verhängten Zügeln heran, hielt vor der Tür, um ein Glas Wein zu trinken, und schaute ins Innere der Stube, wo sich die vier Musketiere befanden.

»Holla! Monsieur d'Artagnan«, rief er, »seid Ihr es nicht, den ich da drin sehe?«

D'Artagnan schaute auf und stieß einen Freudenschrei aus. Der Unbekannte, der ihn rief, war sein Gespenst, sein Unbekannter von Meung, von der Rue des Fossoyeurs und von Arras.

D'Artagnan zog den Degen und stürzte nach der Tür. Aber statt zu fliehen, sprang der Unbekannte vom Pferd und eilte d'Artagnan entgegen.

»Ah! Mein Herr«, sagte der junge Mann, »endlich treffe ich Euch. Diesmal sollt Ihr mir nicht entgehen!« – »Das ist auch gar nicht meine Absicht, denn ich suchte Euch. Ich verhaftete Euch im Namen des Königs!« – »Wie, was sagt Ihr?« – »Ihr habt mir Euren Degen zu geben, und zwar ohne Widerstand. Es geht um Euren Kopf, das sage ich Euch.« – »Wer seid Ihr denn?« fragte d'Artagnan, den Degen senkend, aber ohne ihn abzugeben. – »Ich bin der Comte de Rochfort, der Stallmeister Seiner Eminenz des Kardinals Richelieu, und habe den Befehl, Euch vor Seine Eminenz zu führen.«

»Wir kehren zu Seiner Eminenz zurück, Comte«, sagte Athos vortretend, »und Ihr werdet wohl Monsieur d'Artagnan auf sein Wort glauben, daß er sich in gerader Richtung nach La Rochelle begibt.«

»Ich muß ihn den Wachen übergeben, die ihn nach dem Lager führen werden.«

»Wir werden ihm als solche dienen, Monsieur, bei unserem adeligen Ehrenwort! Aber ich sage Euch auch«, fügte Athos, die Stirn runzelnd, hinzu, »daß uns Monsieur d'Artagnan nicht verläßt.«

Der Comte de Rochefort warf einen Blick zurück und sah, daß sich Porthos und Aramis zwischen ihn und die Tür gestellt hatten. Er erkannte, daß er ganz der Willkür dieser vier Männer preisgegeben war.

»Messieurs«, sagte er, »wenn mir Monsieur d'Artagnan seinen Degen überreichen und auch sein Wort geben will, so begnüge ich mich mit Eurem Versprechen, Monsieur d'Artagnan in das Quartier Seiner Eminenz zu führen.«

»Ihr habt mein Wort«, sagte d'Artagnan, »und hier meinen Degen.«

»Das ist mir um so lieber«, fügte Rochefort hinzu, »als ich meine Reise fortsetzen muß.«

»Geschieht dies, um Mylady aufzusuchen?« fragte Athos kalt, »so bemüht Euch nicht, Ihr werdet sie nicht finden.«

»Was ist denn aus ihr geworden?« fragte Rochefort heftig.

»Kommt in das Lager zurück, und Ihr sollt es erfahren.«

Man setzte sich in Marsch und erreichte am andern Tag um drei Uhr nachmittags Surgères. Der Kardinal erwartete hier Ludwig XIII. Der Minister und der König sagten sich viel Schmeichelhaftes und Liebevolltes und beglückwünschten sich zu dem glücklichen Zufall, der Frankreich von dem erbitterten, ganz Europa aufwiegelnden Feind befreit hatte.

Sobald dies geschehen war, verabschiedete sich der Kardinal, der durch Rochefort von d'Artagnans Ankunft unterrichtet worden war und diesen sogleich vernehmen wollte, von dem König, nachdem er ihn eingeladen hatte, am andern Tag die vollendeten Dammarbeiten zu besichtigen. Als der Kardinal am

Abend nach seinem Quartier am Pont de Pierre zurückkam, fand er d'Artagnan ohne Degen und die drei Musketiere wohl bewaffnet vor dem Haus, das er bewohnte. Da er ihnen diesmal an Kräften überlegen war, wies seine Miene kein Wohlwollen auf, und er gab d'Artagnan nur kurz ein Zeichen, ihm zu folgen.

»Wir warten auf dich, d'Artagnan«, sagte Athos, laut genug, daß es der Kardinal hören konnte.

D'Artagnan trat hinter dem Kardinal, Rochefort hinter d'Artagnan ein. Die Tür wurde bewacht. Seine Eminenz begab sich in das Zimmer, das als Arbeitskabinett diente. D'Artagnan blieb allein bei dem Kardinal. Es war seine zweite Zusammenkunft mit Richelieu, und er gestand später, er sei überzeugt gewesen, daß es seine letzte sein würde. Richelieu blieb neben dem Kamin stehen, so daß sich zwischen ihm und d'Artagnan ein Tisch befand.

»Ihr seid auf meinen Befehl verhaftet worden«, sagte der Kardinal. – »Man hat es mir gesagt, Monseigneur.« – »Wißt Ihr, warum?« – »Nein, Monseigneur, denn die einzige Sache, deretwegen ich verhaftet werden könnte, ist Eurer Eminenz noch unbekannt.«

Richelieu schaute den jungen Mann fest an und rief:

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Wenn mich Monseigneur zuerst über die Verbrechen aufklären will, die man mir zur Last legt, so werde ich ihm sagen, was ich getan habe.«

»Man legt Euch Verbrechen zur Last, die schon höhere Häupter, als das Eurige, in den Sand gestreckt haben.«

»Welche, Monseigneur?« fragte d'Artagnan mit einer Ruhe, die den Kardinal in Erstaunen versetzte.

»Man klagt Euch an, Ihr hättet mit den Feinden des Königreiches korrespondiert, man klagt Euch an, Ihr hättet Staatsgeheimnisse erlauscht, man klagt Euch an, Ihr hättet die Pläne Eures Generals zu vereiteln gesucht.«

»Und wer beschuldigt mich dessen, Monseigneur?« sagte d'Artagnan. »Ein vom Gericht gebrandmarktes Weib, ein Weib, das einen Mann in Frankreich und einen andern in England geheiratet, ein Weib, das seinen zweiten Gatten vergiftet und mich selbst zu töten versucht hat.«

»Was sagt Ihr da!« rief der Kardinal voll Erstaunen, »von welchem Weib sprecht Ihr?«

»Von Mylady, ja Lady Winter, deren Verbrechen Eure Eminenz ohne Zweifel nicht kannte, als sie sie mit ihrem Vertrauen beehrte.«

»Monsieur«, sagte der Kardinal, »wenn Lady Winter die Verbrechen begangen hat, deren Ihr sie bezichtigt, so soll sie bestraft werden.« – »Sie ist bestraft.« – »Und wer hat sie bestraft?« – »Wir.« – »Sie ist im Gefängnis?« – »Sie ist tot.«

»Tot!« wiederholte der Kardinal, der nicht an das glauben konnte, was er hörte. »Habt Ihr gesagt, sie sei tot?«

»Zweimal versuchte sie, mich zu töten, und ich verzieh ihr, aber sie mordete eine Frau, die ich liebte. Dann nahmen meine Freunde und ich sie gefangen, hielten Gericht und verurteilten sie.«

D'Artagnan erzählte nun von der Vergiftung der Madame Bonacieux, vom Gericht in dem einsamen Haus und der Hinrichtung am Ufer des Lys. Ein Schauer lief dem Kardinal durch den ganzen Leib, und doch schauerte der Kardinal sonst nicht so leicht. Aber als ob sich plötzlich ein stummer Gedanke seiner bemächtigt hätte, erhellte sich allmählich das bisher so düstere Antlitz des Kardinals, und er wurde vollkommen ruhig.

»Ihr habt euch also«, sagte er mit einer Stimme, deren Weichheit in seltsamem Widerspruch zu der Strenge der Worte stand, »Ihr habt euch also zu Richtern aufgeworfen, ohne zu bedenken, daß, wer ohne Auftrag straft, ein Mörder ist.«

»Monseigneur, ich schwöre, daß ich nicht einen Augenblick die Absicht gehabt habe, mich gegen Euch zu verteidigen. Ich

werde mich der Strafe unterwerfen, die Eure Eminenz über mich ausspricht. Ich hänge nicht so sehr am Leben, daß ich den Tod fürchten sollte.«

»Ja, ich weiß es, Ihr seid ein beherzter Mann«, sagte der Kardinal mit beinahe zärtlichem Ton, »ich kann Euch also im voraus sagen, daß man Gericht über Euch halten und verurteilen wird.«

»Ein anderer würde Eurer Eminenz vielleicht entgegen, er habe seine Begnadigung in der Tasche, ich aber sage nur: Befehlt, Monseigneur, ich bin bereit.« – »Eure Begnadigung?« – »Ja, Monseigneur«, erwiderte d'Artagnan. – »Und von wem unterzeichnet? Vom König?« Der Kardinal sprach diese Worte mit einem eigentümlichen Ausdruck der Verachtung. – »Nein, von Eurer Eminenz.« – »Von mir? Ihr seid ein Narr, Monsieur.« – »Monseigneur wird ohne Zweifel seine Handschrift erkennen.« Bei diesen Worten überreichte d'Artagnan dem Kardinal das kostbare Papier, das Athos Mylady entrissen und d'Artagnan übergeben hatte, dem es als Schutz dienen sollte. Seine Eminenz nahm es und las es langsam, mit starker Betonung jeder einzelnen Silbe.

»Auf meinen Befehl und zum Wohle des Staates hat der Inhaber dieses Scheines getan, was er getan hat. Den 5. August 1628 Riche lieu.«

Der Kardinal versank in tiefes Nachsinnen, nachdem er das Papier gelesen hatte, gab es aber d'Artagnan nicht zurück.

»Er überlegt, durch welche Strafe er mich zum Tod befördern soll«, sagte der Gascogner ganz leise zu sich selbst. »Gut, er soll sehen, wie ein Edelmann stirbt.«

Richelieu dachte immer noch nach, rollte das Papier in seiner Hand zusammen und rollte es wieder auseinander. Dann schaute er auf und heftete seinen Adlerblick auf diese redlichen, offenen Züge, denen die jüngst ausgestandenen Leiden noch anzumerken waren, und dachte wieder daran, welche Zukunft dieser zwanzigjährige Jüngling vor sich hatte, und welchen

Gewinn er durch seinen Eifer, seinen Mut und seinen Geist einem klugen Gebieter bieten könnte.

Andererseits hatten ihn Myladays Verbrechen, ihre Macht und ihr höllisches Genie mehr als einmal erschreckt, und er empfand eine geheime Freude darüber, daß er für immer von dieser gefährlichen Bundesgenossin befreit war. Langsam zerriß er das Papier, das ihm d'Artagnan so edelmütig übergeben hatte.

»Ich bin verloren«, sagte d'Artagnan zu sich selbst, und er verbeugte sich tief vor dem Kardinal.

Der Kardinal trat an den Tisch, schrieb, ohne sich zu setzen, ein paar Zeilen auf ein Pergament, das zu zwei Dritteln bereits vollgeschrieben war, und drückte sein Siegel darunter.

»Das ist meine Verurteilung«, dachte d'Artagnan, »er erspart mir die Unannehmlichkeiten der Bastille und des langweiligen Strafprozesses. Ich finde das noch sehr liebenswürdig von ihm.«

»Nehmt«, sagte der Kardinal zu dem jungen Mann, »ich habe Euch eine Blankovollmacht genommen und gebe Euch eine andere. Der Name fehlt darauf, Ihr werdet ihn selbst eintragen.«

D'Artagnan ergriff das Papier zögernd und warf einen Blick darauf. Es war eine Leutnantsstelle bei den Musketieren.

D'Artagnan fiel dem Kardinal zu Füßen.

»Monseigneur«, rief er, »mein Leben gehört von nun an Euch, verfügt darüber. Aber ich verdiene die Gunst nicht, die Ihr mir bewilligt, ich habe drei Freunde, die würdiger ...«

»Ihr seid ein braver Junge, d'Artagnan«, unterbrach ihn der Kardinal und klopfte ihm, entzückt, diese widerspenstige Natur besiegt zu haben, vertraulich auf die Schulter, »macht mit diesem Patent, was Ihr wollt, da kein Name darauf steht. Nur erinnert Euch, daß ich es Euch gebe! «

»Ich werde es nie vergessen«, antwortete d'Artagnan, »Eure Eminenz darf dessen sicher sein.«

Der Kardinal wandte sich um und rief: »Rochefort!«

Der Comte hatte sich ohne Zweifel nahe der Tür aufgehalten

und trat sogleich ein.

»Rochefort«, sagte der Kardinal, »Ihr seht hier Monsieur d'Artagnan, ich nehme ihn unter die Zahl meiner Freunde auf. Man umarme sich also und sei vernünftig, wenn man sein Leben lieb hat!« Rochefort und d'Artagnan küßten sich mit dem Rand ihrer Lippen. Der Kardinal beobachtete sie mit wachsamem Auge.

Sie verließen gleichzeitig das Gemach.

»Wir werden uns wiedersehen, nicht wahr, Monsieur?« – »Sobald es Ihnen gefällig ist«, erwiderte d'Artagnan. – »Die Gelegenheit wird sich finden«, sagte Rochefort. – »Was ist da los?« fragte in diesem Augenblick Richelieu, die Tür öffnend. Die beiden Männer lächelten einander zu, drückten sich die Hand und verneigten sich vor Seiner Eminenz.

»Wir fingen an unruhig zu werden«, sagte Athos, als der Musketier zurückkam,

»Hier bin ich, meine Freunde«, antwortete d'Artagnan. – »Frei?« – »Nicht allein frei, sondern in Gnaden.« – »Das müßt Ihr uns erzählen.« – »Noch heute abend.«

D'Artagnan begab sich wirklich noch an demselben Abend in Athos' Wohnung, wo er den Freund damit beschäftigt fand, seine Flasche spanischen Weines zu leeren, ein Geschäft, dem er gewissenhaft jeden Abend oblag.

Er erzählte, was zwischen ihm und dem Kardinal vorgefallen war, zog sein Patent aus der Tasche und sagte: »Nehmt, mein lieber Athos, was selbstverständlich Euch zukommt.«

Athos lächelte in seiner sanften, liebenswürdigen Art und erwiderte: »Freund, für Athos ist es zuviel, für den Comte de la Fère ist es zuwenig. Behaltet dieses Patent, es gehört Euch! Ach! Ihr habt es teuer genug bezahlen müssen.«

D'Artagnan ging fort und trat bei Porthos ein.

Er traf ihn mit einem prächtigen, glanzvoll bestickten Rock bekleidet, wie er sich eben im Spiegel beschaute.

»Ah! Ah!« rief Porthos, »Ihr seid es, lieber Freund. Wie findet Ihr, daß mir dieser Rock steht?«

»Vortrefflich«, sagte d'Artagnan; »doch ich komme, um Euch ein Kleid anzutragen, das Euch noch viel besser stehen wird.«

»Welches?«

»Die Uniform eines Musketierleutnants.«

D'Artagnan erzählte Porthos seine Unterredung mit dem Kardinal, zog das Patent aus der Tasche und sagte: »Nehmt, mein Lieber, schreibt Euren Namen darauf und seid mir ein guter Vorgesetzter.«

Porthos warf einen Blick auf das Patent und gab es zum großen Erstaunen des jungen Mannes zurück.

»Ja«, sagte er, »das wäre sehr schmeichelhaft, aber ich könnte diese Gunst nicht lange genießen. Während unseres Zuges nach Bethune ist der Gatte meiner Herzogin gestorben, und da mir die Kasse des Seligen die Hand reicht, so heirate ich die Witwe. Seht, ich habe soeben meinen Hochzeitsanzug probiert. Behaltet das Leutnantspatent, mein Lieber, behaltet es.«

Und er legte es d'Artagnan wieder in die Hände.

Der junge Mann begab sich zu Aramis. Er fand ihn vor einem Betpult kniend, seine Stirn über ein Andachtsbuch gestützt.

D'Artagnan erzählte ihm von seiner Zusammenkunft mit dem Kardinal, zog sein Patent zum drittenmal aus der Tasche und sagte: »Ihr, unser Freund, unser Licht, unser unsichtbarer Beschützer, empfangt dieses Patent, Ihr habt es mehr als jeder andere durch Eure Weisheit und Eure trefflichen Ratschläge verdient.«

»Ach! Teurer Freund«, erwiderte Aramis, »unsere letzten Abenteuer haben mir einen gänzlichen Widerwillen gegen das Soldatenleben eingeflößt. Diesmal steht mein Entschluß unwiderruflich fest, nach der Belagerung trete ich in ein Kloster ein. Behaltet dieses Patent, d'Artagnan! Das Waffenhandwerk sagt Euch zu, Ihr werdet ein kühner und verwegener Kapitän

werden.«

Das Auge feucht vor Dankbarkeit, strahlend vor Freude kehrte d'Artagnan zu Athos zurück, den er immer noch am Tisch vorfand, wo er mit seinem letzten Glas Malaga beim Schein der Lampe liebäugelte.

»Auch sie haben mich zurückgewiesen«, sagte er.

»Ganz einfach, lieber Freund, keiner war dieses Vorzuges würdiger als Ihr.«

Er nahm eine Feder, schrieb in das Patent den Namen d'Artagnan und gab es ihm zurück.

»Ich werde also keine Freunde mehr haben«, sagte der junge Mann. »Ach! Nichts mehr als bittere Erinnerungen.«

Und ließ sein Haupt zwischen seine Hände sinken, während zwei Tränen seine Wangen hinabrollten.

»Ihr seid noch jung«, erwiderte Athos, »und Eure bitteren Erinnerungen haben Zeit, sich in süße Erinnerungen zu verwandeln.«

Nachwort

Der Hilfe der englischen Flotte und des von Buckingham versprochenen Landheeres beraubt, ergab sich La Rochelle nach

einer einjährigen Belagerung; am 25. Oktober 1628 unterzeichnete man seine Kapitulation.

Der König hielt am 23. Dezember desselben Jahres seinen Einzug in Paris. Man feierte ihn im Triumph, als ob er einen wirklichen Feind und nicht andersgläubige Franzosen besiegt hätte. Unter Bogen von grünem Laubwerk zog er durch das Faubourg Saint-Jacques ein. D'Artagnan trat in den Genuß des ihm gebotenen Grades. Porthos verließ den Dienst und heiratete im Verlauf des darauffolgenden Jahres Madame Coquenard. Die so schmerzlich ersehnte Geldtruhe enthielt achtmalshunderttausend Livres. Mousqueton trug eine prächtige Livree und genoß die Befriedigung, nach der er sein ganzes Leben getrachtet hatte, nämlich hinten auf einer vergoldeten Karosse stehen zu dürfen.

Aramis verschwand plötzlich nach einer Reise ins Lothringische und schrieb seinen Freunden nicht mehr. Man erfuhr später durch Madame de Chevreuse, daß er in ein Kloster in Nancy eingetreten war. Bazin wurde Laienbruder.

Athos blieb unter d'Artagnans Befehl Musketier bis zum Jahre 1633, da er unter dem Vorwand, eine kleine Erbschaft gemacht zu haben, den Dienst verließ. Grimaud folgte Athos.

D'Artagnan schlug sich dreimal mit Rochefort und verwundete ihn dreimal. »Ich werde Euch wahrscheinlich beim viertenmal töten«, sagte er und reichte ihm die Hand, um ihm aufzuhelfen.

»Es ist besser für Euch und für mich, wir lassen es hierbei bewenden«, antwortete der Verwundete. »Zum Henker, ich meine es besser mit Euch, als Ihr vielleicht glaubt, denn schon bei unserm ersten Zusammentreffen bedurfte es nur eines Wortes zu dem Kardinal, und man hätte Euch den Hals abgeschnitten.« Sie umarmten sich, aber diesmal aus vollem Herzen.

Planchet erhielt von Rochefort den Grad eines Sergeanten im Regiment Piémont.

Monsieur Bonacieux lebte in vollkommener Ruhe, wußte nicht, was aus seiner Frau geworden war, und kümmerte sich auch nicht darum. Eines Tages hatte er die Unklugheit, sich dem Kardinal ins Gedächtnis zurückzurufen. Am andern Tag ging Monsieur Bonacieux nach dem Louvre und erschien nie mehr in der Rue des Fossoyeurs. Man meinte, daß er auf Kosten Seiner Eminenz freie Kost und Wohnung genieße.